

Herð und Schwert

by Fritz Skowronnek, 1858-1939

Veröffentlicht: 1916

ss ss ss ss ss 2s 2s 2s 2s 2s

Inhalt

- TEIL I ... NNNN.
Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 6
 - TEIL II ... NNNN.
Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 6
 - TEIL III ... NNNN.
Kapitel 1 ... bis ... Kapitel 8
-

TEIL I

Kapitel 1

Herr von Rosen auf Berschkallen hatte das Zeitliche gesegnet. Von seinem Wahlspruch: 'Lustig gelebt und selig gestorben, hat dem Teufel die Rechnung verdorben', hatte er nur den ersten Teil befolgt. An der Erfüllung des zweiten Teils hatte ihn sein plötzlicher Tod verhindert. Zur gewohnten Stunde, pünktlich wie immer, war er nachts um zwei Uhr von seinem Jugend- und Busenfreund Braczko heimgekehrt, hatte sich vergnügt zu Bett gelegt und war sanft eingeschlafen...

Nicht einmal die gewohnte Stellung, auf der rechten Seite, das linke Bein über das Deckbett geschlagen, hatte er geändert. Mehrmals war sein alter Diener Jons durch das verdunkelte Zimmer gegangen und hatte nicht gewagt, den Schlummer seines Herrn zu stören.

Erst als es zu Mittag ging, hatte er sich entschlossen, an das Bett zu treten und halblaut zu sagen:

„Gnädiger Herr, es ist Zeit, aufzustehen.“

Wie der Blitz war die Erkenntnis in ihn eingeschlagen, daß sein Herr nicht mehr unter den Lebenden weilte. Da hatte er sich auf den Bettrand gesetzt und hatte lange das stille Gesicht betrachtet, das im Tode noch ebenso jovial gutmütig aussah wie im Leben. Dann hatte er sich die Tränen abgewischt und war mit ruhiger, unbeweglicher Miene, wie sie ihm in seinem Beruf zur Gewohnheit geworden war, zur Gnädigen ins Zimmer getreten und hatte gewartet, bis sie nach seinem Begehre fragte.

„Melde gehorsamst, daß der gnädige Herr sanft eingeschlafen ist.“

Die alte Dame lehnte sich in ihrem Fahrstuhl zurück und schloß die Augen.

Leise fuhr Jons fort:

„Der gnädige Herr sind ganz sanft eingeschlafen. Wie er sich zu Bett gelegt hat, liegt er noch jetzt.“

Ein müdes Kopfnicken.

„Schicken Sie mir Grundmoser her.“

Eine kleine Handbewegung; er war entlassen.

Schweigend machte Jons kehrt und ging hinaus, um seinem Herrn den letzten Dienst zu erweisen, ihn zu waschen und anzukleiden.

Bald nach Mittag wurde der schwere schmucklose Eichensarg aus dem Kirchturm, wo er schon jahrelang in fester Umhüllung bereit stand, geholt, und als der trübe Herbstabend herabsank, war der Gutsherr von Berschkallen auf der Diele aufgebahrt. Ein Dutzend armdicker Wachslichter spendeten ihm das letzte Licht auf dieser Erde.

Bald nach dem Abendbrot kam sein Freund Braczko. Seit rund zwanzig Jahren hatte es kaum einen Abend gegeben, an dem die beiden nicht ihren Rotspohn miteinander getrunken hätten. Den einen Abend in Berschkallen, den anderen in Keimkallen.

Viel gesprochen wurde dabei nicht, selbst das Zuprosten hatten sie sich im Laufe der Zeit abgewöhnt, es genügte ja, wenn einer das Glas zum anderen erhob. Nur gegen ein Uhr pflegte der Gastgeber zu fragen: „Nehmen wir noch eine?“

Das war auch überflüssig, denn es pflegte nie vorzukommen, daß der andere die Frage verneinte.

Braczko hatte kein Wort gesagt, keine Frage getan, als er vom Wagen stieg. Der helle Lichterschein, der ihm von der Diele entgegen strahlte, sagte ihm alles. Still trat er an den Sarg und strich dem toten Freund über das stille Gesicht.

„August, warum hast du mich verlassen? Was soll ich armes Wurm jetzt allein anfangen? Das Beste war, wenn Er mich jetzt auch holte.“

Dann hatte er sich in den Ledersessel am Kamin niedergelassen, in dem er immer zu sitzen pflegte. Jons hatte ihm wie immer die gewohnte Marke Rotwein gebracht und das erste Glas eingegossen, das Braczko zu seinem Freund hob...

Von den Wänden der Diele sahen sie Jagdtrophäen, die das alte Geschlecht im Laufe von vier Generationen zusammengebracht hatte, auf den Letzten des Stammes herab, der die letzten Stunden unter seinem Dache weilte. Da hingen ausgestopfte Köpfe vom Elch, Hirsch und Wildschwein, dazwischen mächtige Geweihe und altes Gewaffen, wie man es früher im Nah- und Fernkampf gegen starkes Wild gebrauchte.

Drei Nächte hielt Braczko bei seinem toten Freund und Rotspohn die Leichenwacht.

Das letzte Glas, das er ausgetrunken hatte, warf er in den leeren Kamin, daß es in tausend Scherben zersplitterte...

Das war weiter nichts als das Symbol für das Ende einer unwandelbaren treuen Freundschaft, nicht etwa die Bekräftigung eines Gelübdes zur Enthaltensamkeit, denn Herrn Braczko auf Keimkallen hat der Rotspohn noch manches Jahr gemundet...

Am meisten Arbeit von dem Todesfall hatte Fräulein Marie Brinkmann, die „Mamsellchen“, wie sie als Beherrscherin der Küche genannt wurde, denn es wurde gesotten, gebraten und gebacken, wie es zu einem großen Schmaus erforderlich ist. Die Margellen, die den Kuchenteig kneteten und walkten, mußten, wie es die alte Sitte verlangte, tüchtig dabei juchzen, damit der Kuchen gut geriet, denn Mamsellchen wollte auch beim Begräbnis ihres Herrn mit ihrer Kunst Ehre einlegen.

Mehr als anderswo haben sich dort hinten, fern im Osten, wo der deutsche Grundbesitz treue Macht hält gegen das andräuende Moskwitertum, die alten Gebräuche erhalten. Das Begräbnis ist nicht bloß ein Akt stiller Teilnahme für die Leidtragenden, sondern ein Opferfest, für den Entschlafenen, dem man bei kräftigem Schmaus und Trunk die rühmenden Nachreden nachschickt... ein Überrest aus den Zeiten des Heidentums, als man dem Tod noch nicht so wehleidig gegenüberstand als jetzt... Vielleicht muß man hier die Gegenwart ausnehmen, die uns wieder gelehrt hat, den Tod als die Krönung der Tapferkeit und Pflichterfüllung im Dienste des Vaterlandes zu bewerten...

Der kleine Kirchhof hatte nicht hingereicht, die Menge zu fassen, die dem Herrn von Berschkallen das letzte Geleit gegeben hatte.

Rings um den niedrigen Zaun standen die Menschen in dichten Reihen.

Auf der Diele am offenen Sarge hatte der Pastor Schimkus dem entschlafenen Jugendfreunde, der ihn von der Hochschule nach bestandenen Examen zum Seelsorger seiner Gutsleute berufen hatte, die Leichenrede gehalten. Er

konnte ihm nachrühmen, daß er ein tüchtiger Wirt und seinen Leuten allzeit ein gütiger Herr gewesen, dem droben im Himmel ein gerechter Richter den gebührenden Platz in Abrahams Schoß anweisen würde.

Über den reichlichen Abendtrunk seines Gutsherrn dachte er wohl ebenso milde wie jener Kandidat, der die heikle Aufgabe zu erfüllen hatte, in der Probepredigt gegen Völlerei und Schlemmerei zu sprechen und auf den anwesenden Schloßherrn, der die Freuden der Tafel sehr liebte, die Nutzenanwendung zu machen. Seine beiden Mitbewerber hatten sich mit Ach und Krach um die Aufgabe herumzudrücken versucht.

Er jedoch donnerte wie ein Held gegen die faulen Bäuche, daß alle Hofschranzen, vom Hofmarschall bis zum Diener, vor Schrecken erbleichten. Und dann kam die Nutzenanwendung auf den gestrengen Patron:

„Was aber unseren allergnädigsten Landesherrn betrifft, der hat's, dem schmeckt's, wohl bekomm's ihm, amen!“

Der weißköpfige Schimkus machte sich die Sache noch leichter. Er stellte dem fröhlichen Genießen des Lebens und all der guten Gottesgaben, die auf dieser Erde zu finden sind, die ernste Arbeit gegenüber, die der Entschlafene als Verwalter einer großen Begüterung mit sichtlichem Erfolg und reichlichem Segen geleistet hatte. Mit der von christlicher Anschauung gebotenen Einschränkung, daß wir allzumal Sünder sind und vor Gott des Ruhmes erman-geln, war auch dem Gerechtigkeitsgefühl aller Anwesenden reichlich Genüge geschehen.

Mit stillem, unbewegtem Gesicht saß die nun verwitwete Frau Christine von Rosen in ihrem Rollstuhl. Eine Erkältung bei einem schweren Gichtanfall, der ihr die Knie verkrümmt hatte, hatte ihr auch das Augenlicht geraubt... Nur ein schwacher Schimmer drang noch in ihre Augen...

Hatte das schwere Leid, das sie in sich selbst trug, sie gegen Schicksals-schläge abgestumpft? Oder war der Tod des Gatten kein Verlust mehr für sie? Von den Anwesenden wußte mancher, daß es keine Liebesheirat gewesen, wenigstens nicht von ihrer Seite, die das Paar zusammengeführt hatte.

Aber sie war dem Manne mehr als ein Menschenalter hindurch eine treue Gefährtin gewesen. Und die Nahestehenden wußten, daß sie von Anbeginn an die Zügel der Wirtschaft in festen, rastlos schaffenden Händen gehalten, und daß der größte Teil des Lobes, den der Pastor dem Entschlafenen gespendet, ihr gebührte.

Der alte Inspektor Grundmoser, der mit seinem Herrn alt und grau geworden war, hätte noch hinzufügen können, daß alle Verbesserungen von ihr ausgegangen wären. Erblindet, gelähmt, hatte sie vom Fahrstuhl aus jeden Abend, während ihr Mann hinter der Flasche saß, die Anordnungen getroffen, die bei solch einem großen Gut erforderlich sind. Wer all das wußte, wunderte sich nicht darüber, daß ihre lichtlosen Augen keine Tränen mehr für den toten Gat-ten aufzubringen vermochten... Was ihr durch den Sinn ging, als der Sarg, dem sie des schlechten Weges und Wetters wegen nicht das Geleit zum Kirchhof ge-ben konnte, von starken Männern aufgehoben und hinausgetragen wurde, konnte niemand wissen...

Ihre Stelle am offenen Grab wurde vollkommen von Braczko ausgefüllt, der dem Toten die ersten drei Hände voll Erde nachwarf. Und dann kamen alle und drückten ihm in ehrlicher Teilnahme die Hand, denn alle wußten, wie viel er verloren hatte...

Beim Kaffee und Kuchen herrschte im Trauerhaus noch die wehmütige Stimmung vor. Man sprach mit gedämpfter Stimme.

Aber bald, nachdem Frau von Rosen sich in ihr Zimmer hatte hinausfahren lassen, wurden die Reden lauter. Gute Freunde, alte Bekannte, die das traurige Ergebnis von weither zusammengeführt hatte, setzten sich zueinander, um sich zu berichten, wie es ihnen solange ergangen wäre.

In einem Kreise der näheren Bekannten, der sich um Braczko geschart hatte, wurde die Vergangenheit durchgesprochen, wobei sich recht oft die Veranlassung ergab, dem Entschlafenen ein stilles Glas zu weihen. Der Pastor erzählte mit einem Schuß dankbarer Rührung, wie ihn das Schicksal mit dem jungen Gutsherrn, der zu seinem Vergnügen einige Semester in Königsberg studierte, zusammengeführt hatte. Auf der Mensur hatten sie sich kennen gelernt.

„Die Normannen,“ so erzählte der alte Herr, und das Feuer fröhlicher Erinnerung sprang dabei aus seinen Augen, „hatten bei uns Balten für Rosen wegen einer gleich starken Partie anfragen lassen. Wir waren damals nicht viel Aktive, ich glaube sechs Mann. Ich hatte erst dreimal, allerdings mit Glück, gefochten. Aber Rosen hatte schon mindestens sein Dutzend Messuren hinter sich und fast stets abgestochen. Mir war die Sache gar nicht recht, aber als unser Fechtwart fragte: ›Schimkus, willst du antreten?‹ da gab es keine Weigerung... Ich kann jetzt als alter Mann wohl eingestehen, daß mir ganz kodderig zumute war, als ich bandagiert wurde. Unser Erster, der mir sekundierte, ruckte mich zusammen. ›Wenn du deine Tiefquart mit der Terz hinterher einmal anbringst, hast du gewonnen...‹

„Gleich beim zweiten Gang kratzte ich Rosen mit einer Terz. Das erste Blut auf Gegenseite gab mir die Ruhe und kühle Entschlossenheit wieder. Aber erst kurz vor dem Stellungswechsel gelang es mir, meinen Doppelhieb anzubringen... Die tiefe Quart parierte Rosen, aber die Terz kam ganz ungedeckt hinein...“

Der alte Herr machte eine kleine Pause und nahm einen Schluck. Dann fuhr er fort: „Es war eine starke Abfuhr... Kaum war Rosen genäht, als er mich auffordern ließ, den Abend bei ihm zu verleben. Da haben wir Schmollis getrunken...“

„Die Mensur, die uns zusammengeführt hatte, entschied auch über mein ferneres Leben. Wir hatten im Blutgericht mein zweites Examen sehr energisch begossen. Am anderen Morgen weckte mich Rosen: ›Mensch, sorg bloß schnell für eine Quarr, du hast schon eine Pfarr.‹

„Ganz verständnislos sehe ich ihn an.

„Du musst dich schon etwas deutlicher ausdrücken.‹ ›Sehr einfach,‹ erwidert er, ›mein alter Pastor in Berschkallen ist gestern gestorben, du sollst sein Nachfolger werden.‹

„Na, die Quarr hattest du doch schon in Bereitschaft,“ fiel Braczko lachend ein.

„Das kann—ich nicht leugnen... ich war schon im Stillen verlobt,“ erwiderte der Pastor behaglich schmunzelnd. „Und ihr wisst ja alle, daß ich auch mit meiner Gattin, die mir der Tod viel zu früh entrissen hat, in den Glückstopf gegriffen habe.“

„Ob man das auch von dem Verstorbenen sagen kann?“ warf ein junger Gutsbesitzer ein.

Braczko sah ihn strafend, fast wütend an.

„Wenn Sie älter wären, würden Sie so was nicht fragen... nicht wahr, Gruber?“ wandte er sich an seinen Nebenmann, „die Christine von Berg war das schönste Mädels, das man sich denken kann. Gewachsen wie ein Licht, und das Gesicht, na wie sagt man gleich... wie Milch und Blut und dazu die dunklen

Augen... Wir alle, die wir damals jung waren, flogen um sie herum Wie die Bienen um den blühenden Lindenbaum..."

„Es wird doch erzählt, daß sie vorher schon mit dem damaligen Forstassessor Mertinat so gut wie verlobt gewesen ist,“ warf wieder derselbe ein.

„Das ist ein dummes Gerede,“ erwiderte Braczko heftig, „dem ich bei dieser Gelegenheit den Kopf zertreten möchte. Der Forstassessor Mertinat war einer von den vielen, ich war auch darunter, die sich um Christine von Berg bewarben. Ich kann Ihnen auch sagen, daß er um einen Tag zu spät gekommen ist. Am Tage zuvor hatte sie meinem Freund Rosen das Jawort gegeben. Aus Ärger verlobte sich Mertinat wenige Tage später mit seiner nachmaligen Frau...“

„Ach, das war wohl der Grund zu der Feindschaft zwischen den beiden Frauen?“

„Eine andere Ursache ist uns hier nicht bekannt geworden,“ erwiderte Braczko, „aber sie genügt nach meiner Ansicht vollkommen, wenn die richtige Frau merkt, daß sie sozusagen nur der Notnagel gewesen ist, daß der Herr Gemahl noch immer um die andere herumschleicht wie der Marder um den Taubenschlag. Aber Rosen war auf dem Posten, und vor allem: Frau Christine war unnahbar. Wenn wir sie heute anstatt ihren Mann begraben hätten, dann könnte ich auch nichts anderes von ihr sagen.“

„Ich möchte noch was hinzufügen,“ fiel Gruber ein. „Ich weiß von meiner Frau, wie schwer Christine von Rosen daran getragen hat, daß sie kinderlos blieb.“

„Na, meinst du, Rosen hat das nicht auch empfunden? Weshalb hat er denn so tief in die Flasche gesehen, bis ihn die Wurschtigkeit und der Stumpsinn überkamen?“

„Und weshalb hast du es getan?“

Braczko setzte eine entrüstete Miene auf.

„Sollte ich ihn dabei allein lassen? Das tut nicht gut, wenn einer allein hinter der Flasche sitzt. Na und dann ist es uns beiden zur Gewohnheit geworden. Ich weiß bloß nicht, was ich morgen Abend anfangen soll.“

„Na für morgen lade ich dich ein,“ erwiderte Gruben.

„Und ich lade dich für übermorgen ein,“ fügte der Pastor hinzu.

Gerührt streckte Braczko seine Hände nach beiden Seiten aus.

„Ich danke euch... und nun noch was Wichtiges. Ich kann heute Abend bei der Tafel nicht sprechen. Mir würde dabei das Tränentöppchen umkippen. Das mußt du Pastor besorgen.“

Es war lange nach Mitternacht, als Braczko als Letzter das Trauerhaus verließ.

Was er nie in seinem Leben getan, tat er heute. Er reichte Jons die Hand, schüttelte sie kräftig, als wolle er ihm sein Beileid ausdrücken, und sagte halb gerührt, halb grimmig: „Einmal müssen wir doch alle daran glauben. Gute Nacht Jons...“

Kapitel 2

Es war nicht vielen bekannt, wie wenig Herr von Rosen und wie viel seine Frau mit der Leitung der Wirtschaft und des Gutes zu tun gehabt hatte. Des-

halb wurde sehr eifrig die Frage erörtert, was die arme erblindete und verkrüppelte Witwe nun anfangen würde.

Auch die Frage war aufgetaucht, wer schließlich mal das schöne große Gut erben sollte. Der Verstorbene war der letzte seines Stammes gewesen und besaß gar keine Verwandte, aber auch gar keine, nicht einmal von seiner Mutter Seite her.

Frau von Rosen sollte allerdings weitläufige Verwandte im Reich haben, eine Kusine, die an einen kleinen Beamten verheiratet war. Es schienen aber gar keine Beziehungen zwischen ihr und der Verwandtschaft zu bestehen, denn es war nie einer von ihnen nach Berschkallen zum Besuch gekommen, und auch von einem Briefwechsel wußte man nichts.

Wenn Frau von Rosen mit Hilfe des Notars ein Testament errichtet hätte, so würde man wenigstens diese Tatsache wissen. So etwas pflegt auf dem Lande durchzusickern, und der Notar hätte wohl auch kein Hehl daraus gemacht, daß und zu welchem Zweck er in Berschkallen gewesen wäre.

Solch ein Rätsel bietet bei einem Begräbnis einen sehr ergiebigen Gesprächsstoff, weil er den weitesten und gewagtesten Vermutungen Spielraum läßt. Aber obwohl sich ein Dutzend flinker Jungen mit der Lösung des Rätsels beschäftigten, blieb es doch völlig dunkel, was dereinst aus Berschkallen werden sollte.

Wie interessant wäre es da den Teilnehmern des Begräbnisses gewesen zu erfahren, daß zu derselben Zeit, als sie sich den Kopf zerbrachen, Frau Christine in ihrem Zimmer einen langen Brief schrieb. Das war ein mühseliges Geschäft für eine alte Frau, die von dem Briefbogen nur gerade noch einen schwachen Schimmer vor sich erblickte.

Trotzdem flog ihre Hand mit dem Bleistift rastlos über den Bogen, während die Linke zuerst den oberen und dann auch den unteren Rand abtastete und auch beim Beginn der Zeile den Bleistift hinderte, zu früh zu beginnen. So füllte sie Seite auf Seite mit großen, steifen Buchstaben, wie sie nur selten von einer Frauenhand gestaltet werden. Aber die Hand, die da schrieb, war schon seit langen Jahren gewohnt, schwere Zügel zu führen, und die steifen Buchstaben waren der sichtbare Ausdruck eines starken, festen Willens.

Schließlich hob Frau von Rosen zu Lottchen, ihrer Vorleserin, die über ein Buch gebeugt ihr gegenüber saß, den Kopf:

»Geben Sie mir einen Umschlag. So, danke, und nun setzen Sie sich an meinen Tisch und schreiben Sie die Adresse: *Herrn Assessor Kurt v. Berg, Rheinsberg i.d. Mark*. Haben Sie, ja? Der Brief wird eingeschrieben geschickt. Und nun rufen Sie mir Dore, daß sie mich zu Bett bringt. Ich brauche Sie heute nicht mehr. Gute Nacht.«

»Ach, gnädige Frau, ich bleibe noch gern bei Ihnen und lese Ihnen noch etwas vor. Sie werden noch nicht einschlafen können.«

Auf das Gesicht der alten Dame trat ein milder, freundlicher Ausdruck:

»Sie gute Seele! Nein, gehen Sie nur ruhig schlafen, ich habe heute noch manche Stunde mit meinen Gedanken zu tun.«

Assessor von Berg hatte sich gerade von seinem Nachmittagsschläfchen erhoben und rüstete sich zu dem Dämmerschoppen, den er im Ratskeller einzunehmen pflegte. Selbst wenn man der größte Naturschwärmer ist, oder sich aus Sparsamkeitsrücksichten die regelmäßige Teilnahme an den Kneipereien der Honoratioren versagen will oder muss, kann man sich in solch einem kleinen Nest nicht ganz von der Geselligkeit abschließen, um nicht als hochmütiger oder menschenscheuer Sonderling zu gelten. Selbst den Anschein erzwungener Sparsamkeit muss man zu vermeiden suchen.

Da ist der Dämmerschoppen eine segensreiche Einrichtung. Man kann sparsam trinken und hat immer Veranlassung, zum Abendbrot die Sitzung abbrechen. Und das ist sehr angenehm für einen Assessor, der von den Diäten eines mageren Kommissariums leben, Wohnung, Essen und Kleidung bestreiten soll. Das ist wirklich eine schwere Aufgabe für einen jungen lebenslustigen Mann, wie es Kurt von Berg war, der von Hause aus mit so wenigen Glücksgütern gesegnet war, daß er schon als Student und später als Referendar Musik- und Unterrichtsstunden erteilen mußte, um sich durchzuschlagen.

Ab und zu erfreute ihn das Schicksal durch ein paar hundert Mark, die ihm im Auftrage eines unbekanntes Wohltäters von einer Bank zugeschickt wurden. Die Bank vermittelte auch seine Dankesbriefe, in denen er seinem unbekanntes Wohltäter von seinem Leben und Streben einen wahrheitstreuen Bericht abzustatten pflegte. Aber den Namen konnte er nicht in Erfahrung bringen.

Der Assessor hatte seinen stattlichen Schnurrbart in die Binde gelegt und beschäftigte sich eben mit den Nägeln seiner wohlgepflegten Hände, nicht aus Eitelkeit, sondern, weil sie ihm zur Handhabung seiner mit Meisterschaft gespielten Geige wertvoll waren, als der Briefträger ihm einen eingeschriebenen Brief und einen Geldbetrag, der die bisherigen Sendungen um das Doppelte übertraf, brachte.

Mit begreiflicher Neugier griff er nach dem Brief, dessen Poststempel beim besten Willen nicht zu entziffern war. Die dünne kleine Handschrift der Adresse, die ohne Zweifel von Frauenhand herrührte, war ihm ganz fremd. Was konnte ein unbekanntes weibliches Wesen ihm so Wichtiges mitzuteilen haben, daß ihm der Brief *eingeschrieben* zugestellt werden mußte.

In Gedanken nahm er den Abschnitt der Postanweisung zur Hand, den der Briefträger neben das Geld auf den Tisch gelegt hatte und warf einen Blick darauf. Da stand diesmal nicht der Stempel der Bank, sondern in kräftiger Handschrift: *Absender Frau von Rosen geb. von Berg, Berschkallen.*

Er hatte als seine Wohltäter bis jetzt zwei junge baltische Edelleute, von Roth, im Verdacht gehabt, mit denen ihn die Musik zusammengeführt hatte. Er hatte sich einmal auf ein Inserat, in dem ein guter Violinspieler für ein Liebhaberquartett gesucht wurde, gemeldet und hatte dadurch die beiden Brüder, die ebenso eifrig und künstlerisch die Musik pflegten, wie er, kennen gelernt.

Vor Jahren schon waren die Brüder in ihre Heimat, in die baltischen Provinzen Rußlands zurückgekehrt, wo sie die durch den Tod ihres Vaters, geerbten Güter übernehmen mussten. Und in dieser Annahme hatte er in seinen Briefen einen frischen Ton mit einer Vertraulichkeit angeschlagen, wie man sie einem gleichgesinnten und befreundeten jungen Mann gegenüber anwenden kann.

Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Der Wohltäter war die alte, sozusagen verschollene Tante gewesen, die weit hinten in Ostpreußen an einen Gutsbesitzer verheiratet war. Was mochte das für ein Anlaß sein, der ihm die erkleckliche Geldsumme ins Haus trug?

Jetzt riß er den dicken Brief auf, aus dem ihm eine Anzahl mit einer großen unregelmäßigen Handschrift beschriebener Bogen in die Hand fiel. Zuerst sah er auf die Unterschrift. Richtig!

Deine alte Tante Christine.

Und dann las er und las.

Er vergaß, die Schnurrbartbinde abzunehmen, er vergaß Dämmerschoppen und Ratskeller und die fröhlichen Genossen, die gewiss schon mehrmals auf die Uhr gesehen und vorwurfsvoll gefragt hatten: „Wo bloß heute der Assessor steckt?“

Dann setzte er sich in da alte ehrwürdige Sofa, dessen steife Lehnen so wenig für die Bequemlichkeit des Zimmerbewohners gemacht waren. Aber man konnte wenigstens den Ellbogen aufstützen und den Kopf in die Hand legen. Das pflegt mancher zu tun, dem sich wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Gewissheit aufdrängt, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens und seines Schicksals angelangt ist, wenn er nur den Mut hat zuzugreifen und von dem Lebensweg abzubiegen, den man sich unter Not und Sorgen erkämpft hat und den man bis zu Ende zu gehen entschlossen war.

Allerdings nicht aus besonderer Vorliebe für den erwählten Beruf, sondern Kurt von Berg war Jurist geworden, weil er für die anderen drei Fakultäten noch weniger Vorliebe hatte und weil ihm die juristische Laufbahn die Möglichkeit bot, irgendwo und irgendwann eine erträgliche Stellung zu erwischen. Dabei hatte er natürlich nie an die Möglichkeit denken können, die sich jetzt ihm darbot, Gutsbesitzer in Ostpreußen zu werden.

Wie groß mochte das Gut sein? Weshalb schrieb die alte Dame, die plötzlich den Einfall hatte, ihn zu ihrem Erben einzusetzen, nichts darüber? Vielleicht war der Tausch, wenn sie die Verhältnisse ihm von vorn herein klarlegte, gar nicht der Mühe wert? Was wußte sie denn von ihm, wie war sie auf den Gedanken gekommen? Was er von ihr bis dahin gewußt hatte, war herzlich wenig. Seine Eltern hatten nie von dieser Tante gesprochen. Nur einmal hatte er in einem alten Album das Bild einer jungen Dame gefunden, in der verschrobenen Tracht der siebziger Jahre. Trotzdem sagte ihm der erste Blick, daß das Bild ein sehr schönes junges Mädchen mit einer prachtvollen Figur darstellte.

Seine Mutter hatte ihm auf seine Frage nach der Person dieses Bildes mit deutlicher Ablehnung im Ton die Antwort gegeben, daß es eine entfernte Verwandte wäre, die in ihrer Jugend gegen den Willen der Eltern aus dem Elternhause gegangen und sich in Ostpreußen als Wirtin auf einem Gut mit ihrem Gutsherrn verheiratet hätte.

Kurt hatte damals trotz seiner Jugend die starke Mißbilligung und Abweisung, die in den Worten seiner Mutter lag, herausgeföhlt. Den Anlaß dieser Mißbilligung konnte sowohl ihr Verlassen des Elternhauses, wie ihre Heirat gegeben haben.

Nun schrieb ihm diese Tante, daß sie blind und gelähmt im Rollstuhl sitze und daß er kommen möge, um ihr die Last abzunehmen. Er nahm den Brief wieder zur Hand und las ihn zum zweiten Mal langsam durch. Manches hatte er in der Hast beim ersten Lesen überflogen, ohne daß es ihm recht zum Bewußtsein gekommen war.

Da schrieb sie ja auch über die Ursache ihres Zerwürfnisses mit seinen Eltern. Seine Mutter habe ihr den schwersten Vorwurf daraus gemacht, daß sie gegen den ausdrücklichen Willen ihrer Eltern als junges Mädchen in die weite Welt gegangen wäre, um sich auf eigene Füße zu stellen und sich selbst ihr Brot zu verdienen. Sie wies diese Vorwürfe kurz und bündig damit zurück, daß sie die Enge und die Armseligkeit und die Gebundenheit im elterlichen Hause nicht habe ertragen können. Sie habe mit der Aussicht rechnen müssen, als alte Jungfer mit ihrer Mutter von einer kärglichen Pension zu leben, und nach dem Tode der Mutter hätte sie vor dem Nichts gestanden.

Wie man es mir zum Vorwurf anrechnen kann, daß ich meinen Mann, der mich ehrlich und aufrichtig liebte, geheiratet habe, begreife ich nicht. Daß ich als seine Bedienstete ihn auf unlautere Weise dazu gebracht hätte, mich zu heiraten, ist eine Annahme, die nur aus der in der Familie

gegen mich herrschenden feindseligen Stimmung zu erklären ist. Mein Mann warb ehrlich und anständig um mich und ich verließ sofort, nachdem ich ihm mein Jawort gegeben hatte, sein Haus, das ich erst wieder nach unserer Hochzeit betrat. Ein Annäherungsversuch wurde von deinen Eltern schroff zurückgewiesen. Das wird dir wohl zur Genüge erklären, weshalb ich mich nicht mehr um sie gekümmert habe. Aber um dich habe ich mich gekümmert. Ich weiß ganz genau, wie du dich als Student und Referendar hast durchschlagen müssen, und entnehme daraus die Gewißheit, daß du genügend Energie und Gewandtheit besitzt, um dich auch in die Pflichten eines Landwirts einzuleben.

Tante Christine hatte sich anscheinend die Tragweite ihres Vorschlages, ja sogar einen möglichen Fehlschlag ihrer Zukunftspläne reiflich überlegt, denn sie gab ihm den Rat, sich zunächst mal für ein halbes Jahr oder ein ganzes von seiner Behörde beurlauben zu lassen, um sich die Rückkehr in seinen Beruf offen zu halten.

Das war ein guter Rat, der ihm den Entschluß wesentlich erleichterte. Im schlimmsten Fall konnte er ein halbes Jahr verlieren.

Wieder und immer wieder überlas er den Brief, um daraus ein Bild von dem Wesen und der Persönlichkeit seiner Tante zu gewinnen, mit der er und unter der er die nächste Zeit verleben sollte. Sie war ohne Zweifel eine willensstarke Frau, denn sie berichtete, daß sie schon seit vielen Jahren die Hauptlast bei der Leitung des Gutes habe tragen müssen.

Er konnte sich gar nicht vorstellen, wie sich sein Leben dort hinten an der russischen Grenze abspielen würde. Das würden stille einsame Abende mit einer kranken alten Frau werden, einer alten Frau, deren Wohlwollen er sich erwerben mußte, um an das Ziel, das sie ihm in Aussicht stellte, zu gelangen.

Ob der Einsatz doch nicht etwas zu groß und zu schwer war, wenn die alte Dame auch späterhin ihre leitende Stellung beibehalten wollte? Er stand auf und ging einige Male nachdenklich im Zimmer auf und ab. Dabei kam er an dem Spiegel vorbei, der ihn daran erinnerte, daß er noch immer seine Schnurrbartbinde trug.

Da lachte er laut auf, tat die Binde ab, zog seinen Rock an und schloß das Geld ein.

Dann nahm er Hut und Stock und ging in den Ratskeller zum Dämmer-schoppen. Er wollte heute Abend einen tiefen Trunk tun und morgen früh noch einmal die ganze Sache in Ruhe überlegen. Ob er aber heute Abend einen guten Gesellschafter abgeben würde? Das war in der Tat nicht der Fall. Mehrmals ertappte er sich selbst und die anderen ihn, daß er nicht gehört hatte, was von der Tafelrunde gesprochen wurde. Natürlich erfolgten darauf die am Stammtisch üblichen derben Scherze über Verliebtheit und dergleichen. Er fühlte dabei eine innerliche Belustigung. Wenn die Tafelrunde wüßte, daß er sich in diesem Augenblick beinahe schon als ostpreußischer Großgrundbesitzer fühlte.

Dann ertappte er sich selbst dabei, wie sehr ihn der Gedanke beschäftigte, wie groß wohl das Berschkallen sein könnte, und aus diesen Gedanken heraus fragte er den Kollegen, der das Grundbuch des Kreises führte, ob es keine Möglichkeit gebe, Näheres über ein Gut in Ostpreußen zu erfahren. Natürlich erfolgte zunächst die Frage, was ihn dazu veranlasse.

„Ach, da hat ein Verwandter ein Gut gekauft und ich möchte gern wissen, ob er sich nicht bekauft hat.“

„Wie heißt denn das Gut?“ fragte der Kollege. „Ich bin doch Jahre lang in Ostpreußen gewesen und kann es Ihnen vielleicht sagen. Berschkallen? Hm, soviel ich mich erinnere, ja warten Sie mal, das gehört ja einem Herrn von Rosen.“

„Das stimmt, er ist gestorben.“

„Na, ganz jung ist er wohl nicht mehr gewesen, ob er aber von dem Gut viel übrig gelassen hat, ist eine andere Frage. Das war schon damals ein doller Heiland, aber das Gut ist, soviel ich mich erinnere, sehr stattlich. Ich möchte fast sagen, es ist selbst für ostpreußische Begriffe recht groß. Warten Sie mal, tausend ja, nun seien Sie mal offen, die Frau von Rosen war ja eine geborene von Berg. Sollte das nicht eine Verwandte von Ihnen sein?“

„Stimmt auffallend, lieber Herr Kollege. Ich erzähle Ihnen morgen Näheres darüber, was mich zu der Frage veranlaßt hat.“

Kapitel 3

Es waren doch sehr, gemischte Gefühle, mit denen Kurt von Berg in Berlin den Zug bestieg, um nach Ostpreußen zu fahren. Seine Vorstellungen über Land und Leute an der russischen Grenze waren ungefähr dieselben, wie die aller Gebildeten. Litauer und Masuren stellte er sich als halb wilde Völkerschaften vor, etwa auf demselben Kulturzustand, wie den russischen Bauer, dessen Lebensinhalt darin besteht, daß er alles, was er einnimmt, möglichst schnell in Schnaps umsetzt.

Er hatte vor kurzem Gustav Freytags *Soll und Haben* gelesen und der Eindruck, den Anton Wohlfahrt seinerzeit von dem Landvolk in Polen erhalten hatte, drängte sich ihm ins Gedächtnis.

Er fuhr die Nacht hindurch und schlief bis Königsberg. Als er nach einer halben Stunde Aufenthalt weiterfuhr, am Pregel entlang nach Ostpreußen hinein, und von dem Fenster des Speisewagens beim Frühstück die weite, flache Landschaft sah, auf der sich langgestreckte Flächen grüner Wintersaaten bis an den von Wald umrankten Horizont erstreckten, gewann er bald einen anderen Eindruck. Stattliche Gutsgehöfte, große freundliche Dörfer, Häuser, Scheunen und Ställe von Ziegeln erbaut und rot eingedeckt, lachten ihn aus dem Grün der Obstgärten an. Hin und wieder sah er ein Fuhrwerk mit stolzen, schönen Pferden, die vom Zug erschreckt kaum zu bändigen waren.

In Insterburg hatte er zwei Stunden Aufenthalt, die er dazu benutzte, einen Gang durch die Stadt zu tun. Er fand einen ansehnlichen Ort mit sauberen breiten Straßen, auf denen eine elektrische Bahn verkehrte, mit einem lebhaften Verkehr und zahlreichen Läden, deren Auslagen in den Schaufenstern auf eine sehr wohlhabende Umgegend schließen ließen. Von dort führte ihn die Bimmelbahn durch große Wälder, deren Bestand ihm Bewunderung abnötigte. Bald waren es dicke Kiefern und Eichen, bald stattliche Eichen und Buchen, die an seinem Blick vorüberflogen.

Dazwischen wieder Gutshöfe und langgestreckte Dörfer. Und der Zug hielt so oft auf kleinen Stationen, daß er sich auch einen Begriff von der Landbevölkerung machen konnte. Männer und Frauen unterschieden sich durch nichts von den Menschen, denen er in der Mark begegnet war.

Er hatte, als er seinen Entschluß gefasst und Urlaub erhalten hatte, an Tante Christine einen nicht gerade sehr langen Brief geschrieben, in dem er sich für die Unterstützungen, die er von ihr erhalten, bedankte und seine Ankunft meldete. Tag und Stunde seines Eintreffens hatte er der Gutsverwaltung telegrafisch angezeigt.

Der Zug hielt. Auf dem Bahnsteig stand ein alter Diener in Livree, der ohne zu fragen auf ihn zu kam, seinen Namen Jons nannte und ihm Handtasche und Geigenkasten abnahm. Gleichzeitig brachte auch schon der Bahnhofsvorsteher, an seiner roten Mütze kenntlich, dienstbeflissen den Koffer angetragen, den er aufgegeben hatte.

Von Jons geführt, schritt er um das Bahnhofsgebäude herum. Da stand ein leichter Jagdwagen mit zwei Braunen bespannt, deren Wert und Schönheit auch seinem ungeübten Auge auffiel. Ein Kutscher, den ein eisgrauer Vollbart zierte, griff grüßend an den betresten Zylinder, dessen Silberborte mit schwarzem Flor bedeckt war. Der Diener nahm vom Wagen einen geräumigen Reisepepel und hielt ihn ihm zum Einschlüpfen bereit.

„Hat der gnädige Herr noch Gepäck?“

Kurt schämte sich, als er diese Frage verneinen mußte. Die Pferde zogen langsam an, dann ging es in schlankem Trab durch ein großes Dorf, dessen Einwohner alle vor den Türen standen und ihn respektvoll begrüßten.

Sie waren augenscheinlich alle von seiner Ankunft unterrichtet.

Im Vorbeifahren hatte er auf einer Tafel gelesen: ADLIG RITTERGUT BERSCHKALLEN. Das waren also schon *seine Leute*, wie er lächelnd denken mußte.

Dann bog der Wagen in einen von mannshoher Mauer umzogenen Park, und wenige Minuten später rasselten die Räder auf der gepflasterten Rampe eines zweistöckigen, schmucklosen, aber sehr ansehnlichen Gebäudes.

Ein Mädchen trat aus der Tür und knickte freundlich lächelnd, als er an ihr vorüber ins Haus trat. Eigenartige Gefühle waren es, die ihn beschlichen, als er, von dem Mädchen geführt, durch die Zimmer schritt.

Zuerst ein großes Arbeitszimmer mit Schreibtisch, Geldspind und mindestens einem halben Dutzend schwerer Ledersessel. Dahinter ein kleines Eckzimmer, in dessen Kamin ein helles Feuer loderte. Daneben sein Schlafzimmer, mit solider Behaglichkeit eingerichtet. Alles, was er sah, machte den Eindruck alten gefestigten Reichtums. Eine kleine Klitsche war es sicherlich nicht, die ihm das Schicksal in den Schoß werfen wollte, sondern ein großer, reicher Herrnsitz.

Sein ganzes Innere geriet in Aufruhr, als der Gedanke auf ihn einströmte, daß er von Stund an über ein Stück Erde schreiten sollte, das ihm gehörte, oder aller Wahrscheinlichkeit nach gehören würde, und aus diesem Gedanken erwuchs der feste Vorsatz, den Besitz zu gewinnen und festzuhalten.

Kurt mußte sich förmlich zusammenrucken, als der alte Diener mit seinem Koffer eintrat und ihn fragte, ob er dem gnädigen Herrn ein Bad bereiten sollte... wie es der gnädige Herr haben wollte, heiß oder lauwarm. Es fiel Kurt auf, daß der alte Mann ihn nicht Herr Assessor, sondern gnädiger Herr ansprach. Hatte die Tante ihn bereits dem Dienstpersonal gegenüber in diese Würde eingesetzt? Ganz mechanisch reichte er Jons den Kofferschlüssel und trat vor den Spiegelschrank, um einen Blick hineinzutun. Es kam ihm vor, als müßte er in diesem Moment ganz anders aussehen als sonst, wenn er um diese Zeit, manchmal noch mit einem Aktenstück unter dem Arm, durch die stillen Gassen des märkischen Städtchens zum Amtsgericht wanderte. Fast schien es ihm wunderbar, daß er keinen Unterschied entdecken konnte.

Vorerst mußte er sich daran gewöhnen, daß der alte Mann ihn wie einen kleinen Jungen bediente. Er half ihm beim Auskleiden, dann verschwand er durch eine Tapetentür im Badezimmer und stellte das Wasser ab, das die Wanne bereits gefüllt hatte.

Zu gern hätte Kurt mit dem alten Diener, der sicherlich doch mit dem Hause verwachsen war, ein Gespräch angeknüpft, um ihn nach allem Möglichen zu fragen. Er unterließ es jedoch, um sich nicht eine Blöße zu geben und zu zeigen, wie wenig er von dem Hause wußte, in das ihn sein Schicksal geführt hatte. Beim Ankleiden trank er eine Tasse Kaffee und ein Gläschen Benediktiner, wobei er die Entdeckung machte, daß ein Wandschrank des Zimmers eine ganze Anzahl verschieden geformter Flaschen barg.

„Kann ich jetzt meine Tante sprechen?“

„Die gnädige Frau läßt bitten.“

Über die mit Jagdtrophäen geschmückte Diele, durch ein saalartiges Eßzimmer, führte ihn Jons zum anderen Flügel des Schlosses, wie das Herrschaftshaus von den Leuten genannt wurde. Eine seine Nerven erregende Spannung überkam ihn auf dem kurzen Gange.

Nun öffnete Jons vor ihm leise die Tür, um ihn hindurch zu lassen und sie hinter ihm zu schließen. Überrascht blieb er auf der Schwelle stehen. Das Bild, das sich seinen Augen bot, machte einen tiefen Eindruck auf ihn.

In einem Fahrstuhl saß eine stattliche alte Dame. Das frische Gesicht von einer Fülle weißer Haare umrahmt, die noch kein Häubchen duldeten. Von dem Gesicht, das noch jetzt schön genannt werden mußte, strahlte ihm eine herzwinnende Freundlichkeit und eine Freudigkeit entgegen, daß er mit schnellen Schritten auf sie zu eilte und sich über die beiden Hände beugte, die sich ihm entgegenstreckten.

„Tante Christine!“

Seine Stimme hatte den aus tiefer Brust kommenden Herzenslaut gefunden.

„Mein lieber Junge,“ sagte die alte Dame leise, und ihre Hand fuhr sanft über sein volles Haar. Ihre Augen, aus denen helle Freude leuchtete, verrieten nicht im Geringsten, daß sie nichts mehr wahrnahmen, als einen dunklen Schatten. Schnell holte er einen Stuhl und setzte sich neben sie. Tante Christine faßte seine Hand und hielt sie fest.

„Ich danke dir, daß du gekommen bist... Ist dir der Entschluß schwer gefallen?“

Mit einem aufrichtigen Lachen antwortete er:

„Ja, Tante, es ist mir nicht ganz leicht geworden.“

„Du hast wohl erwartet, eine alte, verbitterte, griesgrämige Frau zu finden, die dich unter ihre Fuchtel nehmen würde?“

„Griesgrämig und verbittert? Nein, Tante, ich hatte doch schon genug Beweise des Gegenteils. Offen gesagt, ich habe mich nur vor der ländlichen Einsamkeit gefürchtet. Sieh mal, ich bin in der Stadt aufgewachsen und nie aufs Land hinausgekommen.“

„Mein lieber Kurt, wer hinreichend Arbeit hat, kennt Einsamkeit und Langeweile nicht.“

Ihre Stimme war bei diesen Worten ernst geworden, dann zog aber wieder ein mildes Lächeln über ihr Gesicht.

„Du brauchst aber auch hier die Freuden der Geselligkeit nicht zu vermissen. Du findest junge lebensfrohe Nachbarn. Du hast auf Berschkallen selbst eine sehr gute Jagd. Du wirst überall zur Jagd eingeladen.“

„Ach, Tante, ich habe noch kein Gewehr in der Hand gehabt, und zuerst und vor allen Dingen muß ich doch die Landwirtschaft lernen.“

„Willst du es wirklich?“

„Ja, Tante, das ist mein fester Entschluß, und ich will mir Mühe geben. Ich will mich doch nicht hier als Drohne füttern lassen.“

„Nein, mein Junge, die Absicht hatte ich allerdings nicht. Aber stell dir deine Aufgabe nicht zu schwer vor. Mein alter Oberinspektor Grundmoser ist ein treuer und sehr zuverlässiger Mensch, der dich ganz allmählich in deinen Beruf einführen wird.“

Kurt nickte eifrig.

„Du behältst natürlich die Leitung in der Hand und bestimmst, was ich zuerst lernen soll... die Viehzucht, oder?“

Er sah, wie Tante Christine über seinen Eifer lächelte und hielt inne.

„Nein, mein Junge, du sollst nicht bei mir und Grundmoser als Eleve eintreten. Du bist hier jetzt schon der Herr. Das Schriftstück, das dich dazu einsetzt, findest du in deinem Zimmer im Geldschrank. Hier sind die Schlüssel dazu. Du sollst und brauchst dich nicht um Kleinigkeiten zu kümmern, das besorgt Grundmoser mit seinen Inspektoren. Und im Notfall, wenn eine wichtige Entscheidung an dich herantritt, wirst du mich bereit finden, dir jeden Rat zu erteilen, den du verlangst. Ich will nach 30 Jahren schwerer Arbeit Ruhe und Stille haben.“

Kurt sah erstaunt, ja fassungslos die Dame an. Er glaubte, nicht recht gehört zu haben. Er war schon in diesem Augenblick hier Herr und Besitzer des Gutes? Die alte Dame fühlte, was ihn bewegte. Ganz leise sprach sie weiter:

„Du mußt auch mit der Möglichkeit rechnen, daß ich mal ganz plötzlich die letzte Fahrt zum Gottesacker antrete. Ja, mein Junge, ich leide an einer sehr schweren heimtückischen Krankheit, an der Gicht. Sie hat mir bereits das Augenlicht und den Gebrauch meiner Füße geraubt. Jetzt ist sie zum Oberkörper emporgestiegen, und dann pflegt es manchmal sehr rasch zu Ende zu gehen.“

Kurt schwieg erschüttert und beugte sich über die Hand der tapferen Frau, die so ergeben von ihrem schweren Leiden und ihrem Ende sprechen konnte. Sie legte ihm wieder die Hand auf das Haupt.

„Ich glaube zu wissen, Kurt, daß du verständig genug sein wirst, dich der Leitung Grundmosers anzuvertrauen. Er ist nicht mehr der Jüngste, aber er wird noch einige Jahre vorhalten und bei dir bleiben, bis du selbst im Stande bist, Berschkallen zu bewirtschaften. Du vergibst dir nichts, wenn du ihn wie einen guten, treuen Freund behandelst.“

„Darauf kannst du dich verlassen, Tante. Das, wird mir schon die Ehrfurcht gebieten, die ich vor dem, was du geschaffen hast, empfinde.“

Über das Gesicht der alten Dame huschte ein Lächeln.

„Das hast du sehr schön gesagt, mein Junge. Aber Grundmoser wird dir schon sagen, wo die Ehrfurcht aufhören muß, weil der Fortschritt der Landwirtschaft eine Neuerung verlangt.“

Nach einer kleinen Pause fing Tante Christine von ihrem Leben und von ihrem verstorbenen Gatten an zu erzählen. Aus ihren Worten sprach eine milde Abgeklärtheit, die über den Dingen steht und deshalb mit gütigem Verstehen urteilt. Es war, als wenn sie mit sich selbst spräche. Zuletzt schwieg sie eine Weile, in Erinnerung versunken. Dann sagte sie mit fester Stimme:

„So, mein lieber Junge, nun laß mich allein. Laß dir Grundmoser holen und besprich dich mit ihm. Ist es dir recht, daß ich alle Beamten heute zu Mittag eingeladen habe, damit du sie gleich kennen lernst und sie dich auch?“

„Selbstverständlich, liebste Tante. Sei mir nicht böse, daß ich dir noch nicht so gedankt habe, wie ich es müßte. Es ist zu viel, was auf mich einstürmt. Ich kann es ja noch nicht fassen.“

Er beugte sich nieder, um ihre Hände zu küssen. Da nahm sie sein Gesicht in beide Hände und küßte ihn auf Stirn und Mund.

„Ich verstehe dich, man muß sich auch an das Glück gewöhnen, hoffentlich wird es dir nicht zu schwer fallen,“ fügte sie mit einem schalkhaften Lächeln hinzu.

...Kurt zitterten die Hände, als er den Geldschrank in seinem Arbeitszimmer aufschloß und das Dokument herausnahm, das ihn aus einem armen Assessor zu einem reichen Großgrundbesitzer machte. Als Jurist sah er auf den ersten Blick, daß es eine Schenkungsurkunde, nicht etwa ein Testament war, das erst nach dem Tode der Tante in Kraft getreten wäre.

Er schloß die Augen und lehnte sich in den Sessel zurück. Es kam ihm dabei das Gelüst an, von seiner Macht sofort Gebrauch zu machen und sich ein Frühstück zu bestellen.

Doch ehe er den Entschluß ausführen konnte, trat Jons ein und meldete:

„Das Frühstück ist aufgetragen.“

Kurt lachte laut auf. Es kam ihm vor, als wäre er in einen Prinz verzaubert, dem eine höhere Gewalt jeden Wunsch erfüllte, kaum daß er ihn gedacht hatte. Wenn er nur nicht aus dieser Verzauberung unsanft in die Wirklichkeit zurückversetzt würde. Dann lachte er wieder, als er das Dokument zurücklegte und im Schrank verschloß.

Auch nach Grundmoser brauchte er nicht zu schicken. Der Graubart erwartete ihn schon und begrüßte seinen neuen Herrn zurückhaltend und ehrerbietig. Kurt schüttelte ihm sofort kräftig die Hand und bat ihn, Rücksicht darauf zu nehmen, daß er von der Landwirtschaft nichts, aber auch nicht das Geringste verstehe.

„Das werden wir schon kriegen,“ erwiderte der Graubart gleichmütig. „Wir sind mit der Aussaat durch und die stille Zeit für uns Landwirte hat begonnen.“

„Wie stehen die Saaten, Herr Inspektor,“ fragte Kurt, um doch etwas zu fragen.

Grundmoser schmunzelte.

„Sie werden ja selbst sehen. Ich denke, wenn es Ihnen recht ist, lassen wir uns gleich nach Mittag den Jagdwagen anspannen und fahren das Gut ab. Vormittags kann ich Ihnen noch die Ställe zeigen.“

Dem neuen Besitzer von Berschkallen schwirrte der Kopf von all den Namen, die er in den Ställen hörte und las. Jedes Pferd, jeder Bulle, jede Kuh hatte einen Namen, der auf einer Tafel über ihren Köpfen verzeichnet war. Dann kamen die Beamten zur Mittagstafel. Ein verwitterter, knorriger Grünrock, der Förster mit seinem Hilfsjäger, der Brennereiführer, der Molkereiverwalter, der Ziegeleimeister, der Hofverwalter und noch einige junge Inspektoren.

Kurt fühlte sich unter all den Männern wie ein junger Hund, der ins Wasser geworfen wird und schwimmen soll. Aber er schwamm, und Grundmoser half ihm dabei. Er sprach nicht von der Landwirtschaft, sondern von dem seligen gnädigen Herrn und erzählte von dem großen Begräbnis. Wie der alte Herr Braczko aus Keimkallen drei Nächte beim toten Freunde die Leichenwache gehalten, dabei Rotspohn getrunken und dem Verstorbenen im Sarge zugeprostet habe. Bald nach 1 Uhr sei er jede Nacht sanft eingeschlummert, dann habe ihn Jons unter den Arm genommen und auf einer Liege zur Ruhe gebracht.

Kapitel 4

Schneller, als er selbst gedacht hatte, fand sich Kurt in die Rolle des Gutsherrn. Eine Stunde, nachdem ihn Grundmoser durch die Hälfte der Begüterung gefahren hatte, denn in den paar Stunden war es nicht möglich, das ganze Gut zu besichtigen, trat er wieder bei seinem Herrn ein, blieb an der Tür stehen und sagte in einem von der bisherigen derben Vertraulichkeit völlig abstechenden Ton:

„Wir haben heute mit zehn Gespannen auf den Schlag 4 zur Keimkaller Grenze Dung gefahren. Sechs Gespanne haben Getreide zur Bahn gebracht, ein Gespann...“

Kurt drehte sich lachend in seinem Stuhl um:

„Aber lieber Herr Grundmoser, weshalb erzählen Sie mir das? Kommen Sie lieber her und setzen Sie sich zu mir. Ich habe, offen gestanden, immer um diese Zeit einen bescheidenen Dämmerschoppen eingenommen und wäre nicht unglücklich darüber, wenn die Beherrscherin der Küche ein paar Fläschchen Bier im Hause hätte.“

Grundmoser verbeugte sich schmunzelnd und trat näher, nachdem er durch einen Druck auf die elektrische Klingel Jons herbeigerufen hatte.

„Was befehlen der gnädige Herr. Pilsener Urquell oder Münchener Hofbräu? Es ist beides frisch angesteckt.“

Die Frage kam dem Gutsherrn so komisch vor, daß er den alten Diener erst einen Augenblick verdutzt ansah und dann laut auflachte.

„Frisch angesteckt?“

„Aber ja doch,“ erwiderte Grundmoser. „Die Herrschaft braucht doch kein Flaschenbier zu trinken.“

Kurt kam die Sache so unbegreiflich vor, daß er aufstand und Jons folgte. Er fand im Korridor hinter der Diele eine Kammer und darin zwei in Eis gepackte Fässer, die an zwei Stahlflaschen mit Kohlensäure angeschlossen waren. Kopfschüttelnd kehrte er auf seinen Platz zurück. Das war eine angenehme Überraschung, aber sie bestätigte ihm nur die Tatsache, daß man sich auch hier an der russischen Grenze mit allen Annehmlichkeiten des Lebens umgeben kann, wenn man nur das nötige Kleingeld besitzt.

Bei dem Gedanken, wie sich sein Leben wohl in dem einsamen Gutshause gestalten werde, hatte er mit einem gelinden Schauer auch an die magere Beleuchtung mit Petroleum oder im besten Falle mit Spiritusglühlicht gedacht. Auch darin hatte er sich geirrt. Denn überall im Hause gab es elektrisches Licht.

Nach dem Abendbrot ließ er bei seiner Tante anfragen, ob er ihr gute Nacht wünschen dürfe. Sie empfing ihn für ein paar Minuten, bloß um ihn zu fragen, ob er sich schon etwas mit seinem Schicksal ausgesöhnt habe.

„Ach, Tante,“ rief er aus, „mir kommt alles, wie ein schöner Traum vor.“

„Aus dem du jeden Morgen neu gestärkt zur Wirklichkeit erwachen wirst. Schlaf wohl, mein Junge.“

„Das wünsche ich dir auch, liebe Tante.“

„Ach, mein Junge, die Nacht ist für mich nicht der schönere Teil des Tages... Dann regen sich bei mir die Schmerzen, erst gegen Morgen pflege ich ein paar

Stunden Schlaf zu finden... Vergiß nicht, was du heute Nacht träumst,“ rief sie ihm nach, als er sich zur Tür wandte.

An einem der nächsten Abende nahm er seine geliebte Geige aus dem Kasten und spielte in seinem Arbeitszimmer auf und ab gehend im Dunkeln... Und er war ein Meister auf seinem Instrument, der zur Not mit dieser Kunst sich hätte sein Brot verdienen können. Ohne daß er es merkte, wurde die Tür zur Diele leise geöffnet. Er wußte nicht, daß die alte Dame auch die anderen Zimmertüren hatte öffnen lassen und mit stiller Freude seinem Spiel lauschte. In den ersten Jahren ihrer Ehe hatte sie viel musiziert, aber schon seit Jahren stand der prächtige Flügel im Musikzimmer unbenutzt.

Am nächsten Tage sagte ihm die Tante, welchen Genuß und welche Freude er ihr durch sein Spiel bereitet habe. Seitdem spielte er in dem großen Speisezimmer, das näher an ihrem Schlafzimmer lag, und kein Abend verging, wo er nicht sein Instrument zur Hand genommen hätte. Ihm selbst bereitete es die größte Freude, daß er durch sein Spiel seiner Wohltäterin einen Genuß verschaffen konnte.

Allmählich entwickelten sich auch seine gesellschaftlichen Beziehungen zu den Nachbarn.

Er hatte auf den Rat der Tante auf den Nachbargütern Antrittsbesuche gemacht. Zuerst lernte er den Jugendfreund seines verstorbenen Onkels, den alten Herrn Braczko auf Keimkallen kennen, der ihm bereits am nächsten Tage einen Gegenbesuch machte, aber nicht zur Visitenzeit. Nein, der alte Herr kam nach dem Abendbrot, wie er es früher jeden zweiten Tag zu tun gewohnt war. Er hatte selbst den Platz vor dem Kamin auf der Diele dazu gewählt und erzählte ihm bei mehreren Flaschen Rotwein viel von seinem verstorbenen Freunde.

Als Kurt nach einigen Stunden seine Müdigkeit nicht unterdrücken konnte, hatte der alte Herr ihm freundlich zugewinkt und ihm den Rat gegeben, sich hinzulegen, er selbst würde gerne noch ein Stündchen sich in die Erinnerungen an vergangene Tage vertiefen. Kurt wollte aber nicht so unhöflich sein, seinen Gast allein zu lassen und war schließlich in seinem Sessel sanft eingeschlafen. Er war jetzt immer abends so schrecklich müde und schlief fest und traumlos, bis Jons am Morgen zur festgesetzten Stunde mit der Meldung in sein Zimmer trat, daß das Bad gerüstet sei.

Dann hatte Kurt Braczkos Neffen, Paul, kennen gelernt, der ein Nebengut seines Onkels bewirtschaftete. Der junge Hüne hatte ihn mit offenen Armen aufgenommen und festgehalten, so daß er erst gegen Abend von seinem Besuch zurückkehrte.

Auf den Rat der Tante hatte er auch die verwitwete Frau Strawischke auf Schorellen besucht, deren Hauptreichtum in sechs hübschen Töchtern bestand, von denen die jüngste erst 16 und die älteste erst 21 war. Wie die Orgelpfeifen standen sie nebeneinander.

Und er hatte ein paar sehr angenehme Stunden verlebt, bei einem guten Frühstück, wie es auf dem Lande so üblich ist. Und die frischen Mädels hatten in ungezwungener Natürlichkeit mit ihm geplaudert, wie alte gute Bekannte.

Als im November das schlechte Wetter mit Wind und Regen einsetzte, bekam er die Tante tagelang nicht zu Gesicht. Sie lag, von Schmerzen geplagt, zu Bett und ließ ihm sagen, wenn er sich anmeldete, sie wollte sich ihm in dieser Verfassung nicht zeigen. Dann spielte er ihr jeden Abend etwas vor und länger, als er es sonst zu tun pflegte.

Und wieder eines Morgens stand Jons an seinem Bett und meldete mit bebender Stimme, während ihm die Tränen über die Backen liefen:

„Die gnädige Frau sind heute Nacht sanft entschlafen.“

Es war Kurt, als wenn ihm die Mutter zum zweiten Mal gestorben wäre. Noch nie hatte er sich so verlassen und einsam gefühlt, selbst nicht, als seine leibliche Mutter kurz nach dem Vater gestorben war.

Wieder wurde es ein großes Begräbnis.

Dies Mal kamen viele Menschen nicht bloß aus Neugier, sondern aus ehrlicher Teilnahme, um der Frau, die weit und breit Liebe und Achtung sich erworben, die letzte Ehre zu erweisen.

Und viele von denen, die ihrem Neffen und Erben auf dem Kirchhof die Hand drückten, fanden ein Wort der richtigen Anerkennung für die seltene Frau, ein Wort, das in seinem Herzen lauten Widerhall fand.

Der neue Gutsherr kannte die wenigsten seiner Gäste, hatte aber für jeden ein freundliches Wort, hoffte mit jedem in guter, freundlicher Nachbarschaft zu leben und gewann sich die Anerkennung aller durch sein liebenswürdiges Wesen. Namentlich waren es die Damen, die sich schon am Kaffeetisch sehr anerkennend über ihn aussprachen, und unter ihnen waren es insbesondere die Mütter heranwachsender und herangewachsener Töchter, die mit Befriedigung wahrgenommen hatten, daß an des jungen Gutsherrn Hand kein Verlobungsring, geschweige denn ein Ehering steckte. In jedem Falle aber hoffte und vermutete man, daß jetzt eine neue Zeit für Berschkallen beginnen würde, eine Zeit solider Festlichkeiten und regen Verkehrs, wobei man seine Tochter herausstellen konnte.

Namentlich Frau Strawischke malte sich in Anbetracht dessen, daß sie gleich sechs ganz wunderhübsche Töchter ins Treffen führen konnte, die Zukunft sehr rosig aus, und sie konnte es wahrhaftig brauchen, denn auf Strawischken war es an allem schon recht knapp geworden, vor allem aber am Gelde.

Natürlich hatte Kurt von Berg keine Ahnung von den Plänen, die für und gegen ihn da geschmiedet wurden, und er mußte laut auflachen, als der alte Braczko ihm auf die Schulter klopfte und in seiner angeheitert vertraulichen Art sagte:

„Nachbar, nehmen Sie sich in Acht. Es wird, wenn nicht alle Zeichen trügen, schon gegen Sie mobil gemacht und alle unsere Gluckhennen da“—und er zeigte auf die Damen hinüber—“sind schon drauf und dran, ihre Küchlein auf Sie loszulassen.“

„Glauben Sie?“ hatte Herr von Berg gefragt, und lächelnd zu den Damen hinübergesehen. „Aber wenn auch, mich bringt's in keine Gefahr, denn ich bin ein eingefleischter Junggeselle.“

Da aber hatte Braczko mit einem Auge gezwinkert und gesagt:

„Nein, nein, glaube ich nicht: die eingefleischtesten Junggesellen sind immer wir verheirateten Leute,“ und damit war er gegangen und hatte zu den vielen anderen, die er schon hinter die Binde gegossen hatte, noch einen genommen.

Sein Neffe aber, der Paul, hatte ihm zgedroht und gesagt:

„Onkel Braczko, gib Acht, daß du deinen LötKolben nicht zu tief in das Glas steckst, sonst zischt es, so glüht er schon wieder.“

„Du verdammter, nichtsnutziger Bengel du!“ drohte ihm der Alte, stieß aber gleich darauf mit ihm an und leerte wieder sein Glas.

Der neue Gutsherr unterhielt sich indessen in recht ernstern Gespräche mit dem Herrn Pastor, erkundigte sich eingehend nach den Beziehungen zwischen Gutsherrschaft und Kirche und zeigte namentlich ein reges Interesse für die Schulverhältnisse.

Dadurch gewann er sich natürlich auch die rückhaltlose Anerkennung dieses echten Seelsorgers der Gemeinde.

Am eingehendsten aber sprach er mit dem alten Gutsinspektor von Keimkallen, der nicht genug hervorheben konnte, was für Verdienste sich die eben Verstorbene um Hebung und Vergrößerung und Abrundung des Gutes erworben hatte.

„So einen Mann, wie die Frau, bekommen wir im Leben nicht wieder,“ sagte er. „Freilich ist aber noch immer sehr viel zu tun und viel zu verbessern. Vor allem aber steckt ein verdammter, ekliger Dorn noch im Fleisch Ihres Gutes.“

„Und der ist?“ fragte der Gutsherr.

„Der Mertinatsche Besitz. Na, Sie werden das ja selbst schon gesehen haben, wie Sie auf dem Gute hier Umschau hielten. Viel hat Frau von Rosen ja schon an sich gebracht, denn die Mertinat hat vieles, nur das Wirtschaften, das hat sie gar nicht verstanden. Die drei Margellen aber, die jetzt darauf sitzen, die halten an dem bißchen fest und lassen nicht locker, so wie mein Hund nicht locker läßt, wenn er einen Schinkenknochen im Maule hat.“

„Und Sie halten das Einverleiben des Mertinatschen Besitzes in Berschkallen für wünschenswert?“

„Für eine Notwendigkeit, Herr von Berg. Für eine Lebensfrage für Sie. Aber Sie haben ja selbst Ihre Augen, Sie werden ja sehen.“

Er sah es auch wirklich. So überraschend gut ihm das, unter der Leitung seiner Tante zu einem Mustergute gewordene Berschkallen, in allen seinen Teilen gefiel, so wenig entzückt war er von dem ganz unmotivierten Hineintragen fremden Besitzes in den seinen.

Grundmoser war natürlich derselben Ansicht, die sich übrigens jedem von selbst aufdrängte.

„Über kurz oder lang müssen die ollen Margellen die Sache ja doch hergeben. Lange können sie ja nicht mehr machen. Das Gut trägt ja nichts, sondern es frißt. Daß sie raus müssen, ist also, so traurig es für sie ja auch sein mag, nur eine Frage der Zeit. Uns kann es aber nicht gleichgültig sein, in wessen Hände es fällt. Wir müssen's bekommen. Jeder Dritte würde horrende Preise verlangen, oder womöglich, uns zum Possen, eine Fabrik oder eine Schneidemühle mit rauchendem Schlot hinsetzen, mitten in unser eigenes Herz.“

„Das darf natürlich in gar keinem Falle geschehen. Der ganze Besitz würde ja dadurch entwertet. Was ist aber dabei zu tun? Kann man ihnen denn nicht einen vernünftigen Preis dafür anbieten?“

„Sie nehmen keinen, nicht wenn man ihnen das Zehnfache bietet, und so bleibt nur ein Mittel: ausräuchern.“

„Wie meinen Sie das?“

„Na, einfach unter der Hand weg die Hypotheken zusammenkaufen und warten, bis sie fällig werden, oder die Zinsen nicht mehr gezahlt werden können.“

„Steht es denn wirklich so schlecht um die drei Damen?“

„Schlecht ist gar kein Wort mehr dafür, und darum hat sich ja die selige, gnädige Frau auch so geärgert.“

Natürlich befolgte Herr von Berg den Rat seines alten, erfahrenen Inspektors. Die Hypotheken waren bald alle in seiner Hand, die erste sowohl wie die zweite und dritte.

Wenn er aber darauf gerechnet hatte, daß die Damen, wie er sie nannte, mit der Bezahlung der Zinsen im Rückstande blieben, so irrte er sich sehr. Mit einer ganz regelmäßigen Pünktlichkeit ging das Geld ein, und er rechnete es sich schon aus, daß, wenn es so weiterging, die Mertinats weiter zahlen würden, so

lange auch nur ein Atemzug in ihrem Leibe und die letzte Faser Fleisch an ihren Knochen war.

Ganz gegen seinen Willen rang ihm diese geradezu verzweifelte Hartnäckigkeit, mit der sie sich durchkämpften, ein Gefühl der Bewunderung ab, und eines Tages sagte er auch seinem Inspektor: „Die alten Damen flößen mir tatsächlich Respekt ein, Grundmoser, Ihnen nicht?“

„Welche alten Damen?“ fragte der, wie aus den Wolken gefallen.

„Na, die ollen Margellen, wie Sie sie nennen, die Mertinats.“

Da lachte aber der Inspektor hellauf, trotz seines Respekts vor dem Herrn.

„Alte Damen?“ rief er. „Wenn Sie sie nur sehen würden! Ganz junge Dinger sind's, aber sie schlagen sich durch wie alte Kriegsveteranen, und namentlich die eine, die ficht und kämpft wie eine Katze.“

„Jung also sind sie, Grundmoser?“ fragte Herr von Berg, der maßlos erstaunt war, denn das gab jeder Sache ein ganz anderes Gesicht.

„Ganz jung. Die älteste wird, na was wird sie sein? Wenn's hoch kommt, ihre vierundzwanzig oder fünfundzwanzig Jahr, und die jüngste und gerade die ärgste ist noch nicht einmal flügge, mit ihren sechzehn oder siebzehn Jahren. Unser Förster aber, glaub ich, kennt die Jüngste am besten.“

„Wie ist das zu verstehen? Wie meinen Sie das?“

„Na, man redet nicht gern davon, aber schließlich muß es Ihnen ja doch endlich gesagt werden, wenn Sie auch noch kein Interesse an der Jagd haben. Die Jüngste—ein Racker! Na, wenn Sie die einmal kennen lernen!—Die treibt's doch schon ein bißchen zu arg. Die hat nämlich die Forstmeisterei drüben unter sich, wie sie's nennt. Stolziert in ihrem Forstanzug herum und ist ohne Flinte überhaupt im Wald nicht zu treffen. Schießt übrigens wie der Deuwel. Aber... hm... wie soll ich's sagen? Sie beschränkt sich nicht auf das Wild aus dem eigenen Grund und Boden, sondern hat auch schon manch einen unserer Hasen und unserer Fasanen abgeschossen.“

„Seht mal an,“ sagte Kurt von Berg, um nur etwas zu sagen.

„Wir hatten's natürlich der Seligen seinerzeit vermeldet und die hatte mit den Achseln gezuckt und gesagt: ›Lasst sie nur machen. Viel Schaden tut sie uns doch nicht, so lange sie's nur für die eigene Küche braucht, und ich glaube fest, unser Wild richtet mehr Unheil auf ihren Äckern an, als sie uns schadet.‹“

„Da könnten die jungen Damen ja den Schaden anmelden,“ sagte Herr von Berg.

„Ja, das könnten sie wohl, aber da kennen Sie die Mertinatschen Mädels schlecht. Eh die einen Heller genommen hätten, eher wären sie verhungert. Nun handelt es sich nur darum, wie wir die Geschichte jetzt handhaben sollen.“

„Wir lassen es natürlich beim Alten, also ganz so wie es zu Tante Christinens Zeiten gewesen ist.“

„Das ist ja ganz schön und ganz gut,“ sagte der Gutsinspektor, »aber die Sache hat einen neuen Haken bekommen. In Goldap ist nämlich seit einer Weile Wild auf dem Markt, das ganz sicher kein anderer hingeliefert hat, als die kleine Mertinat. Einmal hat unser Förster sie ja dabei erwischt, wie sie sich gerade einen Rehbock bei uns herausgeholt hatte, na und da hatte er, um ein Exempel zu statuieren, nicht viel Federlesens gemacht, hatte ihr ihre Büchse abgenommen, mit der sie den Bock geschossen hatte, und hatte sie bei der Gutsherrin zur Anzeige gebracht. Die aber hatte wieder nur gelächelt und gesagt: ›Lassen Sie's gut sein, Fröhlich, die Angst wird schon als Lektion gefruchtet haben. Geben Sie ihr die Büchse nur ruhig wieder. Sie soll sich's aber gesagt sein lassen, daß so was nicht länger geht.‹“

„Na und?“ fragte der Gutsherr, den die Sache sichtlich zu interessieren schien.

„Unser Förster wollte die Kleine nicht vor ihren Schwestern blamieren. Er wartete also ab, bis er sie allein fand. ›Ich habe Ihnen hier etwas zu geben, Fräulein Georginchen,‹ sagte er, ›hier Ihr Gewehr, und Frau von Rosen läßt Ihnen sagen, sie sähe von einer Bestrafung noch ab und sie gäbe Ihnen sogar Ihr Gewehr zurück.‹ Da aber hätten Sie die Kleine sehen sollen. ›So? Tut sie das?‹ rief sie. ›Na, dann erzählen Sie ihr auch, wie ich ihr Geschenk aufgenommen habe und was ich daraus mache.‹ Mit diesen Worten nahm sie das Gewehr und wollte es einfach über ihrem Knie zerbrechen. Als das aber nicht ging, da nahm sie's, wirbelte es ein paarmal herum und schlug es mit solcher Gewalt gegen einen Baum, daß es in tausend Splitter ging. Die warf sie dem Kittler vor die Füße. ›So, und das können Sie ihr auch mit zurücktragen.‹“

„Das muß ja ein ganz gefährliches Mädel sein,“ rief Kurt von Berg.

„Ist sie auch und wenn die so bleibt, dann Gnad Gott dem, der die einmal heimführt! Ich weiß aber immer noch nicht, was wir mit der kleinen Grünröckin tun sollen, wenn wir sie wieder einmal auf Wildfrevel erwischen.“

„Ja, wenn Sie wirklich den Markt damit beschickt, dann ist das eine ganz verteufelte Sache,“ erwiderte Herr von Berg. „Aber wissen Sie was, das Beste ist, Sie schreiben der Ältesten, wie die Sache steht und bitten sie, doch ein bißchen besser auf ihre jüngere Schwester zu achten und sie ein klein wenig mehr an der Kandare zu halten, damit sie ihre tollen Seitensprünge nicht mehr macht, die ihr teuer zu steh'n kommen könnten. Halten Sie aber das Schreiben in einem recht versöhnlichen Tone, aus dem sich sofort herauslesen läßt, daß wir die Sache nicht tragisch nehmen, denn das tun wir doch nicht, was? Solange sich der kleine Wilddieb in mäßigen Grenzen hält.“

„Das zu beurteilen ist ganz Ihre Sache, Herr von Berg,“ sagte der Inspektor, und der Brief ging ab.

Kapitel 5

Es war abends.

Die Dämmerung, die alles Licht aus der sonst so hellen Arbeitsstube des jungen Gutsherrn allmählich vertrieben hatte, wich nun schon selber der Dunkelheit, in der sich Kurt am wohlsten fühlte, zumal wenn er die glimmende Glut seiner gut brennenden Zigarre, bei jedem Zuge, den er tat, in ihrem leuchtenden Rot aufzucken sah.

Da konnte er am besten allen seinen Gedanken nachhängen, die ihn der wirklichen Welt entrückten und in das Reich jener Lebensträume führten, die mehr oder minder ja jeder für sich oder für andere spinnt. Plötzlich aber wurde er von Jons aus diesen Träumen durch die Meldung geweckt:

„Es ist jemand draußen, der den Herrn gern sprechen möchte.“

„Zu dieser Stunde? Wer denn, Jons? Etwa Herr Braczko?“

„Nein, eine Dame. Eine von den Mertinats unten.“

„Oh!“ rief Herr von Berg ganz erstaunt und erhob sich aus seiner so wundervoll bequemen Stellung, die er bis jetzt eingenommen hatte.

„Ich lasse bitten.“

„Es tut mir leid,“ sagte in demselben Augenblick eine sehr weiche, liebliche Stimme, „daß ich Sie zu dieser Stunde noch belästigen muß. Der Zweck meines Kommens duldet aber leider keinerlei Aufschub, wenigstens hätten wir, meine Schwester und ich, keine ruhige Stunde, ehe diese Sache geordnet ist.“

Kurt von Berg war, während diese Worte wie Glockenton an sein Ohr schlugen, an die Tür getreten und hatte das elektrische Licht angedreht. Bei dem hellen Lichtschein, der plötzlich das ganze Gemach überflutete, sah er, nicht ein Weib, nein eine Vision, sah das Weib seiner Träume!

Madeline von Mertinat war schlank, kraftvoll und sehnig gebaut, hatte aber einen Leidenszug auf ihrem Gesicht liegen, der ihre ganze Gestalt mit zu umfließen und ihrer ganzen Erscheinung den Wesenszug einer Dulderin auszuprägen schien.

Sie war bleich und auch ihre Lippen schienen blutleer und weiß. In ihren Augen, die tief und blau wie ein See waren, schien eine fast angstvolle Schwermut zu liegen und das glatt gescheitelte Haar gab dem feingeschnittenen Antlitz etwas geradezu madonnenhaft Schönes.

„Darf ich bitten?“ sagte der junge Gutsherr und wies auf den hohen Lehnstuhl, der am Schreibtisch stand.

„Sie kommen wohl wegen der Hypotheken,“ fragte Herr von Berg, der die Episode mit seinem Gutsinspektor längst vergessen hatte, nur um etwas zu fragen.

„Nein,“ sagte Madeline von Mertinat, „ich komme wegen... wegen Georgine, wegen des Geschehnisses mit meiner Schwester Georginne,“ wiederholte sie und sah ihn, ihre Lippen aufeinander beißend, fest dabei an.

„Oh, und was hat Ihr Fräulein Schwester getan?“ fragte er.

„Das wissen Sie doch ganz genau. Sie hat in Ihrer Forst, auf Ihren Feldern gewildert. Jahrelang hat sie das getan, ohne daß wir es wußten. Von ihrem zwölften Lebensjahr an, und die ganze Zeit über, haben wir Ihren Wildbraten gegessen, während wir geglaubt hatten und glauben mußten, daß es unser Wild sei! Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß wir keine Ahnung davon hatten. Wir waren der festen Überzeugung, daß wir alles dem Jagdglück und der Geschicklichkeit unserer Schwester verdankten, und freuten uns des Wildreichtums, der unser einziger Reichtum geblieben zu sein schien. Sie werden mir vielleicht nicht glauben. Sie werden es für unmöglich halten, daß wir so blind und vertrauensselig gewesen sein sollten. Und doch ist es so! Ich kann Ihnen mein Ehrenwort darauf geben.“

„Aber ich bitte Sie, gnädiges Fräulein, das ist doch gar nicht so schrecklich zu nehmen. Ich hatte die ganze Geschichte überhaupt schon vergessen, eine so geringe Wichtigkeit habe ich Ihr beigelegt. Ich hatte es nur für meine Pflicht gehalten, es Sie wissen zu lassen, nicht, weil ich die paar Hühner und Hasen, auf die es herauskommt, als eine Schädigung meines Wildstandes betrachtet hätte, sondern weil ich mir dachte, daß es nicht, sagen wir pädagogisch richtig sein würde, ein Kind, und das ist ja, wie ich höre, Ihr Schwesterlein noch, nicht davor zu behüten, daß eine Unüberlegtheit, vielleicht doch bei ihr zur Passion und dann allerdings gefährlicher werden könnte.“

„Sie haben es eine Unüberlegtheit genannt, Herr von Berg. Das ist, meiner Ansicht nach, nicht der richtige Ausdruck dafür. Ich habe einen weit schärferen...“

„Dann jedenfalls einen ganz ungerecht harten, wenn Sie alle mitbestimmenden Gründe ins Auge fassen,“ erwiderte er.

Da aber sprang sie auf.

„Wie meinen Sie das?!“ rief sie aus, und ihre Augen schienen Blitze zu sprühen, während ihre feinen, schmalen Hände sich in den sich wundervoll anschmiegenden Handschuhen zusammenkrampften.

„Wollen Sie uns vielleicht unsere Armseligkeit vorwerfen? Glauben Sie vielleicht...?“

„Ich glaube gar nichts,“ unterbrach er sie, „und habe nie an das gedacht, was Sie mir jetzt in Ihrer Erregtheit unterschieben wollen. Ich habe lediglich an die übergroße Freiheit gedacht, in der Ihr kleines Schwesterchen aufgewachsen zu sein scheint, und ich möchte nur wissen, was Sie mit dem Kinde vorhaben, das nun ich plötzlich auf dem Gewissen haben soll, während eigentlich doch auch Sie, gnädigstes Fräulein, einen Teil der Schuld mittragen.“

„Ich?“ rief sie und sprang wieder auf.

„Ja. Denn an allem ist meiner Ansicht nach nur Ihr—verzeihen Sie mir, daß ich so aufrichtig spreche, aber Ihr übergroßer Stolz schuld. Man schlägt die Hand nicht aus, die sich einem in Freundschaft anbietet, um einem zu helfen. Ich bewundere zwar Ihren Stolz und die Fähigkeit Ihres Ausharrens und Ihres geradezu heldenhaften Ankämpfens gegen die Verhältnisse, die das Schicksal nun einmal mit sich gebracht hat, aber die Bewunderung, gnädigstes Fräulein, schließt nicht immer das Zugeständnis ein, daß man mit dem, was man bewundert, auch einverstanden sein muß. Sie haben aber eine Art Märtyrertum darin gesehen, das Kreuz des Lebens auf sich zu nehmen, und das selbst dort, wo es nicht unumgänglich notwendig war. Nein, bitte, lassen Sie mich ausreden. Ihre Schwester—Georgine nannten Sie, glaube ich, ihren Namen—war jedenfalls noch viel zu sehr Kind, um das Verständnis für Ihre Lebensauffassung zu haben, und da sie sich das, was sie haben wollte und was sie, vielleicht nicht ganz mit Unrecht, als eine Lebensnotwendigkeit empfand, nicht anders beschaffen konnte...“

„So stahl sie es,“ setzte Madeline von Mertinat den Satz des jungen Gutsherrn fort, gleichsam als wollte sie ihm auf diese Art das Wort abschneiden.

Er jedoch ließ sich nicht beirren.

„Nein,“ sagte er, „ich nenne das anders. Sie nahm es sich eben dort, wo sie es im Überfluß fand und legte sich gar nicht Rechenschaft über das Unrecht ab, das sie damit beging. Sie war sich ja auch gar nicht eines solchen bewußt. Rechnen Sie dazu noch die ihr offenbar angeborene Lust am edlen Weidwerk, und Sie werden ohne weiteres sehen, daß das sich selbst überlassene Kind der Lockung und Versuchung unterliegen mußte. Überdies wurden ihr ihre kleinen Ausflüge in das Gebiet der Wilddieberei zur Zeit, da meine Tante noch lebte, immer recht gnädig nachgesehen, und sie nahm wohl, vielleicht nicht einmal so ganz mit Unrecht an, daß auch ich nicht zu den Unmenschen gehören werde, die ihr kleines Unrecht gleich zum Verbrechen stempeln werden. Schließlich und endlich aber dürfte die Romantik des Wilderns das sicherlich reizende Köpfchen der jungen Wildfrevlerin entflammt haben, und dieses bißchen Romantik dürfen Sie ihr am allerwenigsten übel nehmen, weil Sie, gnädigstes Fräulein, sich auch eine Romantik zurecht gelegt haben, die krankhafter und gefährlicher ist, als die Ihrer Schwester. Ich meine die Romantik des Elends.“

„Wie Sie über mich denken, das kann mich ja kalt lassen, nicht wahr, Herr von Berg,“ sagte Madeline. „Bei der Beurteilung des Fehltrittes meiner Schwester Georginne vergessen Sie aber eines: sie hat nicht nur für uns gewildert, sondern sie hat auch das Ihnen gestohlene Wild an den Goldaper Wildbrehändler Söhnke verkauft.“

Das Gesicht des Gutsherrn wurde sichtlich viel ernster.

„Ja,“ sagte er, „Sie haben recht, das gibt der Sache einen unangenehmen Beigeschmack. Aber auch da können wir mildernde Umstände annehmen. Trotzdem aber muß ich Ihnen gestehen, daß es gerade dieser Umstand war, der mich veranlaßte, Sie von der ganzen Sache überhaupt in Kenntnis zu setzen. Wenn ich mir aber auch hier sage, daß wir es nur mit der Unüberlegtheit eines Kindes zu tun haben...“

„Dann sprechen Sie,“ unterbrach sie ihn, „das furchtbarste Urteil für seine Zukunft aus, das man überhaupt zu fällen vermag, denn wenn sie nicht einmal die Armut von jetzt zu ertragen vermag, was wird dann erst in ein paar Wochen aus ihr werden?“

„Wieso? Wie meinen Sie das?“ fragte Berg, von der Tragik in des Mädchens Worten, noch mehr aber von der Verzweiflung in ihrer Stimme und ihrer Haltung erschüttert.

„Wenn wir heimatlos, obdachlos hinausgestoßen sein werden in die Fremde! Hilflos, geldlos, freudlos in ein Leben gestürzt, das wir nicht kennen. Was wird aus Georginne dann, wenn jetzt schon ein Dieb aus ihr wurde?! Glauben Sie denn, die Welt draußen hat weniger Versuchungen für ein Kind, als unser stilles, einsames Heim hier? Ja, für ein Kind! Aber für ein Kind von siebzehn Jahren. Für ein Mädchen, das draußen sicher für schön gelten wird! Nein, nein, Sie wissen das anders, und ich weiß es auch!“

Sie war wieder in ihren Stuhl zurückgesunken und barg ihr Gesicht krampfhaft in beide Hände. Es war, als wolle sie durch den physischen Druck, die Tränen zurückhalten, die der seelische Schmerz ihr schluchzend erpressen wollte.

Berg wußte in seiner Herzensangst nicht, was tun. Er konnte, wollte und durfte dieses wundervolle Geschöpf, das geschaffen schien, um glücklich zu sein und glücklich zu machen, nicht weinen sehen. Am liebsten... so, was er am liebsten getan hätte, das wußte er wohl.

Er hätte diese Hände genommen und mit sanfter Liebesgewalt von den in Tränen schwimmenden Augen gelöst. Er hätte dieses wundervolle, blasse, zitternde Köpfchen an sein Herz, an seine Brust gelegt und gesagt: „hier, hier ist ein Platz, hier schlägt ein Herz für dich!“ Aber durfte er das? Bei jeder anderen vielleicht ja, bei ihr aber nicht. Und so sagte er nur im ruhigsten, geschäftsmäßigsten Tone, der ihm möglich war:

„Sie müssen sie eben irgendwohin in die Schule geben. In ein ganz ausgezeichnetes Pensionat, in dem sie durch ihre Lehrerinnen sowohl, als ihre Freundinnen, andere Anschauungen vom Leben gewinnen kann, als die, die sie sich bisher in ihrer frühreifen Selbständigkeit anzueignen vermocht hat.“

„Pensionate, Herr von Berg, kosten Geld.“

„Gewiß kosten sie das, es muß aber eben darauf aufgewandt werden.“

„Auch wenn man keins hat?“ fragte sie mit verzweifelmtem Lächeln.

„Sie bilden sich ja nur ein, daß Sie keines mehr haben,“ sagte er. „Wenn Sie Ihr Gut verkaufen, so bleibt Ihnen, wenn Sie einen rechtschaffenen Käufer haben, dem daran liegen muss, das Land in seine Hand zu bekommen, weil er dadurch, so wie ich, sein eigenes Gut arrondieren kann, dann sicher nach Abzug aller darauf lastenden Schulden, gewiß noch eine Summe übrig, die jedenfalls hinreichen dürfte, Ihren Lebensbedürfnissen zu genügen und jene Ausgaben zu ermöglichen, die Sie ja selbst für notwendig halten. Und wenn das nicht der Fall wäre, dann müßten Sie eben mir erlauben, in meinem Interesse, im Interesse meines gefährdeten Wildstandes, das meinige dazu beitragen.“

Er lächelte, als er das sagte, sie aber rief:

„Herr von Berg!“ und die alte Empörung schien wieder in ihr zu erwachen.

„Mit Ihrer Entrüstung, mein verehrtestes Fräulein, kommen Sie nicht weit. Wenn Sie mir das Recht nicht geben wollen, zu helfen; wenn Ihr krankhafter Stolz sich wirkliche immer noch dagegen aufbäumt, dann läßt sich eben nichts dagegen machen, dann sind Sie ebenso unheilbar, wie die Zustände auf Ihrem Gute.“

„Mein Recht, gnädiges Fräulein, mein ganz unumstößliches Recht, Ihr Fräulein Schwester ihrer Bestrafung zuzuführen, lasse ich mir nicht nehmen, und Sie gestatten wohl, daß ich diesmal Kläger und Richter in einer Person bin und demgemäß Ihr Fräulein Schwester zu zwei Jahren Festung, zwei Jahren Königsberg verurteile, die sie in einem guten Pensionate abzubüßen hat. Was aber Sie anbelangt, so rate ich Ihnen als Freund—ich weiß, ich weiß, als sehr unerwünschter und ungebetener Freund, meinen Vorschlag anzunehmen.“

Er sah, wie sie zusammenzuckte und förmlich nach Atem ringend, mit sich kämpfte.

„Ich verstehe,“ sagte er, „wie schwer Ihnen der Entschluss werden muß. Denken Sie aber doch, was für ein Unterschied zwischen einem freihändigen und einem Zwangsverkaufe Ihrer Liegenschaften ist. Bei ersterem können Sie Ihre Bedingungen stellen, bei letzterem müssen Sie tatenlos zusehen. Stellen Sie doch diese Bedingungen. Das schwerste für Sie ist jedenfalls der Gedanke, das Haus, das Ihren Vätern gehört hat, das Haus Ihrer Jugend, verlassen zu müssen. Ist denn das aber nötig? Kann in den Kaufvertrag nicht eine Bedingung hineinkommen, die Ihnen das Recht gibt, auf dem Gut zu verweilen? Etwa als Eigentümern einer Sitzstelle mit Garten. Ist das nicht ein annehmbarer Vorschlag? Nehmen Sie ihn an, Fräulein Mertinat, es ist nur zu Ihrem Besten.“

Er streckte ihr seine Hand entgegen, als solle sie in diese einschlagen, sie aber übersah wohl geflissentlich seine Bewegung.

„Ich werde mich mit meiner Schwester besprechen,“ sagte sie. „Nicht mit meiner Schwester Georginne, sondern Malvine. Leben Sie wohl, Herr von Berg.“

Damit war sie gegangen. Er hatte sie bis zur Tür begleitet. Ein stummer, ganz förmlicher Gruß und dann... war alles vorbei.

Das heißt, nicht alles, denn Herr von Berg nahm seine Zigarre, zündete sie sich an und warf sie nach wenigen Augenblicken mit einem Ausruf des Zornes weit von sich weg.

„Kurtchen, mein alter Junge, ich glaube, du warst eben ein recht großer Esel oder bist auf dem besten Wege, es zu werden.“

Dann ging er hin, drehte das elektrische Licht wieder ab, steckte sich einen anderen Glimmstängel an, und gab sich seinen Gedanken wieder hin, die jetzt ganz, aber ganz anderer Art waren, als früher.

Kapitel 6

Am nächsten Tage schon wurden von Madeline von Mertinat die Verkaufsverhandlungen mit dem Herrn Oberinspektor der von Bergschen Güter begonnen.

Nicht mit Herrn von Berg selber, und so stand er persönlich, einem Ausschalteten gleich, bei dem ganzen Verkaufe hinter den Kulissen und gab nur vor dem Notar seine Unterschrift. Damit war die Sache erledigt, denn daß er

sich nicht vordrängte, wenn man ihm so deutlich zeigte, wie man ihn mied, das war doch selbstverständlich...

Das Mertinatsche Gut hatte aufgehört zu bestehen, den drei Mertinatschen Töchtern aber war, ganz so, wie Kurt von Berg das in Vorschlag gebracht hatte, das Recht geblieben, das Gutshaus bis an ihr Lebensende zu bewohnen, und ein schönes Stück Hausgarten und Obstgarten war bei dem Hause geblieben, und ein Stück Feld und eine Wiese zum Nießbrauch auch.

Haus und Garten hatten sich die beiden Mertinats—denn Georginne war selbstverständlich fort—umfrieden lassen, wohl um damit anzudeuten, daß sie sich ganz für sich allein, von der Welt, zum mindesten aber von ihrer nächsten Umgebung abschließen wollten.

Selbstverständlich wurde dieser Wunsch respektiert, was aber nicht verhindern konnte, daß die Gedanken des jungen Gutsherrn, doch öfter als sie sollten, hinüberschweiften zu dem Mertinatschen Hause und seiner schönen Insassin.

Diese selbst hatte sich mit dem Schicksal abgefunden, ja, wenn sie offen gegen sich selber sein wollte, mußte sie sich sogar gestehen, daß sie sich glücklich fühlte.

Die schwere Last der Sorgen, die auf ihr gewuchtet hatte, war von ihr genommen, ihr und ihrer Schwestern Leben war gesichert, ja sogar eine gewisse Behaglichkeit herrschte wieder in dem Hause, und das war mehr, weit mehr, als sie noch je vom Leben erhoffen zu dürfen geglaubt hatte.

Georginne schrieb aus Königsberg auch sehr übermütig, lustig und zufrieden „die anderen Mädels seien noch viel doller als sie,“ und Madeline, die unter den Verhältnissen mehr als sie es gezeigt hatte, gelitten zu haben schien, bekam auch allen Lebensmut wieder, der schon arg im Versagen gewesen war.

Ja, sie bekam wieder einen Anflug von Farbe, und in ihren Augen strahlte ein ruhiges, zufriedenes Glück.

Nur eines nagte an ihr, und das war, daß sie das alles dem Manne verdankte, den sie nicht nur darum, weil er der Erbe der Christine von Rosen war, haßte, sondern noch viel mehr, weil er sie seine Überlegenheit damals, als sie zum ersten und letzten Mal mit ihm sprach, so sehr hatte fühlen lassen.

Sie betrachtete darum auch stets ihr wiedergekehrtes Glück als eine Art Demütigung ihm gegenüber, aber als eine Demütigung, die zu ertragen ist, wie Malvine ihr in ihrem praktischeren Sinne sagte.

Das Haus des Herrn von Berg war übrigens durchaus nicht das geworden, was die Nachbarschaft, oder ein Teil der Nachbarschaft sich von ihm versprochen hatte.

Es war nicht das laute, fröhliche Heim eines sein Leben genießenden Junggesellen geworden, sondern das ruhige, behagliche Heim eines Mannes, der nach des Tages reichlicher und ernster Arbeit, in einer stillen Behaglichkeit sich selbst leben wollte und seine ruhige Zufriedenheit fand.

„Zufriedenheit ist aber nicht Glück, Herr von Berg,“ hatte ihm Frau Strawischke gesagt. „Bei Ihnen müsste *das Glück* hier im Hause herrschen und das kann Ihnen nur eine Frau geben.“

„Das kann schon sein,“ hatte Herr von Berg ihr zur Antwort gegeben, und der unwillkürliche Seufzer, der diese Antwort begleitet hatte, war von Frau Strawischke nicht etwa als ein Zeichen der Sehnsucht nach einer ganz bestimmten Person, sondern als allgemeines Sehnsuchtszeichen gedeutet worden.

Und so hatte sie sich denn beinahe den Mund fusselig darüber geredet, was für ein anderer Mensch man durch die Ehe gleich würde, und was für einen

Segen die Ehe ins Haus bringe, obwohl der einzige Segen, den ihr die Ehe gebracht hatte, nur der sehr problematische ihrer sechs Töchter gewesen war.

In allem Übrigen aber war die Strawischkesche Ehe in geradezu kläglicher Weise gescheitert, was allerdings nicht an der netten, rundlichen Frau gelegen hatte, sondern ganz natürlich an ihm.

So oft auf dem Bergschen Gutshofe etwas los war, und das war wie gesagt nicht so oft, fuhr sie natürlich mit allen Sechsen an, was die beiden Ältesten als eine verfehlte Taktik empfanden, da merkwürdigerweise die Männer für die Reife weit weniger Verständnis zu haben pflegen, als für das Grüne der vorlauten Jugend.

Mutter Strawischke hatte aber eine andere Ansicht darüber, die sie noch aus der Artillerie übernommen hatte, bei der ihr Vater einstmals gestanden hatte. „Je mehr Geschütze man aufprotzt, um desto eher kriegt man den Feind klein.“

Leider aber wollte ihr System nicht verfangen, so niedlich ihre Töchter auch waren, und so schmachthende Blicke sie auch in unbewachten Momenten auf den jungen Gutsherrn warfen.

Der war freilich, so wie sich für jeden Gastgeber gehört, die Liebenswürdigkeit selbst, aber—gegen alle, und das, war ja gerade, was so zum Verzweifeln war.

Zum Glück blieb die Strawischke nicht mit Ihrer Enttäuschung allein, sondern sie wurde von allen Müttern heiratsfähiger Töchter geteilt, so daß sich allmählich die Zahl der Einladungen, denen der Herr von Berg ausgesetzt war, immer mehr und mehr verringerte.

Und das zur Freude des jungen Gutsherrn, der kein großer Freund von großen Bekanntschaften war, sondern sich am glücklichsten fühlte, wenn er mit sich oder ein paar gleichgestimmten Seelen allein war.

Ja, das ließ sich gut sagen: „gleichgestimmte Seelen“. Woher aber die nehmen? Und da traf es sich gut, daß eines Tages ein Brief kam.

„Ja, lieber Freund, ist es denn wahr, daß du seit so geraumer Zeit so ganz in unserer Nähe bist, und nichts hast von dir hören lassen? Ist es dem großen Gutsherrn vielleicht nicht bekannt, daß drüben, über der Grenze, ein anderer Gutsherr sitzt, der sich unter sechstausend Banausen mopst und sich nach einer Menschenseele sehnt, die ihn versteht? Ist deine Ehe mit Frau Musika schon getrennt, oder schmachtest du schon in anderen, weniger geistigen, aber dafür umso süßeren Ehefesseln? Das muß ich alles sehen; dem allem muß ich auf den Grund kommen. Mache dich daher gefaßt, daß ich dich nächstens einmal überrumple. Heute aber schicke ich gleichzeitig mit diesem meinem Geschreibsel noch meine Visitenkarte an dich ab. Kola.“

Ja, wahrhaftig, an Nikolai von Roth hatte Kurt von Berg eine ganze Ewigkeit nicht gedacht, am allerwenigsten in der letzten Zeit.

Wieso und warum, das war ihm selber nicht klar, jetzt aber freute er sich auf den kommenden Besuch, und das umso mehr, als die Visitenkarte, die Nikolai von Roth abgeschickt hatte, sich als ein schönes dickbauchiges Cello entpuppte, auf dem Kola ein Meister war, während er nach dem Tod der Tante seine Geige arg vernachlässigt hatte.

Jetzt aber suchte er sie hervor, und er streichelte sie mit seiner Hand und mit seinen Blicken, gleich als wollte er ihr das Unrecht abbitten, das er an ihr getan hatte.

Ja, ja, Frau Musika, jetzt kehrt der Sünder reuig wieder zu dir zurück! Er nahm die köstliche Geige behutsam aus Ihrem Kasten, legte sie an seine Schulter an und ließ durch einen Griff seiner Finger ihre Saiten erklingen. Dann

strich er mit feinem Bogen darüber hinweg und entlockte ihnen die süßen, herrlichen, langentbehrten, zitternden, schwingenden Töne.

Wie ein Rausch kam es über ihn, wie eine Erfüllung.

Ton an Ton reihte sich ihm wie in herrlicher Schönheit; alles, was in seiner eigenen Seele verborgen lag, legte er in die Seele des Holzes; tongewordene Träume entströmten dem herrlichen Instrumente. Alle Sehnsuchten des Herzens klangen wie ein Strom lockenden Werbens heraus.

Lockenden Werdens und sieghaften Wollens, denn was er spielte, war zum Liebesliede geworden.

Auf dem Korridor draußen lauschte der alte Jons und spitzte die Ohren. So etwas hatte er noch nicht gehört, so lange das Haus stand. Unten in der Küche, bis zu der die nie gehörten Klänge unbestimmt und verschwommen herunterklangen, legte die Köchin, die alte Maria ihren Kartoffelnapf weg, und die Dore, die gerade Zwiebeln schnitt, begann mit tränenden Augen und schluchzender Stimme zu singen:

*„Ach Gott, ach Gott, wie ist mir arg,
Mein Schatz der ist in Königsbarg.“*

Oben aber, in des Herrn Zimmer, legte dieser seine Geige weg; der verklärte Ausdruck blieb aber noch eine ganze Weile auf seinen Zügen liegen.

Zwei Tage später kam Nikolai von Roth.

Frisch, rot, pausbäckig und mit lachenden Augen wie immer.

„Na du,“ rief er dem ihn erwartenden Freunde zu, „du kannst mir gestohlen werden. Seit einem halben Jahr ist er hier und läßt nichts von sich hören, und nur dem Zufall muß man es danken, wenn man's erfährt. Ist das die Freundschaft? Dann dank ich allergehorsamst dafür. So, und damit wir wenigstens unser Trio beisammen haben, habe ich den da, meinen Bruder, gleich mitgenommen. Und das“—und er wies auf einen jungen, blassen, sehr elegant und geschniegelt aussehenden jungen Mann mit kleinem, sorgsam gepflegten Schnurrbärtchen—„das ist mein Sekretär, Herr von Iwolski. Na, ihr werdet euch ja kennen lernen, denn so schnell bringst du uns nicht wieder weg.“

Er sprach in der offenen, lebhaften Art, die seinem Wesen entsprach, aber mit dem eigentümlichen, getragenen, breiten Tone der Balten.

Kurt von Berg schüttelte ihm freudig die Hände, ebenso Bogdan von Roth, der ihm auch ein lieber Bekannter war, wenn er ihm auch nicht so nahe stand wie Nikolai. Den Sekretär aber begrüßte er mit jener entgegenkommenden Zurückhaltung, die jedem Fremden gegenüber angebracht ist. Die Bratsche und die Violine standen schon bereit.

„Ne, lieber Junge,“ sagte aber Nikolai von Roth. „Erst essen. Wir haben nämlich einen mordsmäßigen Appetit nach dieser Fahrt. Es sind doch zweihundert Werst, die wir zurückgelegt haben, und der Frühling liegt uns überdies noch in allen Gliedern. Außerdem weißt du ja, die Seele des Menschen liegt in unserem Magen. War es nicht Kuno Fischer, der uns das gelehrt hat? Nein? Nu, dann war es ein anderer.“ und er schob seinen Arm in den seines Freundes und ließ sich von ihm in das Esszimmer führen.

Speisesaal konnte man es füglich wohl nennen.

Die Frühstückstafel war schon gedeckt. Mit Kennermiene wurde sie von Nikolai von Roth überflogen.

„Ja,“ sagte er, „das tut's. Da wollen wir einmal auf russische Art frühstücken, nicht wahr, Timofei Simonowitsch?“

„Wie ist das?“ fragte der Sekretär, an den diese Worte gerichtet waren. Herr von Roth lachte.

„Da ist er ein Russe und ich, ein Deutscher, muß ihm das erst erklären: ein russisches Frühstück fängt früh an und ist abends noch nicht zu Ende. So wollen wir's halten. Stimmt's?“

„Wenn die Vorräte reichen, warum nicht?“ sagte Herr von Berg lachend.

Das Frühstück zog sich zwar nicht ganz so in die Länge, wie Nikolai von Roth das vorausgesagt hatte, reichte aber doch ziemlich weit in den Tag hinein und war zweifellos das anregendste und gemütlichste, das Kurt von Berg bisher in seinem neuen Heime zu sich genommen hatte, denn es ging plötzlich in das Mittagessen über.

Man hatte über tausenderlei Dinge gesprochen, Berliner Erinnerungen ausgetauscht und über Musik und Weiber gesprochen.

Hauptsächlich natürlich über Musik.

„Ja,“ sagte Kola, „daß dir die hier fehlt, das begreif ich. Ich finde es nur spaßhaft, daß du ausgerechnet auf mich warten mußt, um dich ihrer wieder zu erinnern. Aber freilich, wenn einem das Pusten und Prusten des Dampfplugs, wenn einem der Takt der klappernden, schlagenden Dreschflegel, wenn einem der Milchstrom der Kühe zur Musik geworden ist, dann ist es ja möglich, die Kunst zu vergessen. Ich aber bin nur Bauer von sechs bis acht—von sechs Uhr früh bis abends um acht, mein ich natürlich, und bin es, frag nur die da, mit Stolz und mit Leidenschaft; dann aber zieh ich den Bauernkittel oder den Gutsherrnrock aus und werde wieder Salonmensch und Künstler. Ach, Künstler! Weißt du noch, Kurt wie wir davon geträumt haben, als Künstler die Welt zu durchzieh'n? Du, Bogdan und ich? Und wie wir eine vierte gesucht haben, die mit uns zieht? Aber wer weiß, wozu das gut ist, daß es nicht so geworden ist. Im Übrigen siehst du in uns hier,“ und er zeigte auf sich, Bogdan und Herrn von Iwolski, „das Fleisch und Bein gewordene Trio: Ich immer noch *allegro vivace, ma non troppo*, Bogdan das *Andante* und unser lieber Herr Sekretär hier das *Adagio molto moderato*.“

„Sind Sie denn auch musikalisch?“ wandte sich Herr von Berg an Herrn von Iwolski.

„Es gibt keinen Russen,“ antwortete dieser, „der es nicht wäre. Aber ich spiele nicht.“

„Gar nichts?“

„Nein.“

„Dann sind Sie eine glänzende Ausnahme von den vielen Tausenden, die nicht musikalisch sind und *doch* spielen.“

„Ja, das bin ich, Gott sei Dank!“ sagte der Russe mit dem Tone solcher Überzeugung, daß alle anderen lachten.

„Und nun sind wir vier da,“ sagte Bogdan von Roth, „und das Quartett ist doch nicht beisammen.“

„Nein,“ erwiderte Kurt von Berg, „die vierte fehlt,“ und er warf seinen Zigarettenstummel abermals von sich.

„Teufel, dann mußt du eben für die vierte sorgen! Ihr werdet doch wohl hier in der Nachbarschaft eine haben, die zur Not mit uns klimpern kann.“

„Klimpern gewiß, aber spielen?“

„Ja, da hast du recht, das findet sich schwer. Heirat doch eine. Ein unverheirateter Gutsherr ist überhaupt eine Absurdität. *Bauer ohne Frau*, sagt ein gutes kurländisches Sprichwort bei uns, ist wie *Hahn ohne Henne, wie Hof ohne Tenne, wie Stall ohne Sau*.“

Alles lachte. Am hellsten und fröhlichsten Kola; ja selbst Herr von Iwolski verzog seinen Mund zu einem Lächeln.

„Auch wir Russen haben ähnliche Sprichwörter,“ sagte er. „Eines der bekanntesten lautet: *Geh, Bauer, und such dir 'ne Frau, hol du dir den Teufel, sonst holt er dich.*“

„Ein Sprichwort, das nicht gerade viel Lust zum Heiraten macht,“ meinte Herr von Berg.

„Warum nicht,“ meinte Bogdan von Roth. „Wir zum Beispiel, Kola und ich, dachten gerade hier etwas für uns Passendes zu finden. Hast du nichts hier auf Lager, in das man sich verlieben könnte? Gar nichts? Wirklich nichts?“

Einen Augenblick lang war es, als flöge eine Wolke über Kurts Gesicht.

„Rein, gar nichts,“ sagte er dann. „Aber wollt ihr euch nicht meinen Besitz ansehen?“

Die Tage verflogen. Nikolai von Roth sah sich mit Interesse den Berschkaller Meisterbetrieb an, denn Kurt konnte das Verdienst, das Gut auf solche Höhe gebracht zu haben, selbstverständlich nicht für sich in Anspruch nehmen, soviel auch schon unter seiner Herrschaft geschehen war.

„Alles verdanken wir ihr und unserem trefflichen Gutsinspektor, nicht wahr, Grundmoser?“ sagte der Gutsherr und klopfte dem wackeren Mann auf die Schultern.

Der strahlte natürlich vor Glück, denn er hatte den neuen Gutsherrn—für ihn blieb er nämlich immer der neue—weiß Gott, schon geradezu lieb gewonnen. Er war halt auch aus gutem Holz geschnitten, das merkte man gleich.

„Sie sollten mit mir nach Rußland kommen,“ sagte Herr von Roth lachend. „Dort brauchen wir Menschen wie Sie. Wollen Sie?“

Da hätte man den alten Inspektor aber sehen sollen! Mit beiden Händen sträubte er sich gegen die Zumutung.

„Für nichts um die Welt bringt man mich von hier fort,“ rief er, „und am wenigsten nach Rußland hinein.“

„Fürchten Sie sich denn vor den Russen so sehr?“

„Herr,“ sagte da aber der alte Inspektor und straffte seine ganze Gestalt, „hassen vielleicht, aber von wegen fürchten, da kennen Sie uns Ostpreußen schlecht,“ und er ballte seine Faust, wie in tiefem zurückgehaltenen Grimme.

Kurt von Berg winkte seinem Freunde zu, von dem Gespräch lieber abzulassen, denn er kannte den alten, eingefleischten Haß des alten Mannes und wußte, daß eine Geschichte dahintersteckte, die weit zurücklag, aber Schuld daran war, daß der alte Grundmoser, trotz seiner sechsundfünfzig Jahre, und trotzdem er so ein stattlicher Mann war, noch immer keine Frau genommen hatte.

Während die beiden, Herr von Berg und Kola von Roth, das Gut inspizierten, pirschte Bogdan im Walde herum. Das heißt, die Büchse hatte er zwar übergehängt, ans Schießen aber dachte er doch nicht.

Ihn nahm der Wald mit seinem Zauber gefangen. Es war aber auch ein Wald mit der ganzen Märchenschönheit des herrlichen, ostpreußischen Waldreviers.

Prachtvoller, dunkler, hochstämmiger Nadelwald—Kiefern und Fichten; aber ganz mit hellem, im frischen Grün des Frühlings, förmlich hervorleuchtendem Laubunterholz durchsetzt; dann eine saftige, von einem kleinen Wasser durchflossene Wiesenschlenke und hinter dieser und rings um sie köstlichster Laubwald. Alte, große, wuchtige Eichen, die wie in kraftvoller Herrennatur ihre festen, knorrigten Äste ausbreiteten, und prachtvolle Buchen, die es an Kraft und an Eindruck den riesigen Eichen gleich zu tun suchten.

Auf den Lichtungen stand äsendes Wild, das mißtrauisch zu dem fremden Mann äugte; der aber stand im Genuß des Anblickes da und dachte nicht an das Schießen.

Er ging weiter und weiter, und als er zum Gutshof zurückkam, war er um ein großes Erleben reicher geworden. Nicht um ein Erleben im Walde, sondern um eines am Gartenzaun.

Er war nämlich plötzlich mitten im Walde, mitten im Gutskomplex seines Freundes, auf einen solchen gestoßen und hatte im Weitergehen in diesem ein Pförtchen gesehen, und hinter diesem leuchtete ihm ein Haus entgegen; ein ganz stattliches Haus.

Doch nicht dieses interessierte ihn, sondern der Klang, der aus ihm herausdrang.

Der Klang eines Klaviers.

Chopin.

Wie aber dieser Chopin gespielt wurde, das war das Erleben, denn Chopin, dieser Dichter der Töne, dem, wie Heine sagt, Polen seinen ritterlichen Sinn und seinen Schmerz, dem Frankreich seine wundervolle Leichtigkeit, Anmut und Lebendigkeit, dem Deutschland seinen romantischen Tiefsinn, die Natur aber sein Genie und seine Größe gegeben hat. Chopin kann nur erlebt, kann nur gefühlt, darf nicht bloß verstanden werden.

Und so stand er denn da und ließ die Fluten der Töne, die aus dem offenen Fenster zu ihm herüber drangen, über sich schlagen, und ihm war, als seufze ein Leid, als zucke ein Herz, als schluchze ein Geist und als blute eine Wunde zu ihm herüber.

Er stand ganz unter dem Bann dieses Eindrucks; selbst dann noch, als das Spiel aus war, und er sogar den Flügeldeckel klappen zu hören glaubte, dann aber kam des Erlebens zweiter Teil, denn die Tür des Hauses öffnete sich und eine junge Mädchengestalt trat heraus.

Sie kam ahnungslos den Weg herabgeschritten und schrak zusammen, als sie den jungen, ihr fremden Mann sah. Trotzdem setzte sie ihren Weg fort und nickte lächelnd, als er sie grüßte...

„Haben Sie so wundervoll gespielt?“ fragte er.

„Nein,“ sagte sie, „meine Schwester. Spielt sie nicht schön?“

„So schön, wie ich nie geglaubt hätte, daß ein Weib Chopin spielen kann. So wunderbar schön, wie es zu dieser prachtvollen Waldeinsamkeit paßt, obwohl man hier so viel Kunst wahrhaftig nicht suchen würde. Das Seltsame ist aber, daß wir Sie suchen... Freiherr von Roth,“ stellte er sich vor.

Das junge Mädchen, das selbst wie ein Chopinscher Frühlingstraum aussah, nickte, ohne jedoch den eigenen Namen zu nennen.

„Wir suchen nämlich ein Quartett zusammen zu bringen und bringen es nicht fertig, denn *Quartett mit dem Strohmann*, wie der alte Grundmoser—kennen Sie den?—sagt, läßt sich wirklich nicht spielen.“

Sie lachte, und er lachte mit. Nichts aber hilft der Befreundung so sehr auf die Beine, wie das gemeinsame Lachen.

„Von Ihren vier kenne ich jetzt nur Sie, nur den einen. Wer sind aber die andern?“ fragte sie.

„Mein Bruder, Nikolai von Roth und Herr von Berg.“

„Oh,“ sagte sie, und ihr Ton und ihre Haltung nahmen plötzlich etwas Eisiges an.

Er ging jedoch mit seiner weltmännischen Gewandtheit über diesen Ausruf hinweg, pries die Schönheit des Waldes, die herrliche Abgeschlossenheit des Hauses und ging.

„Na, du,“ sagte er zu Hause, wo die beiden andern schon gemeinsam mit Herrn von Iwolski bei Tisch saßen und ihn erwarteten, „du bist mir der Wahre, wir reden uns den Mund lahm, ob wir keine Klavierpartnerin hätten, und der gute Herr da verschweigt uns, daß wir in allernächster Nähe ein wahres Wunder haben und nur nach ihm die Hände auszustrecken brauchen, um es zu haben.“

„Wir?“ fragte Kurt von Berg, und sah Bogdan von Roth mit einem solchen Staunen an, daß dieser sofort sah, daß der Gutsherr keine Ahnung davon hatte, welch einen kostbaren Schatz seine nächste Nachbarschaft berge.

„Na, das ist doch zu toll,“ sagte er, „daß du nicht wissen solltest, daß du die beste Chopinspielerin, die ich in meinem Leben gehört habe, zur Nachbarin hast.“

„Wo?“ fragte der Gutsherr.

„Da unten, mitten in deinem Gutsrevier, hab ich ein geradezu idyllisches Haus entdeckt, rings, wie Aschenbrödels Märchenschloß, gegen jeden Eindringling umfriedet. Da haust die herrliche Künstlerin, die zweifellos nur ihrer Erlösung, das heißt, ihrer Entdeckung harrt.“

„So?“ sagte Herr von Berg. „Ich wußte gar nicht, daß Fräulein von Mertinat spielt.“

„Göttlich, herrlich, sage ich dir, und die müssen wir haben!“

„Das wird allerdings ganz unmöglich sein,“ meinte der Gutsherr.

„Weshalb? Steht ihr nicht gut miteinander?“

„Wir stehen gar nicht,“ sagte er und brach das Gespräch ab.

Natürlich suchte auch keiner zu fragen, nur um Herrn von Iwolskis Lippen spielte ein spöttisches Lächeln, und er warf einen merkwürdigen Blick zu dem Hausherrn hinüber. Einen Blick, der etwas Stechendes hatte, und mit dem ganzen sonstigen, geschmeidig liebenswürdigen Wesen des jungen Russen in Widerspruch stand.

Am Abend waren die Freunde diesmal nicht zusammen, denn die Roths waren mit Herrn von Iwolski nach Didszullen gefahren, wo sie einen alten Bekannten aufsuchen wollten, und so blieb denn für diesmal der Kammermusikabend aus, den sie sich sonst immer arrangiert hatten, und zu dem sie tatsächlich, zur Ehre der Meister, immer im Gehrock kamen. Es machte sich so viel feierlicher.

Heute aber hatte der Hausherr wieder einmal seine Jagdjoppe an und konnte sich ganz seinen Stimmungen hingeben, die wieder, durch die Erzählung Bogdans, neu aufgerüttelt, über die Wiesen und Felder, über die Halden und Fluren hinweg und durch den rauschenden Wald, hinüber zu dem Mertinatschen Hause zogen, wo sie lebte, atmete und—spielte.

Er hätte sie für sein Leben gern spielen gehört. Er hätte aus ihrem Spiele ihre Seele erkennen mögen, die unmöglich so kalt und so stolz und so abweisend sein konnte, wie sie sich ihm gegenüber gab.

Er hätte sie für sein Leben gerne spielen gehört, und—warum sollte er nicht? Konnte er nicht auch durch seine Forst gehen? Konnte er nicht auch bis zu dem umfriedeten, einstigen Gutshof gehen? Wer hinderte ihn denn? Und wenn er Glück hatte, so hörte er sie; hörte sie irgendetwas spielen, was ihm eine Offenbarung ihrer Wesensart wurde.

Schnell entschlossen zog er seine Jagdstiefel an, nahm sein Gewehr von der Wand und hing es sich über; setzte sich seine Jagdmütze tief in die Stirn und ging.

Es war ein prachtvoller Abend.

Der fast volle Mond warf seine hellen Strahlen über die Landschaft und tauchte sie in jenen Schimmer von Unwahrscheinlichkeit, der etwas Märchenhaftes hatte.

Über dem Wiesental unten und über den weit sich dehnenden Feldern, stand der einem ruhigen, milchweißen Meere gleichende Nebel mannshoch und bot einen traumhaften Anblick. Es war, als ob man ins Ungewisse hinein, als ob man in die Unendlichkeit sehe. Alles war vermischt, alles nur ein Meer.

Alles gleichmäßig vom Nebel verdeckt, im Nebel versunken. Hier aber, wo er ging, war alles hell und klar und leuchtend und selbst durch die Schatten des Waldes, in den er jetzt eben getreten war, legte sich ein silbernes Netz, wie durch die ganze Forst durchgesponnen, über dem tiefdunklen Boden.

Die ganze Mystik des Waldes schien zu ihm zu sprechen.

Die ungeheure Ruhe um ihn, die durch jedes Geräusch, jedes Knacken eines Astes jedes Rascheln eines Zweiges, jeden Schrei des Uhus nur noch erhöht wurde, weckte förmlich und erhöhte die eigene Unrast, die, das wusste er wohl, nur noch einem einzigen Zauber zu weichen vermochte, dem er selbst unterlegen war. So kam er bis an die 'Mertinatsche Reservation', wie der alte Schwere-nöter, der Braczko, in Erinnerung seiner, in weiter Ferne liegenden Jugend und der in dieser mit Eifer verschlungenen Indianergeschichten, den Sitz der zwei Mädchen jetzt nannte.

Er stand da und sah zu dem Hause hinüber, in dem nur ein Zimmer erleuchtet schien.

Ab und zu huschte ein Schatten an dem Lichte vorüber, und er sagte sich: das ist sie! Aber gespielt wurde nicht. Und da er sich seines Lauschens fast schämte, wollte er gehen.

Gerade in diesem Augenblick aber wurde drüben ein Akkord angeschlagen und nun erklang eine Melodie, und eine Stimme sang.

Eine schöne, reine, helle Stimme, der das Gefühl und das feste Empfinden das reichlich ersetzte, was an Schulung noch fehlte.

Es war ein ziemlich banales Lied, das auch er kannte und dessen Worten er darum zu folgen vermochte, denn der Schall selbst trug nicht so weit, um auch den Text verstehen zu können.

*„Horch! Die alten Eichen rauschen,
Immer noch dasselbe Lied,
Sonst ist alles anders worden,
Seit ich aus der Heimat schied.
Mit Geleit zog ich von hinnen,
Fremd und einsam zieh ich her,
Herz, wie bist du voll von Sehnen,
Heimat, ach, wie bist du leer!“*

Wer mochte das sein, der da sang? Sie nicht. Sie ganz gewiß nicht, denn ihre Stimme hatte einen anderen, tieferen Glockenklang, das wußte er.

Die andere Schwester also.

Auch ein kleines, liebenswürdiges Talent, aber nicht das, was er erhofft und zu hören erwartet hatte.

Natürlich wurden auch die beiden andern Strophen des Liedes gesungen. Mit jeder schien die Kraft, nicht der Stimme aber der Sängerin zu wachsen. Die Kraft der Sehnsucht; die Kraft des Gefühls und Empfindens, und er konnte sich nicht verhehlen, daß auch das auf ihn Eindruck machte.

Wohl zweifellos deshalb, weil die Umgebung ringsum, so wundervoll zu dem Inhalt des Gesungenen paßte.

*„Nur der Wald hat dir erhalten,
Hinterm beerenreichen Haag,
Wohlbekanntes Grünen, Blühen,
Und den alten Finkenschlag.
Leises Flüstern, Jugendträume,
Heimisch Wehen, Herzensfried;
Und die alten Eichen rauschen,
Immer noch dasselbe Lied.“*

Es war, als empfände der Wald die Stimmung mit, denn ein leiser Wind strich wirklich durch die Kronen der markigen Bäume und diese rauschten zu dem Liede mit. Vielleicht schien es ihm auch nur so. Jedenfalls aber schien sich die große Sehnsucht, die aus dem Liede sprach, auch auf die Außenwelt zu übertragen, denn der Sprosser, der herrliche Sänger der Nacht, begann sein werbendes Liebeslied zu singen, und vom Gipfel irgendeiner weit hinten stehenden Kiefer ließ der Uhu seinen dumpfen Ruf erschallen, der ihm und seinem Weibchen ein Glücksruf ist.

Kam nach dem Liede noch etwas? Nein, nichts mehr. Nur die Schatten bewegten sich noch vor dem Lichte, dann trat eine Gestalt an das Fenster, beugte sich vor, und schloß die Flügel.

Seufzend und doch seltsamer Eindrücke voll, machte er sich auf den Rückweg.

Wieder umging ihn der ganze Zauber des Waldes. „Uhuhu—uhuhu,“ erscholl es jetzt dicht über ihm, und in demselben Augenblicke überfiel ihn ein seltsames, unbegreifliches Gefühl.

Nicht das abergläubische, das andere Menschen bei dem Ruf der Eule und des Uhus packt, sondern das unbestimmte Gefühl, daß jemand seinen Schritten folge. Daß irgendein Mensch ihm im Walde hier nachschleiche.

Unwillkürlich blieb er stehen und griff zum Gewehr, das er, in das Dickicht hinausspähend, in Anschlag hielt. Aber es war nichts zu sehen und nicht das Geringste zu hören.

Er lachte sich über seine Furcht aus, die ja im Grunde gar keine Furcht gewesen war, warf sein Gewehr wieder über und ging seines Wegs weiter.

Als er dann an die Lichtung kam, sah er sich aber doch noch einmal um. Natürlich mit demselben Mißerfolge wie früher. Wer sollte denn auch zu dieser Stunde im Wald sein? Ein Wilddieb? Der war froh, wenn er dem Gutsherrn nicht zu Gesicht kam und nicht vor sein Rohr lief, dachte aber ganz gewiß nicht daran, ihm nachzuschleichen. Ein anderer aber...? Ein anderer, der da in Frage kam, war gar nicht da.

Als aber Herr von Berg sich zum Schlafengehen entkleidete, hörte er ganz deutlich die Haustür gehen. Leise machte er die eigene Zimmertür eine Spalte auf.

Irgendetwas schlich die Treppe hinauf.

Wer?

Jetzt ging mit einem Mal eine Tür und wurde leise zugeschlagen. Es war die Tür von Herrn von Iwolskis Schlafzimmer. Nanu, schon von Didszullen zurück? Wollten sie nicht dort über Nacht bleiben? ... Einerlei, morgen würde sich das Rätsel ja klären, wenn es überhaupt ein Rätsel war...

Das Lied, das Herr von Berg im Mertinatschen Hause hatte singen hören, hatte seine Geschichte. Das heißt, nicht das Lied selbst, sondern der Grund, warum es gesungen wurde, war eine Geschichte.

Wie ein Wirbelwind war nämlich plötzlich Georginne in den ruhigen, sonnigen Frieden des Hauses hineingestürzt.

Sie hatte ganz, ganz kurze Ferien in ihrem Pensionat in Königsberg bekommen, und die Sehnsucht hatte sie nach Hause zurückgetrieben.

Vor allem wohl die nach der Heimat, dem Walde, aber auch die nach den Schwestern, von denen, wie sie wußte, ihr Madeline noch immer unnahbar böse war.

Vergebens hatte sie gebeten und gebettelt, sie solle doch die alten Dummheiten, die sie—Georginne—begangen hatte, vergessen...

„Nein... erst wenn du deine Zeit abgebüßt hast.“

Und so wirkte denn der Empfang, den sie in dem stillen Gutshause gefunden hatte, wie ein Sturzbad auf sie.

Malvine freute sich zwar, die Schwester, die sich zu einem Staatsmädel herausgemustert hatte, wiederzusehen, sie durfte aber diese Freude um der Schwester willen nicht zeigen, die in geradezu eisiger Abwehr die stürmisch freudige Begrüßung ihrer Schwester zurückwies.

Wie geknickt fiel da die ganze übermütige Freude des Mädels in sich zusammen.

Zum ersten Male, fühlte sie den ganzen Jammer ihres „Verbrechens“. Selbst das Frühstück, das man ihr natürlich hingestellt hatte, vermochte sie kaum hinunterzuwürgen.

Am liebsten wäre sie in den lieben, guten Wald hinausgelaufen und hätte sich dort ausgeweint und ausgeflennt.

Vergebens hatte Malvine, die tiefes Mitleid mit ihrem Schwesterchen hatte, versucht, den harten Sinn der Schwester zu bergen.

„Ich bitte dich, Malvine, laß das,“ sagte diese. „Du weißt, nicht ich hatte die Strafe des Kindes zu bestimmen, sondern ein anderer.“

„Dann werde ich zu dem anderen gehen und fragen, ob das in seinem Sinne gehandelt heißt, oder nicht?“ sagte Malvine, die schon oft den Versuch gemacht hatte, sich gegen die Oberhoheit der Schwester aufzulehnen, und sie machte tatsächlich Anstalt zu gehen.

„Malvine!“ rief da Madeline von Mertinat, „du wirst doch nicht...“

„Ja, ich werde,“ gab aber diese sehr entschieden zur Antwort, „ich sehe nicht ein, warum wir immer unter deinen starren Ansichten leiden sollen.“

Es war das erste Mal, daß Malvine auf die Ereignisse anspielte, die sich früher abgespielt hatten, und die Wirkung auf Madeline war unglaublich tief.

Sie wurde totenbleich und sah die Schwester wie entsetzt an.

„Wenn es so ist, dann geh,“ flüsterte sie.

Georginne trat aber der Schwester in den Weg.

„Nein,“ sagte sie, „du gehst *nicht*. Wenn eine hier gehen muß, so bin ich es. Nur heute bitt ich euch, laßt mich hier. Morgen, mit dem frühesten, kann ich ja fahren.“

Sie hatte diese Worte nur stoßweise vorgebracht, und jetzt gingen sie, während sie sich das Gesicht mit beiden Händen verhüllte, in lautes, ihren ganzen Leib durchschütterndes Schluchzen über.

Teilnahmsvoll trat Malvine zu ihr hin.

„Wein doch nicht, Kind,“ sagte sie. „Wein doch nicht, es muß ja doch anders hier werden.“

Das war ein neuer Stoß, den Madeline von Mertinat heute erhielt. Sie zuckte denn auch zusammen. Irgendein bitteres Wort wollte schon über ihre Lippen, aber sie hielt es zurück.

Nur einen Blick voll seltsamer Trauer warf sie auf die beiden, dann ging sie ohne ein Wort auf ihr Zimmer.

Dort saß sie eine geraume Zeit in ihrem breiten, geflochtenen Rohrstuhl und blickte, ohne zu sehen, hinaus in die Weite. Recht bittere Gedanken erfüllten ihre Seele. So wurde sie also auch hier verbannt. So war sie die einzige, die den Haß, als das heilige Vermächtnis ihrer Eltern, zum mindesten aber ihrer Mutter, in Ehren hielt. So rechnete man es ihr zum Vorwurf an, daß sie, um dieses Hasses Willen, gedarbt und gelitten hatte, und die Tränen rannen ihr leise und von ihr selbst nicht gemerkt, über die Wangen.

Draußen in der Natur sang und jubelte alles und blühte und sproßte und duftete. Wer weiß, vielleicht hatten die unten wirklich ein Recht, mehr von ihrem Leben zu haben...

Zum Mittagsbrot kam Madeline nicht hinunter. Da ging Malvine hinauf.

„Sei doch nicht so,“ sagte sie der Schwester und legte ihre Arme um ihren Hals. „Sieh doch, sie hat sich so auf ihr Kommen gefreut, warum willst du ihr diese Freude zerstören? Hat denn das Leben der Freuden so viel?“

Da sah die Schwester die Fürbitterin an.

„Lasst mich jetzt,“ sagte sie. „Ich werde abends hinunterkommen.“

Und abends kam sie wirklich. Ganz ruhig und gefaßt. Mit keinem Worte das Vorgefallene berührend. Aber die Stimmung war tödlich, und jeder war froh, als abgedeckt wurde.

Die dumpfe Last gegenseitigen Missverstehens drückte aber immer noch weiter auf ihnen, bis Georginne plötzlich zum Klavier trat, mit fliegender Hand unter den Noten herum suchte und ein Lied auf das Klavierpult legte.

„Komm, begleite mich,“ bat sie Malvine.

Und da war es, daß sie das Lied gesungen hatte. Dieses Lied der Sehnsucht und der Enttäuschung:

*„Nur die alten Kirchenglocken
Singen ihren frommen Sang,
Sonst hat Willkomm mir geboten
Keiner lieben Stimme Klang,
Und kein glänzend Auge wünschte
Freundlich mir zur Heimkehr Glück,
Herz, die Heimat ward zur Fremde,
Warum kehrtest du zurück?“*

Das war kein Singen mehr, das war schon ein Schluchzen gewesen. Aber noch während Georginne sang, war Madeline leise von ihrem Sitz aufgestanden, war noch leiser zur Schwester hingetreten, die ihr ganzes Leid in ihren Sang gelegt hatte und hatte die Schluchzende, als der letzte Ton verklungen war, wortlos an ihr Herz gezogen.

Das war es gewesen, was Herr von Berg nicht wußte, als er das Lied, am Gatterthore stehend, belauscht hatte...

Am nächsten Morgen waren Roths noch nicht da. Sie konnten auch noch gar nicht da sein, denn sie hatten am späten Nachmittag erst zurückkehren wollen.

Aber auch Herr von Iwolski war nicht da, Und so mußte sich Herr von Berg gestern Abend wohl geirrt haben, obwohl er darauf hätte schwören mögen, recht gehört zu haben.

Nachmittag kamen alle drei in ihrem Wagen an. Also... war es doch ein Irrtum gewesen! Kola von Roth blieb nach eingenommenem Essen auf seinem Zimmer. Der Sekretär erledigte die aufgelaufenen Korrespondenzen, und Bogdan von Roth machte seinen Verdauungsspaziergang.

Wohin, das sagte er niemand; als sie aber abends wieder beisammen saßen, brachte er das Gespräch merkwürdigerweise wieder auf die Klavierspielerin.

„Sag mal, Kurt,“ begann er mit einem Male, „was ist das mit dir und den Fräuleins da unten? Läßt sich da gar nichts tun?“

„Was meinst du damit?“ fragte Herr von Berg.

„Na, ob man die Sache, die zwischen euch liegt, nicht aus der Welt schaffen kann?“

„Da mußt du die Damen selber fragen,“ sagte er, „denn ich weiß wirklich nicht, was zwischen uns liegt.“

Natürlich hatte Herr von Berg nicht einen Augenblick an die Möglichkeit geglaubt, daß Bogdan von Roth wirklich fragen könnte; als dieser aber am nächsten Tage wieder zufällig an dem Mertinatschen Hause vorbeiging und Malvine von Mertinat ebenso zufällig gerade dabei war, sich einen Strauß Reseden zu binden, da grüßte er hinüber, wie einer, der es nicht zum ersten Mal tut, und sie erwiderte seinen Gruß wie eine, die über sein Erscheinen mehr erfreut, als erstaunt ist. Und so war es denn kein Wunder, daß, als er ein Wort zu ihr hinüberwarf, sie näher herantrat; so nahe, daß sie nur durch das Gatter getrennt waren.

Er sprach über Blumen, den Wald, den Sonnenschein, und dann rückte er mit seiner Bitte heraus.

„Bitte, bitte, machen Sie es doch möglich, daß wir durch Ihr Fräulein Schwester unser Trio zu einem Quartett erweitern können. Ich bat Sie neulich schon. Oder spielen Sie auch? Dann...“

Er kam leider nicht dazu, seinen Satz zu vollenden, denn sie unterbrach ihn. Aber seinem Blick sah man es an, daß ihm das noch viel, viel lieber gewesen wäre.

„Nein,“ sagte sie, „ich spiele nicht, oder doch nur so, daß Sie keine rechte Freude an meinem Spiel hätten. Madeline dagegen ist Künstlerin, obwohl sie es selber nicht wahrhaben will. Für sie wäre Ihr Vorschlag natürlich ein Genuß, ein Ansporn und eine Anregung, aber die Sache ist unmöglich.“

„Dieses Wort höre ich nun schon zum zweiten Male! Woran scheidert die Sache denn?“

„An der Persönlichkeit des Herrn von Berg,“ sagte Malvine von Mertinat.

„Das ist nicht möglich, denn einen prächtigeren, geraderen Charakter als ihn gibt es auf der ganzen Welt nicht mehr wieder.“

„Das kann sein. Es gilt auch in gar keiner Weise seiner Person, sondern seiner Eigenschaft.“

„Das verstehe ich nicht. Welche Eigenschaft meinen Sie denn?“

„Seine Eigenschaft als Herr von Berschkallen.“

Und dann erzählte sie ihm alles, und wie man doch auf die Gefühle der Schwester Rücksicht zu nehmen verpflichtet sei.

„Nein,“ sagte er ihr jedoch. „Diese Verpflichtung sehe ich nicht ein. Im Gegenteil. Wenn die Sache sich nur so verhält, wie Sie sagen, dann müssen Sie sich zum Arzt dieser krankhaften Anschauungen aufwerfen, die Ihrem Fräulein Schwester gewaltsam suggeriert worden sind. Wollen Sie denn hier Ihr Leben lang um dieses Unrechts willen—denn ein solches ist es gewiß—versauern? Wollen Sie sich jedem Lebensgenuß, jeder Lebensfreude verschließen? Darf Ihr Fräulein Schwester sich und Ihrer Kunst, Ihnen und Ihrer Jugend, Ihrem Lebenswillen und Ihrer Schönheit ein Grab graben?“

„Oh, Herr von Roth,“ sagte sie abweisend, als wäre er in seinen Reden zu weit gegangen.

„Ach was,“ sagte er. „Ich weiß, daß es nicht konventionell sein mag, was ich eben gesagt habe, aber da kann einem ja die Galle überlaufen, wenn man so etwas sieht. Nein, nein, Sie müssen mir versprechen, mit Ihrer Schwester zu reden. Wir müssen den Bann brechen, der auf diesem Haus hier zu liegen scheint. Wir müssen, wie im Märchen, die verwunschenen Prinzessinnen entzaubern, selbst aus die Gefahr hin, daß sie es selber nicht wollen.“

Und nun begann ein kleiner Miniierkrieg gegen Madeline von Mertinat.

Ein Krieg, der mit größter Behutsamkeit von Malvine geführt wurde. Von ihr allein, denn Georginnens Ferienurlaub war, wie gesagt, nur ganz kurz gewesen, und Malvine war völlig nur auf sich selbst angewiesen. In sehr geschickter Weise wußte sie es Madeline plausibel zu machen, daß jetzt, wo sie sich doch wieder materiell gut stünden, die Zeit doch wirklich gekommen wäre, sich einen kleinen Kreis von Bekannten zu schaffen.

„Es würde doch jeder gern zu uns kommen. Mein Gott, nein, nicht Leute, an denen einem nichts liegen kann, sondern einen Kreis, der uns eine geistige Anregung bieten kann. Findest du nicht auch?“

„Wo willst du den finden?“ fragte Madeline, die nichtsahnend in die Falle ging.

„Oh, das ist doch nicht so schwer. Da ist der junge Braczko, der soll ein prächtiger Vorleser sein und reizende Gedichte machen. Da ist Steputat, der den Weg zu uns wohl nicht scheuen würde, um auch uns, durch das lebendige Wort, mit den neuesten Kindern seiner Muse bekannt zu machen, denn er würde ja durch dich reichlichen Lohn finden.“

„Durch mich?“

„Gewiß, durch dein Spiel. Kennst du das Wort nicht: *die Kunst des Einzelnen gehört nicht ihm, sondern er ist sie der Allgemeinheit zu geben verpflichtet* und du, Schwesterchen, kannst so viel und so vielen geben! Willst du denn nicht?“

Madeline schüttelte ihren Kopf.

„Du malst unerfüllbare Träume an unsere Wand,“ sagte sie.

„Warum Träume? Warum unerfüllbar? Es liegt doch nur an dir, sie dir und mir zur Wirklichkeit zu machen. Ja, auch dir, denn glaubst du, ich weiß nicht, daß du seelisch darbst, Schwesterchen? Glaubst du, man sieht es nicht, daß du, daß dein Geist, nach Nahrung verlangen? Und weißt du, daß ich hinter ein großes Geheimnis gekommen bin?“

„Nun?“ fragte Madeline von Mertinat, ganz seltsam von den Reden und Vorschlägen ihrer Schwester angeregt, die wie Lockungen eines neuen Lebens erschienen.

„Wir haben hier ganz in der Nähe ein paar Künstler, die beinahe täglich ihre Kammermusikabende halten. Sie sollen ganz außerordentlich spielen und nur

unglücklich sein, daß sie auf die, freilich heilige, Dreizahl angewiesen sind, da der Mangel einer guten Interpretin des Klavierpartes ihnen ihr künstlerisches Programm so wesentlich verkürzt. Willst du da nicht aushelfen?“

„Und wo sind deine Künstler?“

Bei dieser Frage machte Malvine ein, ein klein bißchen betroffenes Gesicht, dann sagte sie:

„Oben, auf dem Gut.“

„Doch nicht Herr von Berg!“ rief Madeline aus, und war mit einem Male wieder die Alte.

„Ich weiß nicht, ob... ob er dabei ist...“ log die andere. „Ich weiß nur, daß ein Baron von Roth die Bratsche spielt und sein Bruder das Cello.“

„Und die *erste Violine*, natürlich *er!*“

Die Worte waren mit bitterem Hohn gesprochen und— das Gespräch war aus! Wer aber glauben würde, daß Malvine deshalb gleich locker gelassen hätte, der irrte sich in dem Charakter des tapferen Mädels gar sehr. Sie wußte, der Haken saß. Das Fischlein zappelte schon an dem so kunstvoll hergerichteten Köder. Man mußte nur die Angelschnur ein bißchen nachlassen und wieder anziehen und wieder nachlassen, um den Widerstand zu ermüden, dann ging's schon.

So kam es, daß eines Tages Bogdan von Roth händereibend und sich in die Hände schlagend zu den beiden andern hineinkam und, einen offenen Brief schwenkend, sagte:

„Kinder, wir haben sie!“

„Wen?“ fragten Kola und Herr von Berg gleichzeitig.

„Unsere Partnerin, unsere Klavierspielerin!“

„Doch nicht Fräulein von Mertinat?!“ rief Herr von Berg aus.

„Wen denn sonst?! Lest doch, wenn ihr's nicht glaubt! Hier steht es doch.“

Sehr geehrter Herr Baron! Es würde mich und die Fräuleins von Mertinat sehr freuen, wenn Sie uns zu einem musikalischen Abend in dem Hause meiner Nichten verhelfen würden. Vielleicht geben Sie uns Freitagabend die Freude Ihres Besuches und bringen Ihre musikalischen Freunde gleich mit.

Niemand sah diesem Schriftstücke an, wie viel Kopfzerbrechen es gekostet hatte und wie viel Stolz dadurch wieder in Trümmer gegangen war: die Einladung war erfolgt und—Herr von Berg war nicht ausgenommen. Die ganze Geschichte aber war ganz wunderbar geschickt gemacht, denn die Einladung ging nicht direkt von den jungen Damen aus, sondern von der Mikoleiten, die allerdings zu den Mertinaten eine Tante vierten oder fünften Grades war, wenn man die Verwandtschaft noch gelten ließ.

Natürlich warteten die Roths nicht den Freitag ab, sondern begaben sich schon am nächsten Tage zu der offiziellen Besuchsstunde in das Mertinatsche Haus, um sich den Damen vorzustellen und für die liebenswürdige Einladung zu danken, und da erst stellte es sich heraus, daß Malvine und der eine Herr von Roth schon gute Bekannte waren, und daß derselbe Herr von Roth Madeline schon spielen gehört hatte und von ihrem Spiele entzückt war.

Kurze Zeit später war Nikolai von Roth genau ebenso entzückt, denn wenn es auch gegen die Regeln verstieß, den ersten Besuch so auszudehnen, hatten die beiden doch gebeten, ihnen als künstlerische Wegzehrung den Genuß eines kleinen, kleinen Stückchens mitzugeben.

Ja, das Spiel war wirklich eine Offenbarung, und auch Nikolai von Roth kam mit einer Begeisterung zurück, die dem Herrn von Berg—er hätte lügen müssen—aber wirklich gar nicht gefiel.

Der Empfang, den Herr von Berg am Freitagabend seitens der Frau Mikoleit, die hier die Rolle des fünften Rades am Wagen spielte, fand, war überaus herzlich, ja fast überschwänglich, und sollte ihn wohl für die formell kühle Begrüßung entschädigen, die er seitens der beiden Mertinatschen Damen erfuhr.

Malvine, die Herrn von Berg persönlich noch nicht gekannt hatte, und die auf das erste Zusammentreffen mit ihm sehr gespannt gewesen war, schien von dem Eindruck, den das Auftreten des jungen Gutsherrn auf sie machte, sehr befriedigt.

Er entsprach in seinem Wesen gar nicht dem Bilde, das sie sich von ihm gemacht hatte, und das Unrecht, das ihre Schwester ihm angetan hatte, wurde ihr immer klarer.

Auch Madeline mußte sich gestehen, daß er mit feinstem Takte allem auswich, was nur im Geringsten an die frühere und auch jetzt noch nicht behobene Spannung hätte erinnern können.

Sein wundervolles Spiel, der große, machtvolle Ton, den er seinem kostbaren Instrumente entlockte, trugen natürlich wesentlich dazu bei, sie mit dem Schritt zu versöhnen, den sie, selbst als sie ihn getan, für unrichtig gehalten hatte.

Das Zusammenspielen der vier war ein Genuß. Jeder wurde durch den anderen förmlich mitgerissen, sein Bestes aus sich selber zu geben.

Die Mikoleiten war sprachlos. So etwas hatte sie in ihren besten Tagen nicht erlebt, und Malvine lauschte wie eine Verträumte, aber manchmal kam es doch vor, daß ihre Blicke sich mit denen eines anderen trafen.

Beim Weggehen brachte Kurt von Berg bei der Mikoleiten seine Einladung vor. Er hoffe, daß sie und ihre Fräulein Nichten ihm die Ehre erweisen würden, den nächsten Abend bei ihm zu verbringen, und da die Mikoleit die Einladung sofort annahm, so blieb Madeline von Mertinat keine Möglichkeit, nein zu sagen.

Als aber die drei großen Männer das Haus verlassen hatten, blieb Nikolai von Roth plötzlich stehen und rief, Herrn von Berg plötzlich am Rockknopfe packend und ihn schüttelnd:

„Mensch! Mensch! Was, für ein Mädels! Was für ein Weib! Wenn du sie nicht heiratest, weiß Gott, dann nehm ich sie mir!“

So groß und so stark war der Eindruck gewesen, den sie nicht nur als Künstlerin, nein, auch als Weib auf ihn gemacht hatte.

Daß dem ersten Abend der zweite gefolgt war, daß Madeline ihren Widerstand aufgab, war fast ein Wunder. Daß aber diesem Abend um Abend folgte, das war, bei dem Kunsteifer, der alle beseelte, selbstverständlich und klar.

Im Wesen Madelinens von Mertinat aber änderte sich nichts. Sie blieb Herrn von Berg gegenüber die korrekte Gastgeberin, wenn die Herren bei ihr waren, und blieb der lebenswürdige Gast, wenn der Quartettabend oben auf dem Gutshofe stattfand.

Alle Hoffnung, dem Herzen Madelinens näher zu treten, erwiesen sich als trügerisch, dagegen schien sich zwischen Bogdan von Roth und Malvine allerlei angebahnt zu haben, worüber man noch nicht zu sprechen brauchte, was aber die Spatzen vom Dache schon pfeifen, oder noch besser die Sprosser mit ihrem schmetternden Liebesliede verkünden konnten.

Daß Herr von Berg außerordentlich unter der kühlen Zurückhaltung des jungen, von ihm geradezu vergötterten Mädchens litt, war selbstverständlich, und eines schönen Tages beschloß er, der Sache ein Ende zu machen. Unter irgendeinem Vorwande ging er vor der vereinbarten Stunde zu ihr.

Er traf sie im Garten.

Lesend.

Sie zuckte zusammen, als sie ihn sah, trat ihm aber gefasst und ruhig entgegen.

„Sie kommen heute zeitiger als sonst, Herr von Berg,“ sagte sie.

„Allerdings,“ entgegnete er. „Und das hat seinen Grund, Fräulein Madeline, so geht es nicht weiter. Ich muß mit Ihnen sprechen. Ich kann nicht länger mit meinen Worten zurückhalten, wo jeder Blick meiner Augen, wo jeder Hauch meines Atems Ihnen gesagt haben muß, wie es um mich und mein Herz steht.“

„Oh, nicht! Sagen Sie nichts, Herr von Berg, ich bitte Sie...“ sagte sie und streckte wie abwehrend ihre Hand vor.

„Ich muß, denn dieses Bangen, dieses Zweifeln, Madeline, tötet mich noch. Ich muß endlich mein Schicksal kennen, und dieses Schicksal, Madeline liegt nur in Ihrer Hand. Ich muß...“

„Nicht, Herr von Berg. Ich bitte Sie, nicht,“ wiederholte sie. „Ich kann und darf Sie nicht länger anhören.“

Sie stieß diese Worte beinahe gewaltsam hervor. Diese Worte, die ihr selbst so fremd und kalt erschienen, als kämen sie gar nicht aus ihrem Munde, geschweige denn aus ihrem eigenen Herzen, an das er sich mit seiner Frage ja gewendet hatte. Denn wenn ihr Herz geantwortet hätte, dann wäre diese Antwort ganz anders geworden, aber das Herz mußte schweigen, denn nur der Stolz führte hier seine Sprache. Ein armer, armseliger, sie elend machender Stolz, über den sie nicht hinwegkommen konnte und der ihre ganze Seele beherrschte, wenn auch das Herz sich dagegen aufbäumen mochte.

Herr von Berg verstand die Tragödie dieses Zwiespalts in den tiefen Augen des Mädchens leider nicht zu lesen, die ihn mit dem Ausdruck eines waidwunden Tieres ansahen, das sich hilflos dem todbringenden Schmerz hingibt.

„Sagen Sie nicht, Madeline,“ bettelte er, „daß ich keine Aussichten habe. Geben Sie mir nicht jetzt Ihre Antwort, lassen Sie mich warten, eine Woche, zwei, Monate lang, wenn Sie wollen, aber nehmen Sie mir nicht durch ein vorschnelles Wort alle Hoffnung, allen Wert meines Lebens, das ja nur Ihnen gehört. Lassen Sie sich sagen, Madeline was Sie vielleicht nicht gesehen oder gewußt haben, daß von jenem Tage an, an dem ich Sie zum ersten Male oben bei mir im Gutshaus gesehen habe, mein Herz keinen anderen Wunsch, mein Sinn kein anderes Denken hatte, als Sie, Sie und immer nur Sie! Ich habe in meinem ganzen Leben bis dahin nicht gewußt, was Lieben heißt. Ich habe nicht gewußt, was für ein Leid es über uns bringt. Ein Leid, Madeline, das ich nicht mehr zu tragen vermag. Und dieses Leid, diese Liebe, wendet sich an Sie, bittend, bettelnd um ein bißchen Gegenliebe... Ich verlange ja nicht Ihr ganzes, großes, herrliches Herz. Ich will es mir schrittweise, stückweise erobern, wenn Sie mir nur das Recht geben, es zu tun, es zu versuchen. Sehen Sie doch, wie wenig ich will. Wie bescheiden die Wünsche meiner Seele durch Ihre Kälte geworden sind! Nicht wahr, Madeline, Sie schicken mich nicht als einen Bettler fort? Nicht wahr, Sie wollen mich nicht gehen lassen, ohne daß ich um eine Hoffnung reicher bin? Madeline!“

Aber seine Stimme brach ab, und seine Worte versagten ihm, als sie sich schroff von ihm abwandte.

Wie geistesabwesend sah er sie, von ihr zurückweichend, an.

„Ich kann nicht... ich kann wirklich nicht, Herr von Berg,“ sagte sie. „Es tut mir ja von Herzen leid... aber es geht nicht... eine weite Kluft trennt uns. Ich weiß, ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet. Ich weiß, daß alles, was wir jetzt haben, im Grunde nur... Ihrer Güte verdankt wird... ich weiß, daß wir selbst die fleckenlose Ehre unseres Namens Ihnen und nur Ihnen danken, seit Georginne sich zu ihrem Vergehen hatte hinreißen lassen. Ich weiß, daß Sie ein Recht haben, einen Preis zu fordern...“

Er war bis an die Lippen blaß geworden, gleichzeitig aber hatte ihn eine unglaubliche, harte, eisige Ruhe erfaßt.

„Ja, wenn Sie das so auffassen,“ sagte er, „dann bleibt mir allerdings nichts anderes übrig als zu gehen.“

Er machte eine ganz kurze Verbeugung vor ihr und ging wirklich.

Am liebsten hätte sie aufschreien und ihm zurufen mögen: „Komm! Komm doch zurück, es war ja Lüge, Lüge, was ich gesagt habe!“ aber es kam kein Laut von ihren Lippen. Sie stand nur totenbleich und nach Atem ringend da und suchte ihn nur mit ihrem Herzen, nur mit ihren heißen, sehnsüchtigen Blicken zu sich zurückzurufen.

Wenn... er... sich... nur nach ihr umdrehen wollte! Aber er tat's nicht. Das Gattertor fiel hinter ihm zu, und der Wald verschlang ihn.

An jenem Tage wurde keine Kammermusik getrieben. Damit war es nun aus. Eigentlich war es mit allem aus, denn Kurt von Berg war wie verstört. Er ging herum, mehr wie ein Nachtwandler, als wie ein ins Leben sehender Mensch. Es war daher kein Wunder, daß unaufschiebbare Geschäfte Nikolai von Roth zwangen, nach Hause, auch mal auf seine Güter wieder zurückzukehren.

„Bogdan kann ja bleiben, wenn er will.“

Der aber wollte nicht. Obwohl etwas da war, was ihn mit festesten Banden hier hätte halten können. Aber diese Bande zerrissen ja nicht, auch wenn er fort war, und so weit war man ja nicht voneinander, daß man nicht, wenn man wollte, ab und zu einmal, auf einen Rutsch wieder rüber konnte.

Kurt von Berg machte erst gar keinen Versuch, seine Gäste zurückzuhalten. Er wußte, daß man ihn und den Zusammenbruch seiner Stimmung verstand, und er war den Brüdern von Roth dankbar, daß sie ihn allein mit sich selbst lassen wollten.

Der Abschied war natürlich sehr herzlich.

Von Herrn von Iwolski, der sich in der letzten Zeit vollständig zurückgezogen und nur seinen Studien und seiner Arbeit gelebt hatte, ein zeremoniell höflicher. Und dann... dann brach die Kraft des so schwer getroffenen Mannes zusammen; da aber trat mit einem Mal der Inspektor, der Grundmoser ein.

Der hatte ein sehr gutes und probates Mittel für alles; das hieß: Arbeit.

Zu der hielt er, ohne daß dieser es merkte, den Gutsherrn an.

Aber wie! Eine Menge neuer Projekte tauchten mit einem Mal auf. Diese und diese neue Landwirtschaftsmaschine war irgendwo aufgetaucht und mußte angeschafft und erprobt werden.

Dort mußte dem Heidefeld wieder ein Stück Boden abgerungen und der Kultur gewonnen werden. Dort mußte eine Laich- und Brutanstalt angelegt werden, um den Fischreichtum zu heben. Da waren ganze Strecken aufzuforsten und namentlich das Gut unten, das frühere Mertinatsche, mußte jetzt endlich wieder ganz auf die Höhe des Hauptgutes gebracht werden.

Herr von Berg, der von allem nur einen unbestimmten Klang im Ohre behielt und den Ausführungen und Auseinandersetzungen seines Inspektors gar nicht zu folgen imstande war, sagte nur zu allem: „Ja, ja.“

Damit aber war dem alten Grundmoser nicht gedient. Er zwang seinen Herrn durch allerlei Fragen, die nicht so mir nichts, dir nichts, abgetan werden konnten, ihm Rede und Antwort zu stehen. Das wäre ja noch schöner, den Kopf wegen so eines Mädels hängen zu lassen! Denn daß es sich um ein Mädchen, die Mertinat unten, handelte, und daß die dem Herrn einen Korb gegeben hatte, das wußten alle. Das war das Gespräch des ganzen Hauses, der ganzen Nachbarschaft, und blieb es recht, recht lange, bei allen den vielen Klatschbasen beiderlei Geschlechts.

Ja, das fehlte gerade noch! Hatte denn er, der Grundmoser, den Schmerz nicht auch schon durchgemacht? Einen weit ärgeren sogar! Hatte ihm nicht der Hund, der Russe, sein Mädchen abspenstig gemacht und es ihm, zwölf Tage vor der Hochzeit, zwölf Tage vorher! entführt?! Wie lange war das jetzt her? Vierunddreißig Jahre schon, und die Wunde blutete noch und der Schmerz war noch nicht verwunden. Aber... wie hatte er die Sache getragen?! Die Zähne aufeinander gebissen, und wenn es zu arg wurde, die Fäuste geballt, die Arme gestrafft und—zur Arbeit gegangen. Das hatte geholfen, half jedem und mußte auch den Gutsherrn wieder herausrappeln.

Das wäre ja noch besser, wenn man um eines Mädels willen zum Waschlappen würde! Das gibt es ja gar nicht. Die Kur aber schlug doch nicht recht an, bis der Teufel den Satan mit dem Teufel selbst austrieb. Das heißt, bis eine neue, größere Sorge, die alte zurückdrängte. Und diese Sorge war wieder Madeline.

„Da unten ist wieder was faul,“ sagte der Grundmoser eines Tages zu Herrn von Berg.

„Wo?“ fragte dieser.

„Na, unten bei Mertinats. Da ist eine der Damen, wie es heißt, krank geworden.“

„Welche?!“ fragte Herr von Berg, durch die Nachricht erschreckt.

„De ältere glaub ich, das Fräulein Madeline.“

„Um Gottes willen, was fehlt ihr denn?“

Ja, das wußte der Grundmoser selbst nicht.

Was gingen denn ihn die Weiber da unten an? Das sagte er natürlich nur so, er wußte aber ganz genau, daß es dem Fräulein Madeline tatsächlich sehr schlecht ging.

Fieber.

Und wußte auch, daß es schon von dem Tage an, an dem der Herr so verstört von unten gekommen war, mit dem Fräulein nicht mehr recht klappte.

Daß sie immer mehr und mehr, weiß der Teufel aus was für einem Grunde, von Kräften gekommen war, bis sie, die sich mit einer fabelhaften Energie aufrecht zu halten versucht hatte, völlig zusammenklappte.

Typhus, oder so etwas Ähnliches hatte der Arzt gesagt und der Herr Sanitätsrat Berger von Goldap, war auch schon gerufen worden, und jetzt erwartete man eine Kapazität von Königsberg.

„Und das sagen Sie mir jetzt erst, Grundmoser?“ rief der junge Gutsherr erregt.

„Ich wußte ja nicht, daß es Sie interessiert,“ sagte der, mit der unschuldigsten Miene von der Welt.

„Ich bitte Sie, lassen Sie schnell die Hela satteln. Man muß doch, um Himmels willen, nachsehen gehen, wie es um seine Nebenmenschen steht!“

Der alte Grundmoser rieb sich die Hände. Wenn die unten—Gott geb's—wieder gesund wurde, dann wurde auch sein Herr wieder heil und gesund, das war einmal sicher. Na, und wenn's—was Gott verhüte—anders kam, dann war wenigstens aus dem unheilbar bitteren Schmerz ein tiefes Weh geworden, das allmählich sicher verheilte.

Herr von Berg ritt dahin wie vom Teufel gejagt. Alles, was die prächtige Stute hergeben konnte, holte er aus ihr heraus, und das war bei dem edlen Tiere nicht wenig.

Die Mikoleiten begrüßte ihn mit einem sehr bleichen, von mehr als einer durchwachten Nacht Zeugnis ablegenden, bekümmerten Gesicht.

„Steht es so schlecht?“ fragte der Gutsherr.

„Wir befürchten das Schlimmste.“

Er biß sich mit seinen Zähnen die Fingerspitzen fast wund und fühlte, wie ihm die Tränen in die Augen traten.

„Kann ich sie sehen?“ fragte er.

„Das wird wohl nicht gehen,“ sagte die gute Frau und zuckte bedauernd mit den Achseln.

„Sie ist zwar nicht bei Bewußtsein, aber...“

Mein Gott, sie konnte ihm doch nicht sagen, daß sie phantasierte und daß er gerade deshalb nicht hin konnte, denn sie phantasierte immer von ihm.

Sie lief ihm immer und immer und immer nach. Durch dick und dünn, durch Dorn und Gestrüpp und rief ihn und rief ihn, und war außer sich, daß sie ihn nicht erreichen konnte.

Nein, das konnte sie ihm nicht sagen, und hören durfte er das auch nicht. Wenn die Madeline dann doch noch gesund würde, würde sie's ihr ja in ihrem Leben nicht mehr verzeihen.

Sie konnte daher nichts anderes tun, als ihm die Hand drücken, um ihm ein klein bisschen Mut zu geben. Den Mut, von dem sie selbst nicht ein Quäntchen mehr hatte.

Sie wollte aber die Malvine rufen. Das arme Wurm war ganz wie gebrochen. Sechs Tage lang schon war sie nicht aus ihren Kleidern gekommen, war keinen Augenblick lang von dem Krankenbette gewichen.

„Oh ja, natürlich,“ gab sie auf eine Frage des Gutsherrn zur Antwort. Gewiß war eine Schwester zur Pflege da.

Aber, wer läßt sich in so einem Falle das nehmen? Wer gibt nicht all seine Kräfte her, um zu helfen? Wer gäbe nicht gern sein Leben hin, um das arme, bedrohte zu retten? Alle, alle waren da, auch die Georginne.

Armes Mädel das! Und wie tapfer sie sich erwies! Wie sie ihre Tränen herunterschluckte, um nur den anderen den Mut nicht zu nehmen.

Ja, jetzt wollte sie aber doch gehen und die Malvine holen. Die würde ihm sehr, aber sehr dankbar sein, daß er gekommen war. Es war ja doch möglich... aber nein... das konnte die Malvine ihm sagen.

Und damit ging sie.

Kurt von Berg aber trat an das Fenster hin, legte seinen brennenden Kopf an die Scheiben und weinte wie ein Kind.

„Ich danke Ihnen, daß Sie da sind, Herr von Berg,“ sagte da mit einem Mal eine Stimme neben ihm.

Er drehte sich um, und als die Blicke der beiden sich trafen, da geschah etwas Wunderbares. Da umschlang sie ihn plötzlich und legte ihr Haupt an seine Brust und schluchzte und schluchzte.

So weinten sie beide. Der gemeinsame Schmerz hatte die beiden zusammengeführt, die gemeinsame Liebe zu der, die oben in ihrem Zimmer den heißen, ringenden, tobenden Kampf mit dem Tode kämpfte.

Beim Aufblicken erst sah er, daß sie gar nicht allein waren. Noch eine Zweite stand da, mit großen, brennenden, wie weltverlorenen Augen.

Er brauchte gar nicht zu fragen, wer das war. Georginne. Aber es schien nichts von dem *Racker* an ihr geblieben zu sein, so blaß, so schmerzerfüllt, so schmerzverzehrt war auch sie.

Stumm trafen sich ihre Hände. Stumm löste sich Malvine von seiner Brust.

„Kommen Sie,“ sagte sie, „Sie dürfen sie sehen.“

Auf der Schwelle zum Zimmer, in dem sie lag, blieb er stehen.

Dort war sie.

Heiße, wilde Fieberhitze in dem angstverzerrten, wie von allen Furien gejagten Gesicht.

Die blassen, abgezehrten, schmalen, fast durchscheinend gewordenen Hände rangen sich ineinander. Der unter den Decken nur in verwischten Umrissen sich abzeichnende Leib schien sich wie in wildem, zuckendem Beben zu werfen.

Die flackernden, von den Flammen des Fiebers und der zehrenden Angst wild durchglühten Augen schienen etwas zu suchen, und der Mund stieß wirre, unzusammenhängende Worte hervor.

„Komm! Komm! Ich... ich liebe dich ja...!“ und dann ein wilder Schrei! „Kurt! Kurt!“

Heiliger Gott, hatte er denn das wirklich gehört? Hatte nicht auch ihn der Wahnsinn, das Delirium gepackt? Er sah sich wie ein, an seinen eigenen Sinnen Zweifelnder um; Malvine aber nickte ihm nur ganz leise und kummervoll zu, und die Mikoleit nickte ihm zu und wischte sich eine Träne aus ihrem guten, lieben, dicken Gesicht, und Georginne nickte auch nur, während ihr die dicken Tränen nur so hinunter liefen; die Kranke aber, die sich unter dem sanften Streicheln der Schwester beruhigt hatte, flüsterte leise: „mein Kurt, mein guter, armer Kurt!“

Da konnte er nicht mehr an sich halten. Er stürzte zu ihr hin und sank vor ihrem Bett in die Knie und hielt ihre Hand und küßte und küßte die immer wieder und wieder.

So kniete er, bis die Schwester ihm auf die Schultern tippte.

„Jetzt ist es genug, jetzt müssen Sie gehen.“

Da stand er auf. Sein Blick, ein Blick voller Zärtlichkeit, nahm Abschied von ihr, und dann ging er.

Der Königsberger Professor zuckte nur mit den Achseln.

Was ärztliche Kunst machen kann, war geschehen. Das verdammte Fieber mußte man natürlich herunterbringen. Die Arbeit hielt ja das Herz sonst nicht aus. Das raste ja nur so. Aber die Schwester wird das schon machen. Nicht wahr, Schwester? Im Übrigen mußte man aber auf die Jugendkraft der Kranken vertrauen.

„Die, meine lieben jungen Damen, ist das beste Mittel, mit dem die Natur uns beschenkt hat, das aber wir Ärzte leider zu verschreiben nicht fähig sind. Also, Kopf hoch, und in das Schicksal Vertrauen gesetzt!“

Auch als Kurt von Berg ihn ganz im Vertrauen fragte, ob und wie die Gefahr und ob doch noch Hoffnung sei, blieb er dabei:

„Gefahr? Ganz außerordentlich, und was die Hoffnung betrifft, so lange Leben da ist, Herr von Berg, ist immer Hoffnung da.“

Gerade die nächsten Tage aber waren furchtbare Angsttage. Da schien sich der Tod schon grinsend an das Kopfende des Bettes gestellt zu haben. Dann aber legte sich ganz unerwartet das Fieber. Die wilden Fieberphantasien machten ruhigeren Wachträumen Platz, und endlich war es so weit, daß Herr von Berg nicht mehr kommen durfte, denn jede Erregung mußte vermieden werden, und Madeline durfte in keinem Fall wissen, wer tagtäglich an ihrem Bette gestanden hatte und durfte ihn, um Gottes willen, nicht sehen.

Auch später nicht. Bis in die Zeit nicht, wo man ihrer Kräfte ganz sicher war und wo man sie ganz, ganz sacht auf das Kommende vorbereiten mußte.

Natürlich kam Kurt von Berg trotzdem jeden Tag, um sich nach dem Befinden der Geliebten zu erkundigen. Und immer brachte er Blumen mit; prachtvolle, duftende Blumen, die Malvine immer hinstellte, ohne zu sagen, wer die gebracht hatte.

Oft und oft aber ruhten die Blicke der Kranken, die jetzt im Genesen war, wie verklärt auf den Blüten. Immer und immer, wenn die Stunde kam, wo Malvine einen neuen Strauß brachte, schien ihr fragender Blick schon danach zu suchen und einmal verlangte sie mit ihrer ganz schwachen Stimme nach dem wunderbaren Duft ausströmenden Strauß. Mit noch von der Schwäche der Krankheit zitternder Hand nahm sie eine der Blumen heraus, legte sie zu sich auf ihr Kissen und schloß, die Wange auf die Blume gelegt, ein.

Natürlich war Herr von Berg jetzt mit einem Schlag ein ganz anderer. Für alle Vorschläge seines Inspektors hatte er Sinn. Ging auf alles mit einer Freudigkeit und Leichtigkeit ein, daß es eine Lust war. Ja, er selbst gab immer wieder neue Anregungen.

Neue große Warmhäuser sollten angelegt werden. Der Blumenzucht sollte jetzt auch ein größerer Spielraum eingeräumt werden. Große gärtnerische Anlagen sollten geschaffen werden und das ganze Gut einen noch feudaleren Eindruck erhalten.

Unten im Mertinatschen Hause war die Stimmung natürlich auch auf den Ton stiller Freudigkeit gestimmt. Malvine bekam ihre freundliche Ruhe und Zärtlichkeit, und Georginne beinahe schon ihren Übermut wieder.

Bald konnte Madeline sogar wieder aufstehen, und als man sie zum ersten Mal behutsam und sorgfältig wie ein Kind in den Garten hinabführen konnte, wo sie in ihrem Liegestuhl die warme, herrliche Sonne genießen konnte, da war das ein großes, freudiges Fest. Der Sonnenschein lag aber nicht nur draußen auf der Natur, sondern er war in aller Herzen gedrungen.

Nur zwei Menschen teilten die große Freude nicht ganz.

Der alte Inspektor und der Förster Fröhlich, der in diesen Tagen seinem Namen gar keine Ehre mehr machte. Das aber hatte seinen sehr guten, oder vielmehr seinen sehr bösen Grund.

Im Walde stimmte was nicht. Einer oder der andere Forstgehilfe hatte ab und zu einmal einen verdächtigen Schuß gehört. Natürlich war er sofort hin. Aber jedes Mal zu spät. Der Schütze war immer schon Gott weiß wo, als hätte ihn der Teufel geholt oder der Erdboden verschlungen. Aber zwei-, dreimal hatten die Hunde laut gegeben, als verbellten sie ein Stück Wild tot. Beim näheren Suchen fand man denn auch einen eben geschossenen Bock unter dem dürren, abgefallenen, modernden Geäst einer Fichte liegen.

Nette Bescherung das! Der Förster spuckte nicht schlecht, als er die Geschichte vernahm. Und so ein Damlack, daß er den Täter nicht findet. Da mußte er sich schon selber aufmachen, um nach dem Rechten zu sehen.

„Komm.“

Er pfiß seinem Hund und schritt in die Forst hinaus, seinen Drilling über die Schulter gehängt.

Ih, da sollte doch der Deuwel gleich drein fahren, wenn die verfluchte Wilddieberei jetzt wieder anfing. Die Kerls, wenn er sie erwischte! Na, Gnade euch Gott! Und Gott verdamme mich, wenn da der Kerl, der Kyon, der hundert Schritt wohl vorauf war, nicht wieder in ganz verdächtiger Weise laut wurde.

Wieder so, als ob er was aufgespürt hätte, was nicht ganz geheuer war und nicht hin gehörte. Wenn das wieder was war, dann sollte doch das Kreuzdonnerwetter in die Kerls, die Forstgehilfen, 'reinfahren. Die brachten ihn ja um allen Kredit und alle Reputation. Das wäre so was! Aber wahrhaftig, da wo der Hund kläffte und kläffte, und scharrte und die Nadeln und das Krummholz mit den Vorderläufen aufwarf, daß es nur so wie toll herumflog, lag, wie zum Hohne, ein Bündel: die Decke eines Rehbocks mit Kopf und Gehörn und das Gescheide darin gewickelt! Da schlag doch das Wetter darein! Wer zum Teufel, konnte das sein, der den Wald unsicher machte? Und da... da fiel es ihm ein! Das Teufelsmädel ist wieder da! Die Mertinatsche da unten. Hat sie nicht gestern der Lohberger gesehen? Und trug die verdamnte Margell nicht wieder ihr Järgergewand? Geradezu für einen Burschen hatte der Lohberger sie gehalten, bis sie ihm nähergekommen war, und er die Mertinatsche Georginne in dem Gewande erkannte. Ja, wenn's die war, was sollte er tun? Die Sache einfach geschehen lassen? Oder das Mädel festnehmen und... Teufel, Teufel, was er auch tat, er konnte sich schön damit in die Nesseln setzen.

„Hm,“ sagte der Inspektor, dem er die tolle Sache erzählte, „da wird wohl nichts übrig bleiben, als dem Herrn die Geschichte zu melden. Wir können da gar nichts entscheiden, das lassen wir hübsch ihn tun, dann waschen wir uns unsere Hände in Unschuld. Aber gut wäre es doch, wenn man Gewißheit hätte. Es kann ja nicht schwer sein, den Mertinatschen Racker auf dem Kieker zu halten. Andererseits könnte ich mir ganz gut denken, daß auch einer oder der andere von den russischen Arbeitern mal einen kleinen Abstecher in unsere Waldungen macht. Wer will die Kerle denn beaufsichtigen? Und gerade in diesem Jahre sind ein paar darunter, die wollen mir gar nicht gefallen. Aber das ist ja Ihre Sache, Fröhlich, das herauszubekommen. Na, wollen Sie mit dem Herrn reden, oder soll ich es tun?“

„Selbst ist der Mann, Herr Inspektor, und so arg wird's ja nicht werden, namentlich, wenn es die Kleine ist.“

Und arg wurde es auch wirklich nicht.

„Hm, unangenehm ist die Sache natürlich, Herr Förster,“ hatte Herr von Berg gesagt, nachdem er die Meldung sich angehört hatte.

„Aber wenn es wirklich das Fräulein von unten ist, lassen Sie sie nur gewähren, wir wollen nicht wieder Unfrieden zwischen die zwei Häuser säen. Nur geben Sie mir Bericht, ob sich Ihr Verdacht bestätigt, denn dann wird es schon gescheiter sein, wenn ich dem Fräulein Jagdbewilligung gebe. Meinen Sie nicht auch?“

„Selbstverständlich. zumal das mehr als einem unserer Böcke zugutekäme.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Herr von Berg.

„Na, wie's eben die Erfahrung lehrt, daß jeder, der an den unerlaubten Wegen sein Gefallen findet, die erlaubten um so eher satt bekommt.“

Am nächsten Tage gestaltete sich die Sache, die bis jetzt so gut und so glimpflich abgelaufen war, wieder verwickelter und ärger. Denn da hatte einer der Forstgehilfen, der Hans Bauschat, ein halbes Schock Schlingen gefunden, die vollkommen fängisch gestellt waren, in denen sich aber, Gott sei Dank, noch kein Reh gefangen hatte, auf die es da abgesehen war.

Das ging aber dem alten Grünrock, dem Fröhlich, über die Hutschnur.

Da hörte ja doch wirklich die Weltgeschichte nicht nur, sondern auch die Gemütlichkeit auf! Nein, nein, das konnte die Mertinatsche in gar keinem Falle getan haben! Das war ja nicht Wilddieberei mehr, das war ja schon der gemeinste, niederträchtigste Meuchelmord des Wildes. Das war wirklich eher dem russischen Gesindel zuzutrauen, das auf dem Gute die Feldarbeit tat, und das es so leicht hatte, das Fleisch über die Grenze zu bringen.

So einen Kerl sollte man selber die Schlinge um den Hals legen, die er dem armen Rehwild gestellt hatte! So ein elender Kujon das.

Der Herr Förster redete sich immer tiefer in seine Wut hinein, so daß die Forstgehilfen an dem Tage wirklich keinen sehr guten Tag hatten.

Einen umso ereignisreicheren hatte Herr von Berg.

Das Sich-erkundigen im Mertinatschen Hause hatte jetzt, wo Madeline auf war, natürlich seine größeren Schwierigkeiten. Sie sollte ihn noch nicht sehen. Man hielt sie noch nicht für stark genug, um sie einem etwaigen erneuten Seelenkampf auszusetzen, zumal sie, seit sie ihr Fieber verlassen hatte, seinen Namen nicht mehr genannt hatte.

Nur wenn die Blumen kamen, die rückwärts, durch das Hinterpförtchen gebracht wurden, glitt immer ein Strahl der Freude über ihr, noch immer von zarter Blässe überzogenes Antlitz, und sie nahm sie mit einem Dankesblick aus Malvinens Hand, die sie ihr stets selber brachte, und drückte ihr immer die Hand, so fest und innig, daß Malvine oft nahe daran war, ihr Geheimnis preiszugeben, das ja doch kein Geheimnis sein konnte, denn Madeline wußte ja, daß in ihrem Garten solche Blumen nicht blühten. An dem Tage hatte Madeline sich ganz besonders wohl und kräftig gefühlt.

Eine tiefe Sehnsucht nach dem Walde hatte sie erfaßt.

Sie wollte Georginne bitten, sie zu führen, die aber war nirgends zu finden. Die flog jetzt immer aus und streifte, Gott weiß wo, herum.

Und so ging denn Madeline nur bis zum Gattertor; dort aber begann schon der Wald und lockte und lockte. Die Sonne, die sich schon stark gegen Westen hinabsenkte, warf noch ihr ganzes Gold über ihn. Eine Krähe flog mit ihrem lauten „Krah, Krah“, über Madeline hinweg. Vom Walde her hörte man das Rufen des Kuckucks, das Klopfen des Spechtes, den Ruf des Hähers und das wunderbare, geheimnisvolle Raunen und Rauschen der Blätter.

Die Hand Madelinens wollte ganz gewiß nicht den Holzriegel des Gattertors heben, hob ihn aber unbewußt doch, denn das Tor ging auf, und Madeline schritt auf den Weg hinaus und über ihn weg in den Wald hinein.

Zu derselben Zeit schritt Kurt von Berg, mit umgehängtem Drilling über die Wiesen.

Da, dicht am Waldesrande, äste ein Sprung Rehe, darunter ein kapitaler Bock, dessen Decke schon die leuchtende, rote Sommerfarbe trug. Die Rehe ließen sich durch den kommenden Mann nicht stören und hatten auch keine Veranlassung dazu, denn der Gutsherr schlug den in den tiefen Waldschatten führenden Pfad ein, der zu dem Mertinatschen Hause abbog.

Mitten in der dichten Forst tat sich eine kleine Lichtung auf, hinter der der Wald im glühenden Rot der sinkenden Sonne, wie in einem Meere von funkeln-

dem Feuer stand. Die Lichtung selbst sah wie ein in helles, smaragdenes Grün getauchter See aus, in dem hunderte und tausende weißer Sterne emporblühten. All diese Sterne aber waren Margeriten. Waren kleine, blühende Orakel der Liebe.

Auf einem dicht am Rande der Wiese von Moos und Flechten überwucherten Stubben saß eine weiße Gestalt. Ein roter Sonnenschirm lag, einem blutigen Schilde gleich, aufgespannt neben ihr. Sie selbst saß in ihre Gedanken versunken da, und zupfte einer Blüte die verheißenden Blätter aus. Bei dem letzten Blütenblatt, das ihre Finger hielten, lächelte sie, und ein sonniger Schein flog über ihre Züge. Dabei sah sie auf und sah ihn. Mit schnellem Schritt trat er, der sie klopfenden Herzens erkannt hatte, auf sie zu.

Ein heißes, fliegendes Rot stieg, einem Signal gleich, in ihrem Gesicht auf, dann streckte sie ihm mit demselben Lächeln grüßend die Hände entgegen.

„Oh, Sie, Herr von Berg?“ sagte sie. „Es ist eine Ewigkeit, daß wir uns nicht gesehen haben.“

„Doch wohl nur für mich, gnädiges Fräulein, nicht wahr?“ sagte er. „Denn Sie werden mich wohl nicht vermißt haben?“

„Ich glaube, man vermißt seine Freunde immer.“

„Seine Freunde, ja,“ wiederholte er. „Ich weiß aber nicht, Fräulein von Mertinat, ob Sie mir jemals den Vorzug gegönnt haben, mich zu Ihren Freunden zu rechnen.“

Sie sah ihn an. Mit einem leisen Augenaufschlag nur, ihm aber schien es, als ob dieser Blick tief in seiner Seele lesen wollte.

„Ich weiß nicht,“ sagte sie, „warum Sie daran zweifeln. Ich habe Sie anfangs allerdings gehaßt, wie man nur einen Feind hassen kann. Aber, was können Sie dafür, was andere an uns vielleicht verfehlt haben? Was uns wenigstens gelehrt worden ist, als Verfehlung, nein, mehr, als Verfolgung anzusehen. Sie selbst aber, haben ja doch an uns nur Gutes getan.“

„Oh, sagen Sie das nicht,“ rief er. „Ich habe wahrhaftig nicht mehr, als bloß meine Pflicht getan.“

„Nein, nein, Pflichten, Herr von Berg, hatten Sie uns gegenüber keine. Das habe ich von allem Anfang an auch erkannt. Vielleicht allerdings nicht gezeigt. Aber ich habe doch manches, alles sogar, glauben Sie mir, Herr von Berg, als Freundlichkeiten empfunden, und habe Sie, widerwillig zwar, aber doch als Freund in mein Haus eintreten lassen.“

„Und jetzt...?“ fragte er, sich und sie mit dieser Frage an ihr letztes Zusammensein und an sein Fortgehen erinnernd.

Wieder flog das Rot über ihre Wangen.

„Und jetzt, ist der Widerwille verschwunden,“ sagte sie und reichte ihm lächelnd ihre Hand. „Genügt Ihnen das?“ fragte sie.

„Nein, Madeline,“ rief er aus. „Sie wissen, daß mir das nicht genügen kann. Sie wissen, daß ich mehr von Ihnen verlange, weit mehr, Madeline Sie wissen, daß ich Sie liebe und... und wenn Sie mir mit Ihren Worten haben Hoffnung machen wollen, wenn Sie mir damit das Recht haben geben wollen, Ihnen von meiner Liebe zu sprechen...“

„Nie, nie, Herr von Berg, hat... das... in meiner... Absicht gelegen...“ stieß sie hervor. „Meine... Antwort... auf Ihre Frage bleibt immer dieselbe.“

„Immer... dieselbe...“ wiederholte sie, die sich langsam und mühsam erhoben hatte und nun bleich und mit abwehrenden Händen vor ihm stand, wie zu sich selber.

„Wollen Sie damit sagen, Madeline, daß Sie mich nicht lieben? Dann sage ich Ihnen, daß Sie sich selber belügen. Denn ich weiß es, Madeline, ich weiß, daß Ihr Herz mir genauso gehört, wie Ihnen das meine.“

„Das... ist... nicht... wahr!“ rief sie aus.

„Aber Madeline!“ rief er und schlug die Hände ineinander, die er ihr entgegengestreckt hatte, als begreife er nicht, daß sie das immer noch sagen könne.

„Ist es denn möglich, daß Ihr Stolz immer noch die Stimme Ihres Herzens übertönt? Nein Madeline, diesmal weiche ich nicht, bis ich nicht mein Jawort erhalten habe.“

„Das werden Sie nie!“ rief sie und die alte Empörung schien in ihr wieder zu erwachen.

Da lachte er auf wie einer, der das viel besser, wirklich besser weiß.

„Sie bleiben also dabei,“ rief er, „daß Sie mich nicht lieben? Daß Sie mich nie werden lieben können?“

„Ja,“ wollte sie sagen, aber in diesem Augenblick kam ihr ein Zufall zu Hilfe, der ihr diese Lüge ersparte.

In nächster Nähe von ihnen fiel in diesem Augenblick ein Schuß.

Sie stieß einen Schrei plötzlichen Schreckens aus, und er war, alles andere vergessend, mit einem Satze im Walde. Durch Dick und Dünn brach er sich Bahn in der Richtung des Schusses. Dann sprang er, als suche er Deckung hinter dem Stamm einer mächtigen Eiche.

Der Wilddieb, der das geschossene Reh, nach allen Seiten hin ausspähend, hinter sich her schleifte, hatte das Brechen und Knacken der Äste und Zweige offenbar gehört. Er ließ die Hinterläufe des Tieres fallen und hob sein Gewehr schußbereit.

Er brauchte es nur anzubacken und dann wehe dem, der ihm vor dem Rohr stand. Aber es rührte sich nichts. Mit dem Finger am Abzug spähte er, selbst hinter einem Baume geschützt, in das Dickicht hinaus.

So standen die beiden Männer, von denen nur einer von dem anderen wußte, lautlos und regungslos eine Ewigkeit lang, denn wenn Minuten Ewigkeiten sein können, dann kann es eine Viertelstunde gewiss. Namentlich, wenn einer weiß, daß es um Leben und Tod, oder bestenfalls um die Freiheit geht.

Endlich aber schien der Wilddieb doch seiner Sache sicher zu sein. Das Reh ließ er zwar liegen, er selbst aber schlich vor. Nichts, gar nichts rührte sich. Da konnte er vielleicht doch seine Beute noch retten? Aber nein. Was unter solchen Umständen liegt, lieber liegen lassen. Lieber sich selbst aus der Unheimlichkeit wegbringen. Und so schlich er denn vorsichtig weiter.

„Halt! Gewehr weg!“ scholl es ihm da plötzlich entgegen.

Mit einem Sprung war er wieder in Deckung.

„Mach keine Flausen, komm hinter deinem Baume hervor, hast du verstanden?“

Statt aller Antwort krachte ein Schuß, und in demselben Augenblicke, so daß Schuß und Schuß sich beinahe deckten, ein anderer. Und diesem Schusse, der nicht aus des Gutsherrn Büchse gekommen war, folgte ein wilder Schrei. Und ein dumpfer, vom Knacken der Unterholzzweige begleiteter Fall. Auf den Gutsherrn aber, dem ein Schuß den linken Arm getroffen hatte, stürzte ein schlanker junger Jägerbursch zu.

Georginne.

„Um Gottes willen,“ rief sie, „ist Ihre Wunde schwer?“

„Nein,“ sagte er, seinen Schmerz gewaltsam verbeißend. „Ich... ich kann mir schon selber helfen... Sehen Sie... nach dem andern.“

Sie aber sah nur das Blut, das nur so aus seiner Wunde hervorquoll. Schnell streifte sie ihm den Rock- und Hemdärmel empor, und ihre Lippen fest zusammenbeißend, da sie den Anblick des Blutes nicht vertrug, machte sie ihm mit ihrem Taschentuch einen Verband. Da der aber nichts nützte, riß sie sich eine Schnur von ihrem Jagdrock, mit der sie den Arm oben, über der Wunde, fest unterband.

Er lächelte ihr zu, obwohl ihm mit einem Male ganz schwarz vor den Augen wurde und der Wald um ihn herum einen tollen Tanz, einem Hexenreigen gleich, zu tanzen begann. Die Schwäche, die ungeheure Schwäche infolge des Blutverlustes hatte ihn übermannt, und er wäre gefallen, wenn sie ihn nicht gestützt und gehalten hätte.

„So... hier... hier setzen Sie sich her. Ganz, ganz ruhig, ich hole Hilfe von Hause.“

Tatsächlich lief sie auch fort, da fiel ihr der andere ein und der Schreck durchzuckte ihre Glieder. Wenn der noch schwerer verwundet war! Wenn sie ihn am Ende getötet hatte! Nein, das durfte nicht sein! Denn getroffen hatte sie ihn, das wußte sie, das hatte sie ganz deutlich gesehen, hatte auch einen entsetzlichen Aufschrei gehört. Sie hielt daher an und lief mit einem Male zu ihm zurück.

Da lag er.

Einer der russischen Arbeiter.

Ein kleiner roter Blutfleck stand auf seinem Rock. Die Hände waren geballt und die Augen starrten sie wie verglast an; aus dem Munde aber quoll dem Manne zähes, gleich gerinnendes Blut.

Um Himmels willen! Sie! Sie hatte einen Menschen getötet! Wie vom Entsetzen gejagt, stürzte sie, jagte sie förmlich davon, immer wie von dem furchtbaren Anblick des Toten verfolgt.

Mitten auf dem Weg kam ihr ihre Schwester, bleich, angstvoll, in fassungslosem Schrecken entgegen.

„Mein Gott, was... ist... gescheh'n?“ stieß sie hervor, sie hatte die Schüsse und wohl auch den Schrei des Todes gehört.

„Ich... ich... habe... einen Menschen getötet!!“

Wie der Entsetzensruf einer angstgepeitschten Seele kam das heraus.

„Um... Himmels willen... Kurt?!“ rief die andere in Todesangst.

„Nein... der... der ist nur verwundet. Es ist nichts, nichts, aber... der andere ist tot.“

Und damit stürzte sie fort, um Hilfe, Hilfe zu suchen! Madeline aber wankte, sich an jedem Ast, jedem Strauch, jedem Baum festhaltend, dem Tatorte zu.

Da, an den Stamm einer Eiche gelehnt, fand sie ihn.

Bleich und mit geschlossenen Augen.

Mit dem Aufgebot all ihrer Kräfte schleppte sie sich bis zu ihm hin, dann brach sie zusammen.

Weinend, schluchzend sank sie über ihn hin.

„Kurt, Kurt, mein lieber, lieber Kurt!“ rief sie ein über das andere Mal.

Und da... da schlug er die Augen auf.

Erstaunt sah er sich um; als er sie aber erkannte, da flog ein Lächeln voll Seligkeit über seine Züge.

Mit dem einen, heilen Arm zog er sie an sich und flüsterte:

„Also liebst du mich doch.“

Statt jeglicher Antwort drückte sie in plötzlicher, ununterdrückbarer Leidenschaftlichkeit ihre heißen, dürstenden Lippen auf seine kraftlosen, bleichen,

und sie innig an sich haltend, flüsterte er zwischen Kuß und Kuß die Worte, die sie von ihm zum ersten Mal hörte und die er doch schon an ihrem Krankenbette zu ihr gesprochen hatte:

„Oh, du mein süßes Lieb!“

Und dann schwanden ihm die Sinne.

TEIL II

Kapitel 1

Es gab keine glücklicheren Leute in ganz Ostpreußen, als die auf dem von Bergschen Gute.

Es waren aber auch liebe prächtige Menschen und von einer so herzwinnenden Freundlichkeit und einer so reichen Gastlichkeit, daß selbst die, die durch diese Heirat des Herrn von Berg in ihren eigenen Hoffnungen enttäuscht worden waren, in das laute Lob der wundervollen Häuslichkeit und ruhigen, glücklichen Zufriedenheit einstimmten.

Namentlich die Strawischken. Denn nun, wo in der Mertinat eine prächtige Hausfrau auf dem Gutshofe waltete, war aus diesem auch endlich das geworden, was man sich von allem Anfange an davon versprochen hatte: der Brennpunkt des gesellschaftlichen Lebens der ganzen Nachbarschaft.

Wie weit ins Land hinein in Ostpreußen die Nachbarschaft aber geht, und was alles zu dieser gehört und gerechnet wird, oder sich, wenn's darauf ankommt, selbst dazu rechnet, das weiß jeder, der das liebe Ostpreußen kennt. Gerade durch diese Geselligkeit, die sich da entwickelt und einen, für dort neuen, künstlerisch durchgeistigten Charakter angenommen hatte, ergaben sich ja tausend Gelegenheiten, das junge Volk zusammenzubringen, und was sich daraus für Möglichkeiten entwickeln konnten, das war gar nicht vorauszusehen.

In jedem Falle war eines gewiss, daß ein Paar sich schon gefunden hatte und das war die Malvine, das prächtige Mädchel, und der russische Gutsherr von drüben, der Bogdan von Roth, der aber ein ebenso guter Deutscher war, wie die deutschen Balten fast alle.

Freilich schien die Sache schon vorher im Gange gewesen zu sein, wenigstens deuteten alle Anzeichen darauf hin, und es war nur ein Wunder, daß die Verlobung nicht längst gefeiert worden war.

Dann machte der junge Braczko, der, seit er die Erbschaft nach seiner Tante gemacht hatte, mehr Butter auf seinem Brot hatte, als der alte, wie man spaßhaft sagte, auf seinem Kopfe, denn der alte Braczko war, das wußte jeder, ein zwar durchtriebener, aber durchaus ehrlicher Kerl, der es nur faustdick hinter den Ohren hatte und den jungen Kerlen bei den Weibsleuten noch arg ins Gehege kam.

Der junge Braczko also machte der dritten Mertinat, der Georginne, auf Tod und Leben den Hof und richtig, eines schönen Tages knallten die Pfropfen des französischen Knallkümmels—wie der Braczko den Champagner nie anders nannte—daß es nur so eine Lust war, denn die Verlobung der Georginne mit dem jungen Braczko wurde gefeiert, wie man sie nur in Ostpreußen und besonders in Litauen zu feiern versteht.

Die Georginne war freilich ein Staatsmädchel geworden. Keine Spur mehr von dem Racker. Damit war es, wie's schien, mit dem furchtbaren Abenteuer im Walde vorbei.

Aber gerade der Ernst stand ihr sehr gut und paßte zu dem ein klein wenig sentimental und romantisch angehauchten jungen Braczko sehr gut. Dem sah man das von außen allerdings nicht an, ebenso wenig, wie man ihm den Dichter ansah, der er doch war. Ein Riese von einem Burschen. Groß, stämmig, breit. Mit Muskeln wie ein Athlet und einem Kopfe, aus dem zwei blaue Kinder-Augen zu sehen schienen. Und gerade diese Augen, die waren es, die die ganze Sentimentalität und Dichterei auf dem Gewissen hatten.

„Von seinem Vater hat er die nicht,“ sagte der alte Braczko und ließ seine schwarzen Augen, in denen die Lebenslust immer noch sprühte, schalkhaft funkeln, „und wer daran schuld ist, das kann ich nicht wissen.“

Aber er wußte es doch ganz genau, daß es ein Erbteil von Pauls Mutter war, die nun fast eben so lange tot war, als der Paul Braczko alt.

In jedem Falle war der Bräutigam rasend verliebt in seine Braut, und auch Georginne hatte allen Grund, es zu sein, obwohl sie's nicht zeigte, obwohl sie es tatsächlich war. Denn sie war merkwürdig zurückhaltend geworden, sie, die doch früher den Deuwel im Leibe gehabt hatte.

„Aber, das kommt schon wieder,“ lachte Paul. „Wenn wir erst verheiratet sind...“

Daß am Verlobungstage auch die Roths wieder herüber gekommen waren und die weite Fahrt nicht gescheut hatten, war selbstverständlich. Und diesmal, wo sie wieder länger zu bleiben die Absicht hatten, hatten sie auch wieder den Russen, den Herrn von Iwolski mitgebracht, der noch immer die Sekretärstelle bei ihnen innehatte.

Unter den vielen Gästen, die sich in dem Hause eingefunden hatten, befand sich diesmal auch der Herr von Mazat aus Didszullen, mit seiner jungen Frau, derselbe, bei dem seinerzeit die Roths einmal vom Bergschen Gute aus zu Besuch gewesen waren.

Bei der allgemeinen Vorstellung sagte Herr von Berg, als die Reihe an den Sekretär kam:

„Herr von Iwolski kennen Sie ja, da brauche ich Sie ja nicht erst miteinander bekannt zu machen?“

Zu Herrn von Bergs namenlosem Staunen erwiderte aber Herr von Mazat:

„Bisher hatte ich leider noch nicht das Vergnügen,“ und dabei schüttelte er dem Russen die Hand.

„Aber, wie ist denn das möglich?“ rief Herr von Berg und wandte sich an die Roths.

„War denn Herr von Iwolski damals nicht mit euch in Didszullen? Er war doch, soviel ich weiß, mit euch fortgefahren und kam ja doch auch mit euch wieder zurück.“

„Oh,“ sagten die Roths, „das war nur ein Zufall. Herr von Iwolski war ja doch hier. Er gab uns nur ein kurzes Stück Weg das Geleit, und auf dem Rückwege nahmen wir ihn von der Landstraße auf.“

Wer in dem Augenblicke die Georginne beobachtet hätte, die ganz in der Nähe stand, der hätte gesehen, daß ihr die jähe Röte ins Gesicht geschossen war, ja, er hätte sogar gesehen, wie Herr von Iwolski mit ihr einen seltsamen, man möchte sagen, betroffenen Blick tauschte. Herrn von Berg aber fiel plötzlich jener Abend ein, an dem er das Gefühl gehabt hatte, als ob jemand ihm bei seinem Gang durch den Wald folge, und an dem er so deutlich das Gehen der Türen gehört hatte.

Merkwürdig.

Aber er hatte jetzt natürlich keine Zeit und vielleicht auch gar keinen Grund, der Sache noch nachzugehen.

Wer nun der Meinung wäre, daß es mit den beiden Paaren, die sich gefunden hatten oder nahe daran waren, sich zu finden, sein Bewenden hatte, der irrte sich sehr.

Auch die Stunde der Strawischker hatte geschlagen! Die Lene nämlich, die dritte von den sechs, ein dralles, molliges Mädel, das das Herz ebenso wie das Mundwerk auf dem rechten Fleck hatte, war dem Nikolai von Roth als etwas aufgefallen, was sich zweifellos gut auch auf baltischen Boden verpflanzen ließ und dem gesunden Deutschtum da drüben sicherlich einen kräftigen Zuwachs verschaffen konnte. Und wenn ihr auch die *lustige Witwe* und die *Dollarprinzessin* und der *fidele Bauer* weit besser zusagten, als die schönste Sonate von Bruch oder Bruckner, so waren doch ihr froher Sinn, ihre Kerngesundheit und ihr munteres Wesen ein nicht zu verachtendes Äquivalent dafür.

Freilich fanden die älteren zwei, daß die Lene ein klein wenig zurückhaltender hätte sein und ihnen den Vortritt hätte überlassen müssen, dafür aber waren die beiden Jüngeren todfröh, daß der Bann endlich gebrochen war und wenigstens eine dem Schicksal entrann, als alte Jungfer zu sterben.

Bei der lauten, lustigen Stimmung, die an dem Verlobungstage herrschte, hätte wohl niemand geglaubt—am wenigsten aber Paul Braczko—wie nahe schon die Tragödie war.

Nicht die Welttragödie, die kurze Zeit später begann und so viel unendliches Unheil, aber auch so viel Ruhm über Ostpreußen brachte, sondern die kleine Schicksalstragödie, die sich zwischen Paul Braczko, seiner Braut und dem Russen, dem Herrn von Iwolski abspielte, und die doch auch in die sich unheimlich vorbereitenden Ereignisse mit hineinriff.

Paul Braczko war sonst immer gewohnt, zu einer bestimmten Stunde zum Besuche seiner Braut nach dem Bergschen Gutshof zu kommen. Diesmal aber ritt ihn der Teufel, eher zu kommen. Ganze zwei Stunden eher, und als er nach Georinne fragte, da hieß es, sie sei leider nicht da. Sie habe sich die *Stella* satteln lassen und sei ausgeritten, irgendwohin in den Wald.

Paul Braczkos Gesicht verfinsterte sich, als er diesen Bescheid von Madeline erhielt.

„Ausgeritten?“ fragte er, „allein?“

„Natürlich allein, du dummer Junge,“ hatte der Gutsherr lachend gesagt. „Mit wem soll sie denn reiten?“

„Mit mir,“ sagte er. „Ich hatte sie ausdrücklich gebeten, mit mir einmal auszureiten. Sie hätte keine Lust dazu, sagte sie mir darauf. Na, aber wenn sie einmal Lust bekäme, dann solle sie es mir sagen. Es sei ja so leicht durchs Telefon, und nun ist sie doch ausgeritten und hat mir nichts davon gesagt.“

„Ja, was ist da zu machen,“ sagte Kurt von Berg und zuckte dabei mit den Achseln, „die Weiber, du weißt ja, sind alle ganz unberechenbar.“

„Darf ich mir nicht ein Pferd von dir satteln lassen? Vielleicht finde ich sie.“

„Aber selbstverständlich! Mit Vergnügen.“

Und er gab Auftrag, dem Braczko den *Ganymed* zu satteln, der sehr gut und sehr ruhig ging und das schwere Gewicht Braczkos am besten vertragen konnte.

Eine halbe Stunde später war Georinne da. Sie sah prachtvoll aus in dem langen, ihre schöne Gestalt wundervoll umschließenden Reitkleid.

„Weißt du, daß Paul dich sucht?“

„Nanu, was will er denn?“ fragte sie.

„Hatte er dich nicht gebeten, wenn du einmal ausreitest, es ihn wissen zu lassen?“

„Allerdings. Man hat aber doch nicht immer Lust zu diesen Süßholzraspelen. Es ist gerade genug, wenn man sich den ganzen Abend dazu hergeben muß.“

„Das mußt du ja gar nicht. Wenn du ihn nicht magst, kannst du es ihm ja sagen.“

„Ach Gott, mögen! Mögen! Wer sagt denn, daß ich ihn nicht mag, aber diese ewige Knutscherei und Küsserei fällt einem doch auf die Nerven.“

„Ich finde, ein Bräutigam kann nie zärtlich genug sein,“ sagte Malvine, die an der Art ihrer Schwester keinen Gefallen finden konnte.

„Man kann doch auch auf andere Art seine Zärtlichkeit zeigen, denk ich,“ erwiderte Georginne, die ihren nervösen Tag zu haben schien, sichtlich gereizt.

„Zum Beispiel gerade dadurch,“ fuhr sie fort, „daß man auf die Empfindungen seiner Braut größere Rücksicht nimmt. Im Übrigen bin ich heute gar nicht aufgelegt, mich zu streiten. Ich habe Kopfweh, rein zum Zerspringen, und werde wohl am besten tun, wenn ich mich hinlege.“

„Du wirst doch wohl warten, bis Braczko zurückkommt,“ sagte die Schwester.

„Er hätte ja hier bleiben können, und auf mich warten.“

Und damit ging sie.

Sie kam aber doch wieder herab, nachdem sie sich umgekleidet hatte.

Ihre Stimmung war aber um keine Spur heller, im Gegenteil. Und als er kam, da war sein Empfang alles andere eher, als zärtlich.

Auch Paul schien nicht in besonders rosiger Laune, trotzdem tat er sich Gewalt an und begrüßte sie in seiner gewohnt liebevollen Art, seinem Kusse aber wich sie aus.

„Ich habe dich gesucht,“ sagte er. „Du bist aber wohl gerade von der entgegengesetzten Seite gekommen.“

„Wahrscheinlich,“ sagte sie, „sonst hätten wir uns wohl sicher getroffen. Ich glaube aber kaum, daß es dir Freude gemacht hätte, denn ich bin heute durchaus nicht in der Laune, die dir erwünscht ist.“

„Nein,“ sagte er. „Du hast Recht. Es hätte mir keine Freude gemacht.“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Wie meinst du das?“ fragte sie.

„Ganz so, wie ich gesagt habe, Georginne,“ antwortete er. „Ich bin nämlich einem andern begegnet.“

„Ah! Und—wem?—Wenn man fragen darf?“

„Dem Rothschen Sekretär, dem Herrn von Iwolski.“

„So?“

Er sah sie mit einem festen, forschenden, aber gleichzeitig eine tiefe Trauer verratenden Blick an.

„Ja,“ wiederholte er, „dem Russen, dem Herrn von Iwolski.“

„Ich weiß nicht, wie du das sagst,“ sagte sie. „Tust du ihm vielleicht gar die Ehre an, eifersüchtig auf ihn zu sein?“

„Ja, Georginne,“ gab er ihr wieder zur Antwort, „aber diese Ehre, wie du es nennst, tu ich dir an, ich glaube nämlich nicht, daß es eine Liebe ohne Eifersucht gibt.“

„Eifersucht, Trautester, ist Zweifel, und ich wüßte nicht, seit wann es ehrenvoll ist, bezweifelt zu werden.“

Er gab keine Antwort. Er sah finster vor sich hin und man sah es ihm an, daß er mit sich kämpfte und litt.

Plötzlich trat er vor sie hin.

„Georginne,“ sagte er, „sag mir die Wahrheit, ich bitte dich, warst du—mit ihm zusammen?“

Sie trommelte mit ihren Fingern nervös auf die Tischplatte und sah ihn von oben bis unten an. Dann stand sie auf.

„Es gibt Fragen,“ sagte sie, „die man nicht beantworten kann, ohne daß man sich vor sich selber etwas vergibt. Drum ist es besser, ich sage gute Nacht, Paul. Nein, nein, du bist nicht schuld, ich habe früher schon der Madeline gesagt, daß mir nicht wohl ist. Adieu.“

Paul Braczko vertrat ihr den Weg.

„So laß ich dich nicht gehen,“ sagte er. „Wir sind noch nie im Bösen voneinander geschieden, wir dürfen’s auch heute nicht. Wenn ich dir wehe getan habe, Georginne, wenn ich dich beleidigt habe, so tut es mir leid, aber sag selbst...“

„Ich sage gar nichts, lieber Paul,“ unterbrach sie jedoch seine Verantwortung. „Ich möchte nur, daß du mich gehen läßt.“

„Bitte,“ sagte er, und öffnete ihr hinausweisend die Tür; als sie aber die Schwelle überschritt, rief er: „Georginne!“

Ein solcher Schmerz klang aus dem Ausruf, daß sie sich umwandte.

„Ja?“ fragte sie und sah seine bittenden, flehenden, guten, traurigen Kinder-Augen.

„Gibst du mir, wenn du schon gehst, nicht wenigstens einen Kuß!“

„Nein, danke,“ sagte sie.

„Nein?!“

„Nein. Ich habe das Geküsse nicht gern. Überall, drin, draußen, auf dem Korridor, auf den Treppen, gerade so... gerade so, als ob ich... als ob ich ein... Küchenmädchel wäre.“

„Oh!“ rief er aus, „das war deine Ansicht nicht immer.“

„N... n... nein... Aber heut.“

Da ließ er sie gehen.

„Ich hoffe,“ sagte er beinahe tonlos und sichtlich nach Fassung ringend, „daß es dir morgen besser gehen wird.“

Während sie nun vollends hinausschritt, drehte er sich um und trat in in das Zimmer zurück.

Im Nebenzimmer aber saßen Herr und Frau von Berg, und auch Malvine und lauschten—ob sie sich’s eingestanden, oder auch nicht—auf die Vorgänge im anderen Zimmer...

Georginne ging einen halben Treppenabsatz hinauf. Sobald sie aber hörte, daß die Tür des Zimmers, in dem sie gewesen waren, sich schloß, flog sie die Treppen wieder hinunter, eilte über den Korridor hinweg, bis zu der Tür des Bibliothekszimmers, blieb hier einen Augenblick lang wie zögernd atemlos stehen und trat dann schnell, und sich überall umsehend, ein.

Kapitel 2

In der Bibliothek saß, über einem Buche, in dem er gewiß nicht gelesen hatte, Herr Iwolski. Bei ihrem Kommen sprang er auf und eilte ihr entgegen.

„Beinahe hätte ich nicht kommen können, Timofei Simonowitsch,“ sagte sie atemlos.

„Ich weiß. Ich war darauf gefaßt. Wer konnte aber auch denken, daß er mir zu dieser Stunde begegnen würde! Ich hasse solche Unpünktlichkeiten beim Manne.“

Er lachte spöttisch aus, als er das sagte.

Der, von dem zwischen den beiden die Rede war, hatte sich in dem Zimmer, in dem Georginne ihn verlassen hatte, eine Zigarette angezündet. Nichts besser, wenn man nervös ist, als so eine Zigarette.

Er ging einige Male im Zimmer auf und ab, trat auch ans Fenster und lehnte daran, ohne zu wissen, ob er hinaussah oder nicht.

Dann warf er die Zigarette fort und ging durch das Besuchszimmer durch zu der Tür, die von diesem in den Bibliotheksraum führte.

Er öffnete die Tür und es war ihm, als höre er Stimmen.

Leise, gedämpfte Stimmen, die miteinander sprachen.

Einen Augenblick lang stand er da, als könne er seinen Ohren nicht trauen.

Sein Ausdruck bekam etwas steinern Starres. Seine Blicke schienen durch die schwere Portièrè durchdringen zu wollen. Dann schob seine Hand den schweren Plüschvorhang zurück und er sah, wie Georginne sich, leise abwehrend, den Armen des Herrn von Iwolski entwand.

„Nicht... nicht...“ sagte sie.

In der Art ihrer Abwehr aber lag ein halbes Gewähren.

„Hat der dicke Athlet Ihnen etwas gesagt?“ fragte Iwolski.

„Ich habe Sie schon einmal gebeten, Timofei Simonowitsch,“ erwiderte Georginne, „von meinem Bräutigam nicht in solchen Worten zu reden. Denn wenn ich ihn schon hintergehe...“

Das hörte Paul Braczko noch seine Braut sagen, dann ließ er den Vorhang wieder fallen und schloß wieder die Tür. Er hatte genug gehört. Mehr brauchte er nicht...

Einen Augenblick lang stand Paul Braczko da wie ein Stier, dem man mit dem Hammer einen Schlag auf die Stirn versetzt hat.

Dann fuhr er sich mit der Hand über die Schläfen, als wolle er in sein Denken Zusammenhang bringen, und den Druck überwinden, der auf seinem Kopf, seinem Hirn lastete.

Er war totenblaß, nur das Weiße in seinen Augen war blutunterlaufen und rot geworden, und seine Brust, seine mächtige, übermenschliche Brust, arbeitete und keuchte.

Jetzt zuckte er mit einem Mal auf, als steche ein schneidender Schmerz in ihn ein, gerade dort, wo das Herz war. Sein... Atem... stockte, und jetzt... jetzt lächelte er plötzlich. Aber es war ein böses, gefährliches Lächeln.

„Also, euer dicker Athlet bin ich? Gut, gut, gebt nur Acht, daß der Athlet euch nicht seine Kraft zeigt.“

Und er straffte seine beiden Arme aus, ballte seine Fäuste zusammen und bog dann die Arme so nach innen, daß die Muskelballen sogar durch den Rock durch, wie Hügel zu sehen waren.

„So, so, sie hintergeht mich also... Hintergehen! Ein wunderbares Wort für vernichten, für töten, für um alle Hoffnungen des Lebens betrügen!“

Durch den Korridor mußte sie ja wohl kommen? Es war das Beste, er machte mit der Sache gleich heute ein Ende. Und so trat denn auch er auf dem Korridor hinaus.

„Oh,“ sagte Jons, der zufällig gerade vorbei kam, „wollen Sie schon fort?“ und er beeilte sich, dem Bräutigam des jungen Fräuleins die Mütze vom Nagel und die Reitpeitsche zu geben.

„Ja, ich will fort. Der Johannes soll mir mit dem Wagen nachfahren. Ich werde ein Stückchen zu Fuß gehen.“

Eine Stunde später war Paul Braczko bei sich zu Hause.

„Wo werden Sie Abendbrot essen, Herr Paul?“ fragte die alte Marianne, die den Kochlöffel als Zepter im Hause führte und damit natürlich auch das Regiment.

„Wo Sie wollen. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich essen werde. Am besten wohl oben bei mir.“

Langsam stieg er die Treppen empor. Oben stieß er einen Seufzer aus und trat in sein Zimmer ein.

In seinem Schlafzimmer machte die Frieda, das bildhübsche Dienstmädel, gerade das Bett.

„Lassen Sie das sein, Frieda. Ich möchte allein sein.“

„Nur noch die Kissen, junger Herr, dann bin ich sowieso fertig.“

„Schön,“ sagte er und stand da und wartete.

Als sie gegangen war, trat er vor den großen, langen Spiegel.

„Also, der *dicke Athlet* gefällt dir nicht? Vielleicht hast du Recht. Ader diesen Laffen, diese geschniegelte, gemalte, gedrechselte Wachspuppe... die in den Auslagekasten eines Frisörgehilfen gehört, die... die mir vorzuziehen, das begreife ich nicht.“

Zweiunddreißig Jahre hatte er gewartet, ehe er sich wirklich verliebt, ehe er dieses sein Herz wirklich einem Weibe geschenkt hatte! Zweiunddreißig Jahr! Und jetzt hatte die... die... so mit ihm und seiner Liebe gespielt. Und wer war schuld? Er natürlich, dieser Iwolski, der die von Bergsches Gastfreundschaft derartig missbrauchte, um heimlich mit dem einen Mädel zu liebeln und ruhig zuzusehen, wie dieses sich mit einem anderen verlobte.

Aber warte du! Die Abrechnung kommt.

Sie aber? Ja, was mit ihr war, begriff er nicht; es war ihm einfach unfaßbar, daß sie, gerade sie, die er für die Offenheit und die Wahrhaftigkeit selber gehalten hatte, ein solches Spiel mit ihm trieb...

In dem anderen Zimmer hatte die Frieda, die wiedergekommen war, indessen den Tisch gedeckt.

„Es ist angerichtet, junger Herr,“ meldete sie.

„Gut, gut, ich komme schon.“

Tatsächlich kam er und setzte sich an den Tisch.

Die Frieda reichte ihm den Braten und die dampfenden Kartoffeln hin.

„Ich will nicht, geh,“ sagte er. „Hörst du denn nicht, daß du gehen sollst,“ schrie er sie an.

„Mein Gott, ich gehe ja schon,“ sagte sie und ging ganz erschrocken, um der alten Marianne unten ihr Leid zu klagen, denn so grob war der junge Herr noch nie zu ihr gewesen.

Paul Braczko saß da und schob die Teller weit fort. Er konnte nicht essen, aber trinken konnte er, trinken, immerzu trinken und einen und denselben Gedanken denken: Sie, Sie und immer nur Sie! Mein Gott, mein Gott, wie hatte er um sie geworben! Wie hatte er ihre Hände geküßt und ihre Augen und ihren

Mund! Diese schönen, weichen, zarten, entzückenden Hände! Diese tiefen, schönen, schalkhaften und doch so seelenvoll dreinblickenden treuen, alles versprechenden Augen.

Treu?! Hahaha! Und er goß sich ein neues Glas von dem schweren Rotwein ein, und stürzte seinen Inhalt hinunter.

Ja, ja, die Augen und der Mund! Dieser heiße, rote, glühende, lachende Mund! Wie hatte sie schon gesagt? „Ich will nicht wie ein Küchenmädchel überall geküßt werden!“

Aber in der Bibliothek, hinter dem Bücherschrank, von dem anderen, das ja! Dieser Hund! Dieser gemeine, russische Hund! In diesem Augenblick fiel sein Blick auf das Bild Georginnens, das rechts von ihm an der Wand hing und voll vom elektrischen Licht bestrahlt wurde.

Das liebliche Gesicht des entzückenden Mädchens schien auf ihn herab zu lächeln. Dieses Lächeln aber nahm ihm den Rest seiner Fassung.

„Nein... nein...“ stammelte er, „du hast mich nicht... hintergangen... Du hast mir keine Lüge gesagt... Du hast nicht geleugnet, daß du mit ihm gewesen bist. Du warst ganz gewiß nur bei ihm, um mit ihm zu brechen... Ich sah es ja selbst, du hast dich nicht küssen lassen... auch nicht von mir!“

Und plötzlich schluchzte er laut auf, barg seinen Kopf in beide Hände und weinte und weinte. Es ist aber nicht gut, einen Braczko weinen zu sehen.

Am nächsten Tage ganz, ganz zeitig, ritt er zu Bergs hinüber.

„Du hast dich ja gestern auf Polnisch empfohlen,“ sagte ihm Madeline die er schon draußen auf dem Hof antraf.

„Richtig, ja,“ sagte er. „Seid mir nicht bös, man weiß manchmal wirklich nicht, was man tut. Könnte ich nicht Georginne sprechen?“

„Ich glaube ja, obwohl ich sie heut selber noch nicht gesehen habe.“

„Vielleicht lässt du sie fragen?“

„Gewiß, Paul, gern. Willst du nicht indes deinen Fuchs einstellen?“

„Ich weiß nicht, ob es so lange dauern wird, aber wenn du meinst.“

Er überließ dem Stallknecht, dem Johann, das Pferd und schlug sich einige Mal ungeduldig mit seiner Reitgerte auf die hohen Schaftstiefel.

Dann sagte er: „Ich werde doch lieber drin auf sie warten,“ und ging in das Haus.

Lange zu warten brauchte er nicht.

Sie trat sehr erstaunt, ihn zu dieser Stunde hier zu finden, bei ihm ein und sagte:

„Du hast mich zu sprechen gewünscht, was gibt es denn? Ist etwas los?“

„Ja,“ sagte er. „Viel. Etwas, was, du kannst es dir vielleicht denken, über Leben und Tod entscheidet.“

„Über... Leben... und... Tod?“ wiederholte sie wie mechanisch und wich unwillkürlich, sie wusste selbst nicht warum, vor ihm zurück.

Sie mochte wohl in seinem Blick etwas gesehen, aus seiner Haltung etwas entnommen und aus seiner Stimme etwas gehört haben, was, ihr eine, für sie vorläufig noch unerklärliche Furcht einflößte.

„Du scheinst mich nicht zu verstehen, du wirst mich aber sehr bald verstehen lernen,“ sagte er. „Ich liebe es nicht, auf dem Busch bloß herumzuklopfen, ich liebe auch das Lügen und Heucheln nicht, sondern ich habe es immer für die Richtschnur meines Lebens gehalten—wie ja wir Ostpreußen alle—gerade und offen in allem zu sein. Das andere überlasse ich Leuten vom Schlage wie... Aber wozu Namen und Beispiele nennen, wo du ja doch zweifellos ahnst oder

weißt, worum es sich handelt, denn sonst... begreife ich ja wirklich nicht die Angst, die du zeigst!“

„Ich habe keine Angst...“ stammelte sie, er jedoch unterbrach sie und machte eine Handbewegung dabei, die ihr andeutete, daß sie jetzt nicht zu reden habe.

„Laß das, laß das,“ sagte er. „Es genügt ja ein Wort von mir, ein einziges, um dir klar zu machen, daß dein ganzes Doppelspiel von mir durchschaut ist.“

„Paul!“ rief sie aus, und sah ihn, ihre Energie mit einem Male wiedergewinnend, mit flammenden Blicken an.

„Laß das, hab ich dich schon früher gebeten. Es nützt dir ja doch nichts, denn ich...“ und der Zorn erfaßte ihn nun: „Ich war gestern dort!“

Er zeigte auf die Tür, die zum Bibliothekszimmer führte.

„Ja, dort, als du angeblich auf dein Zimmer gegangen, in Wahrheit aber mit dem andern beisammen warst. Mit dem andern,“ schrie er in plötzlicher Berserkerwut aus. „Verstehst du, was das heißt?“

„Ja...“ sagte sie und wich vor ihm zurück, wie um hinter dem Tische Dekkung und Sicherheit zu suchen.

Er aber hatte gleich wieder seine scheinbare Ruhe wiedergefunden.

„Was ist da weiter zu tun? Was ist da weiter zu sagen?“ rief er, „der dicke Athlet!“

„Hast du das auch gehört?!“ rief sie erregt.

„Kann ja abgeh'n,“ setzte er aber, ohne auf sie zu hören, das Begonnene fort. „Wenn ich ihn hintergangen habe...! Hahahaha... hintergangen! Gib du nur Acht, daß du nicht die Betrogene bist, denn glaube nicht, daß ich das so hinnehmen werde. Ich werde, das schwöre ich dir, die furchtbarste Rache nehmen, die es gibt. Weißt du vielleicht,“ und er zerrte und suchte in seiner Tasche nach etwas, „was das ist?“

Sie schrie auf und streckte ihre Hände wie abwehrend gegen ihn vor, als könne sie das vor dem entsetzlichen Dinge, dem kleinen Bulldogg-Revolver schützen, der in seiner Hand blitzte.

„Siehst du, mit diesem Dinge da kann ich alles tun, was ich will. Dich niederschießen, ihn oder beide. Aber, hab keine Angst, ich tue keines von beiden, denn du liebst ihn doch, nicht wahr? Deinen Russen.“

„Nein,“ sagte sie und sah ihn fest dabei an.

Er aber lachte.

„Lüg doch nicht. Du mußt ihn ja lieben, sonst hätte die ganze Sache ja gar keinen Zweck. Ich weiß ja, ich denke mir ja, wie es ist. Lieben und Leben, nicht wahr, Georginne, sind zweierlei. Für die Liebe... da wolltet ihr sorgen, das ist ja so leicht, wenn nur ich die Sorge fürs Leben übernahm! Ich war ja reich und er hat doch nichts! Ja, ja gib es doch zu, daß das nur allein der Grund war. Warum aber auch nicht? Zwischen uns, das siehst du ja doch, muß jetzt alles vorbei sein. Drum kauf dir doch deinen Liebsten. Ich... siehst du, will dir ja gerne dabei behilflich sein. Ich selbst gebe dir das Geld dazu. Denn das weißt du ja nicht, daß ich dir am Tage unserer Verlobung mein ganzes Vermögen sichergestellt habe.“

Sie sah ihn fassungslos an und führte, wie erschreckt, ihre Hand zum Munde.

„Ich pflege nämlich meine Sachen nie halb zu machen,“ fuhr er in seiner zynisch sarkastischen Weise fort, „und wenn ich zufällig nicht mehr wäre, dann könntest du ihm ja mit Leichtigkeit das zahlen, was er, um dich zu besitzen, verlangt.“

„Paul!“ schrie sie auf, „was hast du vor, was willst du tun?!“

„Nichts,“ sagte er. „Bleib du ganz ruhig stehen, wo du stehst, und falls du das Schießen am Ende nicht mehr verträgst, dann schließe einen Augenblick lang deine Augen.“

War es nun Suggestion, oder was war es? Sie schloß aber ihre Augen tatsächlich. Nur einen Augenblick lang, nur eine Sekunde lang, und dann sah sie, daß er die todbringende Waffe an die eigene Schläfe angelegt hatte.

Einen wilden, wahnsinnigen Schrei ausstoßend, war sie mit *einem* Satze bei ihm und schlug ihm gerade *in dem* Augenblick die Waffe zur Seite, in dem der Schuß krachte.

Die Kugel flog irgendwo in die Wand, und der Kalk rieselte knisternd über die Tapete hinab.

Paul Braczko stand, die Waffe immer noch in seiner Hand, wie ein aus einem schweren Traume Erwachender da.

Vom Nebenzimmer stürzte Madeline, vom Korridor der alte, unvermeidliche Jons herbei.

Georginne aber, die wie außer sich war, rief:

„Kommt doch, kommt! Ich bitte euch, kommt alle! Ruft auch den Kurt, und ruft auch Malvine: Malvine vor allem, damit dieser Narr, sieht, was er beinahe getan hat!“

„Beruhige dich doch, Kind. Was ist denn geschehen? Was hattet ihr denn miteinander?“

„Nichts, gar nichts. Ich sage kein Wort, ehe nicht dein Mann und Malvine da sind. Ihr, ihr sollt meine Richter sein, zwischen mir und dem da.“

„Gehen Sie, Jons. Suchen Sie den Herrn zu finden und sagen Sie ihm, er möge herkommen und Fräulein Malvine sagen Sie's auch. Ich verlasse mich aber darauf, Jons, daß Sie von dem, was hier vorgegangen ist, keine Silbe gegen andere verlauten lassen.“

„Da können sich gnädige Frau wohl verlassen,“ sagte der Diener und ging.

Madeline sah ratlos auf die beiden hin, von denen der eine in einen Stuhl gesunken war und, sein Gesicht in beide Hände vergrabend, seinen Schmerz gewaltsam zurückzudrängen und zu verbeißen suchte, während die andere bleich und mit keuchendem Atem dastand und keinen Blick von ihm verwandte.

Madeline, die früher schon den Versuch gemacht hatte, aus ihrer Schwester eine Erklärung herauszubekommen, trat jetzt zu dem fassungslosen Paul Braczko hin.

„Komm, Paul,“ sagte sie und strich ihm mit ihrer Hand über das Haar, »sage du mir, was es war. Es wird ja so furchtbar nicht sein.“

Da hob er sein Haupt und sah sie mit seinen schmerzdurchfluteten Augen an, in denen die Tränen kämpften. Als aber sein Blick mit einem Male auch die andere traf, die, die er so wahnsinnig liebte, da war es mit dem Kämpfen vorbei.

Das Kind in ihm, das Kind in diesem riesigen Körper eines dicken Athleten siegte, und schluchzend hielt er die Tröstende fest, seinen Kopf wie ein Hilfloser an sie anschmiegend und lehnend.

Bei diesem Anblicke schmolz aber auch das Starre Georginnens hinweg. Halb gegen ihren Willen und halb von diesem gedrängt, machte auch sie einen Schritt auf Paul Braczko zu und:

„Du dummer, guter, guter Paul,“ sagte sie und fuhr ihm auch mit ihrer Hand durch sein Haar.

Da—weinte er noch leiser.

„Na, wo brennt's denn?“ fragte in diesem Augenblicke Herr von Berg, der, von Malvine gefolgt, eintrat.

„Nanu, was ist denn hier los?“ fragte er dann ganz erstaunt, als er die ihm unerklärliche Gruppe erblickte.

„Nichts,“ sagte Georginne, „ich möchte nur, daß ihr mit anhört, was ich dem da, was ich Paul Braczko zu sagen habe. Bitte, setzt euch, denn die Sache kann vielleicht länger dauern.“

„Siehst du, Paul,“ sagte sie, „ich habe dich wirklich, als ich mich mit dir verlobte, hintergangen. Ich hätte dir freimütig sagen sollen, daß ich mich, als dummes, unreifes Mädels, tatsächlich in einen andern, in Herrn von Iwolski, vergafft hatte. Was so eine dumme Backfischliebe ist, das wißt ihr ja. Damals schon, und das war zu der Zeit, wo die beiden Häuser Berg und Mertinat, noch in so grimmiger Feindschaft lebten, also lange, bevor du, lieber Paul, daran dachtest, dich in mich zu verlieben, lange, ehe er mit Roths zu uns herkam, hatte sich mir Herr von Iwolski genähert, der unten im Dorfe gewohnt hatte. Mir machte die Sache natürlich viel Spaß, und welchem Mädels von knapp siebzehn Jahren hätte sie's nicht gemacht? So trafen wir uns denn fast jeden Tag und zu jeder erdenklichen Stunde im Walde. Mir schien die Sache ganz ungemein romantisch und schön. Der Wald, dieser Wald, der sowieso so viel Zauber und so viel Anziehungskraft für mich hatte, hatte einen neuen, geheimnisvollen Reiz für mich gewonnen: er war der Zeuge meiner ersten, so überaus romantischen und geheimnisvollen Liebe geworden! Hörst du wohl, Paul?“

Paul Braczko saß da, den Arm auf die Lehne des Stuhles und den Kopf in die Hand gestützt. Man konnte wirklich nicht wissen, ob er hörte, oder ob das, was Georginne erzählte, nur wie ein unverstandenes Rauschen an ihm vorüberging. Jetzt aber nickte er, ohne die Stütze seines Kopfes aufzugeben und seufzte tief auf.

„Natürlich,“ fuhr Georginne in ihrer Beichte fort, „weihte ich ihn in alle unsere Verhältnisse ein. Damals empfand ich diese—sei mir nicht böse, Madeline—noch wie ein Unrecht, das an uns begangen wurde. Und wie ich diesem Unrecht von jeher zu begegnen gesucht hatte, das wißt ihr ja. Er erfuhr es auch. Ich selbst sagte es ihm ja, und er bestärkte mich in meinen Ansichten und gab mir sogar den Rat, mich doch nicht auf die paar Fasanen und Hasen zu beschränken, sondern, was ja viel, viel mehr Freude mache, auch einmal Rehwild zu schießen, ja sogar, denn das ärgere und fuchse die Förster am meisten, hier und da mal auch eine Ricke.“

„Donnerwetter!“ fuhr der Gutsherr auf.

Georginne aber lächelte ihm zu: „Du kannst ganz ruhig sein, Schwager Kurt, getan hab ich das nie; auch als Wilderer blieb ich, trotz allem, wenigstens vom Jägerstandpunkte aus, ein ganz anständiger Kerl.“

„Auf unseren Streifzügen durch den Wald, zu denen sich unsere Stelldicheine gestalteten, fragte er mich immer viel über unsere Heimat aus. Über die ganze Gegend, über alle Bewohner, und als ich ihn eines Tages lachend fragte, wie es denn eigentlich komme, daß er für unser schönes, liebes Land so viel Sinn und so viel Interesse habe, da gestand er mir, daß es nicht nur deshalb so erklärlich sei, weil es meine Heimat sei, sondern weil auch seine Mutter eine Ostpreußein und gerade aus dieser Gegend gewesen sei.“

Man merkte an der Bewegung das Staunen Madelinens und ihres Mannes.

Selbst Braczko sah von seiner Hand auf, verfiel aber dann gleich wieder in seine alte Apathie.

Malvine aber nickte, wie eine, die das alles schon wußte und ihrer Schwester bestätigen konnte.

„Er,“ fuhr diese fort, „nannte mir auch den Namen seiner Mutter, und später entdeckten wir erst, nicht wahr Malvine, daß diese Kathinka Makunisch die Braut gewesen war, die einst ein Russe einem Burschen entführt hatte, der... Grundmoser hieß.“

„Wie sagtest du?!“ rief Herr von Berg, durch die Erzählung auf das Höchste erregt.

„Der Grundmoser hieß und, wie ihr wißt, den Schmerz bis auf den heutigen Tag nicht verwunden hat. Ich fühlte mich durch das alles erst recht in die wunderbarste Romantik verstrickt, tatsächlich aber waren es ganz andere Stricke, die mich banden. Er verlangte Nachrichten, Auskundschaftungen von mir, die mir umso seltsamer schienen, als sie für ihn persönlich gar keinen Wert haben konnten. Garnisonverhältnisse, Namen von Offizieren, alles Mögliche, was ich in unserer Weltabgeschiedenheit gar nicht wissen konnte, nicht wahr? was zu erfahren er mich aber *zwingen* wollte. Ja, zwingen,“ rief sie aus, und das helle Rot der Empörung trat bei dem Gedanken noch jetzt in ihre Wangen.

„Weiter, weiter,“ drängte Herr von Berg.

Paul Braczko hatte seine Hand längst von der Stuhllehne sinken gelassen und sah jetzt, wie aus einer anderen Welt, zu dem Mädchen hinüber.

„Er hatte mich ja in seiner Hand, er drohte mir ja mit der Anzeige wegen Wilderns. Er malte mir es aus, wie reizend es wäre, wenn ich in die *Koza* käme...“

„Der Schuft! Der Schuft!“ rief Herr von Berg aus und stand auf und ging empört und erregt in dem Raume auf und ab, um, als Georginne weiter fortfuhr, dicht vor ihr stehen zu bleiben.

„Natürlich genügte ihm dieser Zwang nicht. Die Macht, die er durch meine jagdlichen Verfehlungen über mich gewonnen hatte, war ihm zu wenig, er wollte mich ganz in seiner Gewalt haben und... weiß Gott, was in meiner Todesangst noch aus mir geworden wäre, wenn du mich nicht gerettet hättest.“

Sie sah und zeigte dabei auf Berg.

„Ich?“ rief dieser erstaunt und machte eine Bewegung, als verstehe er wirklich nicht, wie er dazu komme.

„Ja, du, durch deine Verurteilung nach Königsberg. Dadurch und dadurch allein wurde ich gerettet. Verstehst du wohl, Paul: gerettet!“

„Alles andere,“ fuhr sie fort, »ist schnell erzählt. Ich gab mich dazu her, jetzt, wo er wieder hier war und wo ich nichts mehr zu fürchten hatte, wo mein Wildfrevl gesühnt war, nicht wahr, Schwager, das war er doch?—ihn in *meine* Hand zu bekommen, und zwar dadurch, daß ich die Komödie der Liebe weiter mit ihm spielte. Und ich muß sie sehr gut gespielt haben,“ sagte sie, und in den Ton ihrer Stimme kam eine plötzliche Bitterkeit, „denn nicht nur er ließ sich täuschen und gab mir langsam, fast ohne es selber zu wissen, alle Fäden seines schändlichen Treibens in die Hand. Eines Treibens, das ich jetzt erst verstehe, denn was wußte ich denn damals, daß gute Freunde, wie wir und wie Russland es sind, trotzdem gegeneinander spionieren? Nein, ich spielte so gut, daß auch ein anderer sich täuschen ließ. Du, Paul. Nein, nein, sage nichts, ich bitte dich, um Gottes Willen, sage kein Wort, denn der Schein war ja gegen mich. Daß du aber, du Paul, nach dem Schein über mich urteilen konntest, das werde ich dir nie vergessen...“

„Oh!“ rief er aus, „verzeih mir doch, verzeih,“ und er sank vor ihr in die Knie und barg seinen Kopf in ihren Schoß und umklammerte sie und hielt sie und preßte sie mit seinen starken, starken Armen an sich.

„Was ich dir nie vergessen werde,“ wiederholte sie, „ebenso wenig, wie ich je vergessen werde, daß du für mich hast sterben wollen.“

Er sah, als hätte er falsch gehört, wie verstört zu ihr empor. Als er aber den Ausdruck der Liebe in ihren Augen sah, da schrie er laut auf und sprang empor und faßte sie, wie noch nie eines Mannes Arm sie gehalten hatte.

Dann plötzlich aber ließ er sie los und lief hinaus.

„Paul! Paul!“ riefen die andern und eilten ihm nach. „Wo willst du hin?“

„Umbringen will ich den Schuft!“ rief er, „und ihm danken, daß er mir deine Liebe wiedergegeben hat.“

Sie hatten Mühe, ihn von seiner Absicht zurückzuhalten und ihn, teils mit Gewalt, teils durch Zureden, ins Zimmer zurück zu lotsen.

Er sah aber absolut nicht ein, warum er mit dem Schuft nicht auch ein Wörtchen reden sollte, und zwar gerade jetzt, wo er so viel Wut und so viel Glück im Herzen hatte. Aber schließlich bekehrte er sich doch zu der Ansicht, daß es im Interesse des Vaterlandes, das da in erster Reihe ins Treffen kam, tatsächlich besser sei, den sauberen Herrn ganz in die Hand zu bekommen, während es vom persönlichen Standpunkte aus allerdings ein Vergnügen gewesen wäre, ihm einen kleinen Begriff davon beizubringen, was eine ostpreußische Faust für einen Eindruck auf eine russische Kehle machen könne.

Im Verlaufe des weiteren Familienrates wurde somit beschlossen, sich, so gut es ging, den Anschein zu geben, als wisse man von nichts; man wollte dafür aber dem Landrat einen Wink geben, wie es mit dem russischen Besucher stand.

Nur, wie man sich Roths gegenüber verhalten sollte, das wußte man nicht, darüber mußte man sich erst schlüssig werden, denn, daß die Roths von der Rolle nichts wußten, die ihr Sekretär da gespielt hatte, dafür konnte man seine Hände ins Feuer legen.

Aber der Paul! Der Paul Braczkowski mit seinem Temperamente und seiner Wut war eine Gefahr, und darum mußte er sich, so schwer's ihm auch ankam, eine kleine Verbannung gefallen lassen, denn er verdarb sicherlich alles, der *dicke Athlet*.

Als so eine vollständige Einigung erzielt worden war, konnte man an das Tagewerk, oder die Erledigung dessen gehen, was einem am meisten auf dem Herzen lag. Was das aber speziell bei Paul Braczkowski war, das braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, zumal Georginne sich bereit erklärte, ihm auf seinem *Spazierritt nach Hause* das Geleite zu geben.

Bevor sie aber ging, trat sie noch zu ihrer Schwester Malvine.

„Mein armes Schwesterchen du,“ sagte sie und umschlang sie voll Zärtlichkeit. „Du bist das einzige, wirkliche Opfer von der ganzen Sache.“

„Wieso?“ fragte Kurt von Berg, der den Ausruf gehört hatte, erstaunt.

„Weil das für sie der Grund ist, daß sie sich mit Bogdan noch immer nicht verloben wollte. Sie will keine Russin werden. Selbst nicht als Frau des Mannes, den sie liebt, und selbst nicht als Frau eines Russen, der seinem Stamm und seinem Herzen nach ein so guter Deutscher ist, wie Bogdan.“

„Das kann ich ihr nachfühlen,“ sagte Paul Braczkowski, der eigentlich seit heute erst die Russen haßte...

Kapitel 3

Hatte der Tag voller Erregung begonnen, so steigerte sie sich in den frühen Abendstunden ins Ungemessene.

Der Tag war zwar besser verlaufen, als man gehofft hatte, denn Herr von Iwolski hatte sich für heute entschuldigen lassen: er habe in Kowahlen zu tun, da er für sein Werk dort Wertvolles zu finden hoffe.

So konnten die Mahlzeiten ziemlich vergnügt eingenommen werden und die beiden Roths, die armen Kerle, die mit ihrem Herrn Sekretär so schön reingefallen waren, brauchten noch nichts zu merken.

Am späten Nachmittag aber, wer kam da im gestreckten Galopp auf den Hof gesprengt? Wer anders als der dicke Athlet!

„Wißt ihr schon, wißt ihr schon?“ rief er.

„Was denn, Paul Braczko?“

„In... in Bosnien unten... in Sarajevo... oder wie das Nest heißt, da haben sie den Franz Ferdinand... den Thronfolger von Österreich, ermordet! Ihn und seine Frau! Ganz Goldap ist voll davon. Überall spricht man nur davon. Der Mörder... ist natürlich ein Serbe...“

„Das ist der Krieg,“ sagte Herr von Berg und wurde totenblaß.

„Doch nicht mit uns. Was haben *wir* damit zu tun?!“

„Nein, aber Österreich mit Serbien. Sie warten ja nur darauf.“

„Wer?“

„Die Russen.“

„Ih, daß dich! ... Da soll doch die Russen der Teufel holen! Die werden's doch nicht mit dem Mordgesindel halten?!“

„Wir wollen's hoffen, denn wenn...“ und seine Stirn verdüsterte sich... „dann Gott Gnade uns allen.“

„Unsinn. Auch in Goldap sehen sie düster. Die Offiziere dagegen, die, glaub ich, hätten tatsächlich gar nichts dagegen, wenn's einmal losginge. Über vierzig Jahr Frieden, da wird ja dem besten Militär das Blut schon zu dick.“

„Trotzdem, unser Kaiser will Frieden und schließlich wird das Karnickel, das Ding da, das Serbien, von Österreich an den Löffeln genommen und tüchtig daran geschüttelt.“

Natürlich war von nichts andrem die Rede.

Einzelheiten wusste Paul Braczko noch nicht, die aber erfuhr Kurt von Berg aus Goldap.

Telefonisch. Direkt vom Landratsamt.

Krieg? Wir? Gar keine Rede! kam's aber beschwichtigend auch von dort.

Die beiden Roths waren sehr bestürzt. Sie glaubten freilich an die Möglichkeit eines Krieges auch nicht, bei drei Kaisern, die so friedliebend sind. Dem alten österreichischen, dessen Regierung gerade den Serben gegenüber eine solche Langmut gezeigt hatte.

„Ja, aber Langmut ist Schwäche,“ unterbrach ihn Kurt, „oder kann wenigstens als solche ausgelegt werden, und Österreich—nehmt mir's nicht übel—hält sich ja nur noch mühsam zusammen, wenigstens soweit man von hier aus die Sache überblicken kann.“

„Ich kenne Österreich,“ sagte Bogdan von Roth, „und habe einen anderen Eindruck von ihm gewonnen.“

„Jedenfalls mit Serbien wird es schon fertig,“ sagte Nikolai.

„Aber der Zar?“

Beide Roths zuckten die Achseln.

„Der Zar,“ sagte Nikolai und sah sich erst überall um, als ob auch hier die Gefahr lauern könnte, gehört zu werden: „Der Zar ist der Friede selbst. Aber der Zar hat gar nichts zu sagen. Die Großfürsten sind's... und ihre Frauen. Überhaupt führen nur Panjaund Pop, die Frauen und die Geistlichkeit das große Wort, wenigstens bei Hofe. Ihr glaubt gar nicht, was für Fäden im Palaste der Zarin-Mutter und in dem der Großfürstin Nikolai Nikolajewna zusammenlaufen, von den anderen gar nicht zu reden. Die Weiberrockpolitik beherrscht alles, und *ce que femme veut. le diable le veut* heißt es bei uns, im Gegensatz zu unseren Freunden, den Franzmännern.“

„Denen Sie natürlich Recht geben, Bogdan,“ sagte Madeline lächelnd.

„Soweit es unsere Großfürstinnen angeht, gebe auch ich der russischen Fassung recht, obwohl es auch in nächster Nähe—nicht wahr, Malvine?—Frauen gibt, die uns arme Männer Höllenqualen ausstehen lassen.“

„Himmel!“ rief Paul Braczko, „das erinnert mich ja an den Hund, den Iwolski. Wo ist denn der?!“

Nun war's heraus.

Erstaunt sahen die beiden Roths auf, während die anderen in peinlichste Verlegenheit gebracht worden waren.

„Was... ist mit Iwolski?“ fragte Nikolai von Roth.

„Ja, lieber Nikolai, wenn unser Schreckenskind da schon mit der Sache heraus geplatzt ist, dann hat es keinen Zweck mehr, sie vor euch zu verbergen. Wir haben—so leid uns die Entdeckung um euretwillen tut, doch die sichersten Beweise, daß wir es in Herrn von Iwolski mit einem ganz gefährlichen Spion zu tun haben.“

„Das ist unmöglich!“ riefen Nikolai und Bogdan, wie aus einem Munde.

„Leider aber ist das Unmögliche wahr.“

„Nein, nein, nein, ehe ich nicht die Beweise davon habe, werde ich nie und nimmer an eine solche Niedertracht glauben.“

„Ich glaube, wenn wir hinauf gingen, und bei ihm Haussuchung hielten, würden wir Beweise genug finden.“

„Dann gehen wir hinauf, aber sofort.“

„Nein, Nikolai. Das werden wir nicht. Wir haben kein Recht dazu und nur die Behörde darf einschreiten. So lange, bis sie das tut, muß mir das Gastrecht heilig sein. Allerdings bin ich der Behörde wohl für ihn haftbar, und wo die Verhältnisse sich so zugespitzt haben, werden wir wohl dafür sorgen müssen, daß er uns nicht entwischt.“

„Entwischen?! Wenn er tatsächlich das ist, was, ihr sagt, dann schieße ich ihn ja selber nieder, wie einen tollen Hund!“ rief Nikolai von Roth.

„Das wirst du nicht tun, Nikolai,“ sagte aber Paul Braczko, „denn mit dem habe ich noch persönlich ein Hühnchen zu rupfen.“

Und er machte mit seinen Händen eine nicht mißzuverstehende Bewegung.

„Aber, wo ist er denn eigentlich?“

„Er ist heute fort, angeblich, um für sein Werk neue Quellen zu finden.“

„Ja, für sein Judas-Werk,“ sagte Paul Braczko, und Madeline nickte.

„In jedem Falle wird es gut sein,“ sagte sie, „wenn du dir melden läßt, Kurt, wann er zurückkommt.“

„Das wollen wir tun,“ sagte Herr von Berg und gab den entsprechenden Auftrag. Natürlich dem alten Jons.

„Ach, gnädiger Herr,“ fragte der, „ist es wahr, daß es Krieg gibt?“

„Unsinn,“ sagte der Gutsherr. „Wer hat denn die Dummheit wieder aufgebracht?“

„Ich weiß es nicht. Die Weiberleute unten sind ganz wie verrückt, und die Dore weint, als würden die Zwiebeln heut zehnmal so stark beißen wie sonst, und singt ein Lied dazu, das sie sich selber gemacht hat: *Ach Gott, jetzt schießen sie ihn auch noch tot.*“

Alles lachte.

„Na, da siehst du ja,“ sagte Nikolai von Roth, „daß du auch hier schon Weiberpolitik hast. Wenigstens unten in der Küche. Aber Scherz beiseite, Kurt, ich möchte mit dir noch besprechen, wie wir uns Herrn von Iwolski gegenüber verhalten sollen.“

„Das können wir ja tun,“ erwiderte Kurt, und reichte seinem Freunde eine Zigarre.

Das Abendbrot, das bald aufgetragen wurde und wie immer ein Beweis für die reichen Vorräte Frau Madelinens war, verlief verhältnismäßig sehr ruhig, obwohl diesmal die Politik das Hauptgesprächsthema lieferte und natürlich das grauenvolle Ereignis von Sarajevo im Vordergrund stand.

Gegen halb zehn meldete Jons, Herr von Iwolski sei da.

„So werde ich also hinaufgehen,“ sagte Nikolai von Roth und stand in sehr ernster Stimmung auf. „Komm mit, Bogdan.“

Sie klopfen.

„Herein,“ rief Herr von Iwolski und war nicht wenig erstaunt, die beiden Roths vor sich zu sehen.

„Wir kommen in einer sehr peinlichen Angelegenheit, Timofei Simonowitsch,“ sagte Nikolai. „Sind Sie ein Edelmann?“

„Ich glaube, tausend Beweise dafür gegeben zu haben,“ entgegnete der Russe.

„Auch sind Sie, glaube ich, wenigstens sagten Sie so, Offizier?“

Die Gestalt Timofei Simonowitsch Iwolskis straffte sich.

„Ssotnik im Preobraschenskischen Garderegiment,“ sagte er, „das wissen Sie ja.“

„Dann werden Sie auch wissen, was Sie zu tun haben. Haben Sie einen Revolver bei sich, Timofei Simonowitsch?“

Erstaunt sah er die beiden an.

„Allerdings,“ sagte er dann.

„Dann wollen wir Sie zehn Minuten allein lassen mit Ihrem Revolver,“ sagte Nikolai von Roth.

„Was soll das bedeuten...?“ fragte Iwolski und wurde bis in die Lippen hinein blaß.

„Das soll bedeuten, daß man Ihr Spiel hier durchschaut hat. Daß man weiß, daß Sie für Russland Spionage treiben.“

„Oh! Und seit wann, meine Herren, ist das in Ihren Augen ein Verbrechen, wo Sie doch auch Russen sind?“

„Das gehört in ein anderes Kapitel, Herr von Iwolski. Jedenfalls machen wir Sie darauf aufmerksam, daß das Kommando in Goldap schon von Ihrer Tätigkeit verständigt ist und jeden Augenblick jemand da sein kann, um Sie zu verhaften.“

„Oh, und dazu geben Sie sich her? Meine Herren,“ rief er aus.

„Wir haben damit gar nichts zu tun,“ erwiderte Nikolai von Roth.

„Dann müssen Sie mir zu meiner Rettung behilflich sein. Nicht um meinetwillen, meine Herren, sondern um unseres Vaterlandes willen, das mich notwendig braucht.“

„Leider können wir nichts in der Sache tun. Wir sind hier nicht die Herren, sondern genießen hier Gastfreundschaft so wie Sie.“

„Ja,“ lachte er auf. „Eine Gastfreundschaft, die mich ins Zuchthaus bringen soll. Nein, nein, Sie *müssen* mir einen Weg finden, der aus dieser Lage hinausführt.“

„Wir haben Ihnen den Weg schon früher angegeben.“

„Ist das Ihr letztes Wort?“

„Es ist das einzig mögliche.“

„Nun denn,“ rief er, „dann bin ich nur froh, daß ich Sie richtig eingeschätzt und bei der Regierung längst auf die schwarze Liste gestellt habe!“

„Schurke!“ rief Bogdan von Roth, und es schien, als wolle er sich auf ihn stürzen.

Nikolai aber hielt ihn zurück.

„Laß,“ sagte er, „sein Schicksal ist ja doch schon besiegelt.“

Und sich an Timofei Simonowitsch wendend, setzte er, seine Uhr herausziehend hinzu:

„Es ist sechs Minuten vor dreiviertel auf zehn. Wir werden um neun Uhr neunundvierzig uns nach Ihnen erkundigen kommen...“

Mit verschränkten Armen und einem langen, haßerfüllten Blicke sah Timofej Simonowitsch ihnen nach.

„*Le jeu est fait*,“ murmelte er, und ein spöttisches Lächeln überflog seine Züge, „*rien ne va plus*.“

Nein, für ihn hatte das Leben keinen Einsatz mehr. Aber...

Ein geradezu teuflischer Gedanke durchzuckte in diesem Augenblicke sein Hirn. Er ging an seinen Schreibtisch und holte seinen Revolver heraus. Vorschriftsmäßig geladen. Alle sechs Schuß steckten darin. Sechs Schuß! Und wieder verzog sich sein Gesicht in höhnischer, drohender, unheilverkündender Weise.

Vielleicht war es aber doch besser, lieber vorher noch an die Flucht zu denken. Die Tür war bewacht. Daran war nicht zu zweifeln. Da standen ja schon die beiden Roths, wenn nicht andere. Aber... durchs Fenster.

Er trat hin und sah hinaus.

Unten gingen der Oberförster Fröhlich und zwei Forstgehilfen auf und ab. Mit schußfertigem Gewehr.

Also nichts. Kein Ausweg mehr. Na gut. Wie spät war's? Dreiviertel. Er hatte also noch vier Minuten Zeit.

Sollte er nichts von seinen Papieren verbrennen? Wozu? Denen konnten sie ja doch nichts nützen, nur seinem Lande hätten sie unschätzbaren Nutzen gebracht. Aber alle die, die er bestochen und für seine Sache gewonnen hatte? Und seine kleinen Agenten, die er unter den Arbeitern im Russenhaus hatte? Was mit denen? Nichts. Was gingen die ihn an? Ob sie heut an den Galgen kamen, oder später einmal, das war doch egal und spielte für ihn keine Rolle.

Neun Uhr achtundvierzig.

Eine Minute noch. Merkwürdig, wie ruhig sein Puls ging. Schade nur, daß er die Mertinatsche Georginne noch nicht so weit gehabt hatte. Ein prächtiges Mädel das und in ihn so verliebt... Fünfzehn Sekunden noch... vierzehn... dreizehn... bringt Unglück... und jetzt war es Zeit. Krach, gab er einen Schuß in die Luft ab.

„Gottlob,“ sagte Nikolai von Roth und stürzte hinein. In demselben Augenblick krachte aber wieder ein Schuß, und noch einer.

Blutüberströmt taumelte Nikolai zurück.

„Ich... bin... getroffen...“ und damit sank er auch schon zusammen. Und dann wieder ein Schuß, und diesmal war es Ernst.

Diesmal hatte sich Herr von Iwolski glatt durch den Kopf geschossen.

Natürlich wurde die Strawischke sofort telefonisch von dem Unglück verständigt, und noch in der späten Nacht kam sie mit ihrer Tochter Lena an, die jammernd an dem Bette des geliebten Mannes in ihre Knie sank.

Der aber lächelte nur.

„Es wird nicht so arg sein,“ lispelte er mühsam. „Fürchte dich nicht, du wirst nicht Witwe werden, ehe du meine Frau bist.“

Derselben Ansicht war übrigens auch der Doktor.

„Einen halben Zentimeter mehr nach rechts und es war vorbei, so aber wollen wir den Herrn Baron schon noch zusammenflicken, denn ein geflickter Mann, nicht wahr, Fräulein Lena, ist immer noch besser, als keiner.“

Von *dem* Tage an war es, wie man weiß, mit der Ruhe vorbei.

Alle Welt stand unter dem Banne des zu erwartenden Unglücks. Denn als ein solches empfand jeder den Krieg.

Trotzdem aber begriff man die Haltung Österreichs nicht. ‘Es muss sich doch fürchten, sonst hätte es Serbien doch längst schon den Krieg erklärt.’

Das war die allgemeine Meinung. Wenn aber der alte Inspektor immer und immer wieder fragte: „Wird Krieg, Herr von Berg?“ dann fragte er nicht um seinetwillen, sondern des wundervollen Saatenstandes wegen, der eine Ernte versprach, die Scheunen und Scheuern und Speicher mit dem Golde des Feldes so füllen sollten, daß einem das Herz vor Freude im Leibe lachte.

Immer mehr aber zogen sich unten, wo sonst immer nur die Türken gekämpft hatten, die dunklen, finsternen Wolken zusammen, in denen jener furchtbare Blitz verborgen lag, der die ganze Welt in Brand stecken sollte.

Serbien, das erst klein begeben zu wollen schien, wurde mit einem Mal wieder so unverschämt frech, so übermütig und so empörend herausfordernd, daß selbst die österreichische Geduld erschöpft werden mußte. Wer Serbien das kranke Rückgrat gestärkt hatte, das war nicht schwer zu erkennen.

Rußland, das friedliebende und Frieden versichernde Rußland, warf Regiment um Regiment, Heer um Heer, nicht nur an die galizische, sondern in nicht zu verkennender Absicht, auch weit darüber hinaus an die schlesische, posensche und ostpreußische Grenze.

Namentlich gegen letztere wurden Heeresmassen geworfen, die in das Unglaubliche gingen. Es war drüben, jenseits der schwarzweißen Grenzpfähle, grau von Militär, von Proviant- und Munitionskolonnen und Geschütztransporten, und die Nachschübe stauten sich so, daß alle Wege verstopft waren und die Wagen und Trupps sich förmlich in unentwirrbarem, formlosen Gewimmel ineinander verkeilten, so daß sich, wie ein russischer Oberst sich äußerte, „kein Schwein mehr darin auskannte!“

Österreich zog aus alledem natürlich die Konsequenzen und Deutschland auch, und während Österreich unten den Krieg erklärte und dadurch eine Begeisterung und eine Volkserhebung in seinen Landen erweckte, wie sie bis dahin beispiellos war und die Führenden selbst überraschte, bereitete sich auch das Deutsche Reich auf die Ereignisse vor, die jeder kommen sah und die zu verhüten doch noch von Kaiser zu Kaiser versucht wurde.

Auf die Frage Grundmosers nun, „Gibt es jetzt Krieg oder nicht?“ lautete jetzt schon die Antwort ganz anders.

Die tollsten Gerüchte entstanden, kein Mensch wußte, wo und woher. Die erschrecktesten Mienen gab es, und man ging beinah scheu an sich und der

Frage vorbei. Aber sie tauchte doch immer und immer wieder auf: „Ob es denn wahr sei, daß ganz Ostpreußen den Russen preisgegeben werden solle und ob man wirklich den Russen gar keinen Widerstand leisten wolle? Das wäre dann aber doch schrecklich!“

„Das wäre nicht nur schrecklich, sondern ist auch ein Unsinn,“ lautete die Antwort.

Aber der Unsinn kroch immer weiter und weiter und nistete sich überall ein.

Selbstverständlich hatten die Russen alle das Land schon verlassen. Das heißt von den russischen Arbeitern die allerwenigsten.

„Boze, boze,“ hatten die meisten gejammert, „Krieg! Krieg! Was soll ich mit dem Krieg? Drüben kein Arbeit, drüben kein Vaterland, ich nicht Ruß, ich Pol. Ich sehr lieb die Deutschen. Niemez viel besser als Ruß.“

Und das war überall zu hören, nicht nur auf dem von Bergschen Gute, und nicht nur in der Gegend von Goldap, sondern überall.

Nur recht weit von der russischen Grenze sollte man sie bringen. Und ja nicht nach Berlin, „denn Ruß ist gleich in Berlin. Ruß hier, Ruß auch schon in Berlin!“

Einige von den Russen wurden aber auch in sehr unangenehmer Weise daran erinnert, daß sie nicht hinüber, in ihre Heimat gehen durften, und das waren die, die in die Iwolskische Spionage mit verwickelt waren und deren Namen man in seinen nachgelassenen Papieren alle gefunden hatte. Eine Spionage übrigens, die sich nicht nur auf den Goldaper Kreis beschränkt hatte, sondern in weit ausgreifender Verzweigung fast das ganze ostpreußische Land umfaßt hatte.

Und es waren ganz merkwürdige Leute, die man unter den einfachen Landarbeitern entdeckte: Ingenieure, Brückenbauarchitekten und Offiziere.

Selbstverständlich hatten auch die beiden von Roths das Gut verlassen und waren nach Russland zurückgekehrt. Auch Nikolai, mit dem es schon besser ging, der aber doch noch recht schwach und recht leidend war. Der Abschied von seiner jungen Braut war natürlich herzerreißend. Am liebsten wäre sie ihrem Liebsten nach Russland gefolgt, aber das ging ja nicht, das wollte er nicht, „denn wir Balten wissen ja nicht, welchem Schicksale wir entgegen gehen. Du kennst Rußland nicht, mein Lieb, und weißt nicht, was entfesselter Hass dort vermag.“

Ganz anders Malvine.

Die und Bogdan nahmen nur durch einen festen, innigen Händedruck voneinander Abschied.

„Nun?“ hatte er vorher gefragt, „wollen wir uns nicht doch aneinander binden? Willst du nicht doch wenigstens den Verlobungsring von mir nehmen?“

Darauf hatte sie aber nur leise mit dem Kopfe geschüttelt und erwidert: „Nein, erst nach dem Kriege, Bogdan. Nicht der Reif an meinem Finger verbindet uns ja, sondern die Herzen. Das äußere Zeichen unseres Verlöbnisses aber würde ich wie einen Verrat empfinden, den ich in dieser Zeit an meinem Vaterlande begehe. Nach dem Kriege also. Nach unserem Siegel.“

Denn daß es zum Kriege kam, daß auch Deutschland darein verwickelt wurde, das nahm man schon allgemein an. Und man brauchte auch nicht lange auf ihn zu warten.

In Kowno, munkelte man, sei von den Russen schon der Kriegszustand erklärt worden und ein Telegramm des deutschen Konsulatsvertreters an den Reichskanzler bestätigte das auch.

Tags darauf gab aber der russische Kriegsminister dem deutschen Militärattaché in Petersburg, sein Ehrenwort, daß noch keine Mobilisationsordre in Rußland ergangen sei.

Das wurde natürlich im Offizierskasino in Goldap ebenso wie überall lebhaft besprochen. Alle Nachrichten, die man von anderer Seite erhielt, sprachen ja dieser Versicherung des russischen Kriegsministers Hohn.

„Na,“ sagte der Oberst und zuckte die Achseln, „wenn er es sagt, dann, meine Herren, wollen wir's man glauben, vorausgesetzt, daß es nicht sein *kleines Ehrenwort* war, das er gegeben hat.“

Als aber zwei Tage später kein Geringerer, als der Zar selber sein *Kaiserliches Wort*, also sein *großes Ehrenwort* gab, daß er weit davon entfernt sei, den Krieg zu wollen und zu wünschen, da glaubten einige Zaghafte in ihrer Vertrauensseligkeit, doch wieder aufatmen zu dürfen. Am nächsten Tage aber...

Am nächsten Tage kam wie ein Blitz die Kunde: Es wird mobilisiert. Der Kaiser hat erklärt: Deutschland betrachte sich, als „im Zustande des drohenden Krieges!“

Wo war da das Bangen und Zagen mit einem Mal hin? Fort.

Weg.

Verflogen.

Kapitel 4

Ein brausender Jubel erfüllte das Reich, ein brausender Jubel das ostpreussische Land.

Ein Jubel, der ebenso seelisch groß war, wie es das *ave Caesar* der römischen Gladiatoren gewesen war, die auch ihr Sterben voraussahen. Denn daß vieles in Ostpreußen dem wilden Ansturm der Russen zum Opfer fallen würde, das wußte jeder, und jeder sah die Opfer voraus, die der Krieg von ihm und dem Land fordern würde.

Der Grenzschutz war ja zu schwach, Die Landwehr allein konnte doch gewiß die gewaltigen Massen des Feindes nicht aufhalten, wenn der einmal geschlossen heranrückte. Und das Heer, das übrige Heer, war ja an den anderen Fronten vonnöten.

Trotzdem war aber Begeisterung überall. Singend und jauchzend tauschten die Männer jeglicher Arbeit ihren Rock mit dem grauen Rocke des Krieges.

Der Pflug wurde verlassen, die Sensen hingehängt, denn ein anderer Schnitter kam jetzt ins Land und um den vom Heimatherd fern zu halten, griff die Hand, griff die Faust zum Schwerte.

Herd und Schwert, das war zum Losungsworte der Zeit geworden.

Wie zum Feste ging man zum Kriege.

Willig gaben die Mütter die Söhne, gaben die Frauen ihre Männer, die Bräute die Liebsten her, und jene römische Mutter, die Ihre Söhne mit oder auf dem Schilde aus dem Kriege zurückkehren seh'n wollte, das heißt also: tot oder als Sieger, fand Hunderte von Müttern, die, ohne das klassische Beispiel der Römerin zu kennen, dieselbe Ermahnung an ihre Söhne richteten, zu siegen oder zu sterben.

Der Grundmoser, der alte Inspektor, war wie verwandelt. Er, der ohnedies Kraftvolle, schien neue, doppelte Kraft zu bekommen. Er war überall, wo es zu

tun gab, und überall gab es zu tun. Nein, nein, verwüsten ließ er seine Felder nicht und von den Russen zertrampeln.

Was auf dem Felde noch so wundervoll stand, mußte herein. Was in den Schobern eingedeckt war, mußte zum Drusch, mußte in die Speicher hinein.

„Aber wir haben ja gar keine Zeit mehr dazu.“

„Zeit wird geschafft.“

Und er schaffte sie wirklich. Doppelt, nein dreifach so viel Zeit, wie er sonst hatte, denn er nahm auch die Nacht noch zu Hilfe, und Rast und Ruh gab es keine.

„Gibt denn der Krieg Rast und Ruh? Na also.“

„Aber wir haben keine Arbeiter, keine Kräfte.“

„Na, das möcht ich seh'n! Laufen genug Weiberleute und Kinder herum. Braucht die Marie wirklich in der Küche sieben Menschen? Ich werde sie fragen, ob es nicht ein Mensch tut, ob nicht die Dore, statt Zwiebeln zu schneiden, draußen auf dem Feld schaffen und singen kann? Und nicht die Dore allein! Und die Stallburschen werden auch frei, wenn wir morgen... wenn wir morgen...“ und er wiederholte das, weil sich seine Stimme vor Schmerz und Erregung verschleiert hatte, „die Pferde doch ans Militär abgeben müssen.“

„Aber was nützt denn das Getreide, auch wenn's in den Speichern ist und die Russen kommen?“

„Die Russen? Hierher auf den Hof? Den Russen möchte ich seh'n, der hier auf den Hof kommt und dem ich nicht den Schädel einschlagen würde!“ sagte der Grundmoser und meinte es wirklich und ließ sich's nicht ausreden, daß er das nicht dürfe, daß Deutsche den Krieg so nicht führen. Daß der Krieg nur Sache der Soldaten sei.

„Gut, dann werde ich auch noch Soldat,“ sagte er.

„Sie, mit Ihren sechsundfünfzig Jahren?“

„Ja, ich mit meinen sechsundfünfzig Jahren!“ sagte er und reckte seinen Arm und ballte seine Faust, als wolle er zeigen, was für eine Kraft in ihm steckte.

Diese Kraft zeigte er aber vor allem in seiner Arbeit, denn er führte alles so durch, wie er gesagt hatte. Es war ein geradezu phantastischer Anblick, in dunkler Nacht, bei Fackelschein, die Lokomobilen hinausfahren, die Leute auf dem Felde arbeiten zu sehen.

Arbeiten und singen.

Und wenn die einen durch die anderen abgelöst wurden, den Grundmoser löste keiner ab, der war unermüdlich.

„Mein Gott, Grundmoser, wer gibt Ihnen denn diese Kraft?“

„Der Haß,“ erwiderte er und reckte sich und drohte über die Grenze hinüber

...

Bald kam neues, anderes Leben in den Gutshof.

Das Militär.

Grau, wie die Mäuse.

Nicht nur die Remontekommission kam, um die Pferde, die guten, prachtvollen Pferde abzunehmen, sondern der ganze Stab eines Regiments war in das Gutshaus verlegt worden.

Das war ein Kommen und Gehen von Soldaten und Offizieren, ein Melden und Arbeiten bis in die Nacht hinein. Und überall und bei allen die gute, frohe, zuversichtliche Stimmung, die durch die Nachrichten aus dem Westen nur noch gehoben wurde.

Da kam man ja aus dem Knallkümmer gar nicht heraus, wenn man alle die Siege mit Champagner begießen wollte!

„Sie werden's schon auch hier noch erleben, ganz, ganz genau so.“

Und man erlebte es wirklich.

Da kam die Nachricht von einem Zusammenstoß zwischen Deutschen und Russen bei Soldau. Lag da auf einem der langgestreckten Hügel eine preußische Reiterabteilung, wenige Schwadronen nur.

Dicht hinter ihnen, durch den Hügel gerade noch gedeckt, einige Maschinengewehre, die man der Kavallerie zugeteilt hatte. Da waren von drüben her zwei russische Kavalleriebrigaden gekommen, sehen die paar Reiterchen und denken sich: „die paar Mann da oben, die essen wir rein zum Frühstück,“ reiten gleich auf sie los, eine Brigade vorn und die andere als Rückhalt hinterher.

Unsere Reiter ihnen entgegen, in voller Karriere, wie die Teufel.

Schon prallen die und der Feind aufeinander, da teilen sich die preußischen Reiter, schwenken, in rasendstem Galopp, die einen nach rechts, die anderen nach links, und die Russen gerade hinein in das Schußfeld der Maschinengewehre!

„Was dann geschah? Na, Kinder, das könnt Ihr euch denken! In zwei Minuten war die erste Brigade ein wilder, wüster Knäuel von Menschen- und Pferdeleibern; die zweite jagte, aufgelöst und erschüttert zurück und nun unsere Preußen aufgeholt, eingeschwenkt, und die Linie zu einem Haufen zusammengepreßt, daß von den Russen sich keiner mehr rühren konnte, geschweige denn Plempe und Lanze gebrauchen. Und wir? Wißt ihr wie viel wir an Toten hatten? Drei. Und achtzehn Verwundete. Ist's so, oder ist's nicht so, Herr Oberst?“

Es war Paul Braczko, der das mit leuchtenden Augen erzählt hatte und der Oberst bestätigte es. Ja, es waren wundervolle Taten, die unsere Grauen vollbrachten. Waren nicht die Russen, die auf Tilsit vorstoßen wollten, bei Coadjuthen mit blutigen Köpfen zurückgeschlagen worden? Waren nicht bei Stallupönen Russen, und darunter auch die verdammten Kosacken, so zurückgeworfen worden, daß sie auf eine Zeit lang das Wiederkommen vergaßen? War nicht...

Aber was war nicht alles an prachtvollen Waffentaten, an tollen Husarenstückchen und wundervollen Einzelleistungen geschehen? Überall, wo die Russen sich zeigten, wurden sie zurückgeschlagen, bei Goldap auch in zwei, drei blutigen Treffen, und die Stimmung infolge dessen ganz ausgezeichnet.

Die Kerls, die Russen sahen's jetzt wohl schon ein, mit wem sie's zu tun hatten.

Das war kein Schotter und Kies, über den die russische Dampfwalze zu laufen hatte, sondern harter, im festen Gefüge zusammenhaltender Fels, und da lief sie sich, weiß Gott, eher schartig, als daß sie diesen Fels klein kriegte und zerbröckelte.

Umso unfaßbarer war's, daß mit einem Mal der Befehl kam: „zurück!“

Alles was Militär war, zurück, und die Bevölkerung sofort den ganzen Kreis räumen. Oder, wo das nicht schnell genug ging, der gute Rat, den Russen, „falls sie kämen,“ keinen Widerstand entgegenzusetzen, sondern die Häuser zu öffnen und den Russen gegenüber Gastfreundschaft zu üben, denn „der Russe plündert nur geschlossene Häuser.“

Was um Himmels Willen war denn geschehen? Sind wir geschlagen?

„Gar keine Spur. Wir siegen in einem fort aber...“ und der Oberst schmunzelte, „wir siegen uns zurück.“

Das sollte der Teufel verstehen.

„Nee,“ sagte der Oberst. „Das wäre schlimm, wenn der es verstünde, mein lieber Herr von Berg. Die Hauptsache ist, daß Gott es versteht.“

Aber der alte Inspektor, der Grundmoser, der doch so vieles verstand, verstand auch das, und wußte es in seiner drastischen Weise auch jedem zu erklären:

„Wenn ich, mein lieber Paul Braczko, einem eine Ohrfeige geben will, aber eine ganz gehörige, was tue ich dann?“ sagte er. „Ich hol mit der Hand aus, trete einen Schritt zurück und dann schlag ich zu. Und so, denk ich mir, wird's wohl hier im Krieg auch gemacht werden müssen.“

Kapitel 5

Tatsächlich wurde ein Teil von Ostpreußen geräumt, und es begann jene furchtbare Völkerwanderung der Angst und des Elends, die den ersten Teil jener, in ihren Einzelheiten so grauenvollen Flüchtlingstage bildete, die unvergessen in der Geschichte des ostpreußischen Volkes bleiben wird. Es war der erste Abschnitt jener Ereignisse, die aus einem Teile des so schwer heimgesuchten Landes eine Trümmerstätte des Elends machte, die noch rauchend von Feuer und Blut, nicht lange darauf zur Stätte unauslöschbarem, einzig dastehenden Ruhmes werden sollte.

In unabsehbarem Zuge bewegten sich aus allen Straßen und Wegen die Karawanen des Leids. Fußgänger und Wagen mit kümmerlichem Hausrat und oft mit den unnützeften Dingen bepackt, denn in der Angst geht einem der Sinn für die Notwendigkeiten abhanden.

Hinter der Angst her aber gingen die tollsten, wahnsinnigsten Gerüchte. Der Ort und jener und jener andere, standen in Flammen! „Die Russen hausten wie die Wilden; mordeten, sengten, plünderten und jagten jetzt schon hinter den Flüchtenden her!“

„Die Preußen seien in irgendeiner Schlacht geschlagen worden“, kein Mensch wußte allerdings wo und einige zischelten sogar schreckensbleich das Wort vom Verrat.

Der aber so was erzählte, kam schön an, denn alles konnte man glauben, nur das nicht.

Eines aber war ganz gewiß: Man verstand nicht, was vorging, nur im Hauptquartier selber herrschte die beste Stimmung und man rieb sich die Hände und freute sich, daß der Feind in die Falle ging.

Auch von dem von Bergschen Gute flüchteten ein paar Leute, aber nicht viele, trotzdem der Gutsherr alle aufgefordert hatte zu gehen.

„Warum geht denn der Herr nicht? Wenn der Herr nicht geht, brauchen wir auch nicht zu gehen.“

Das war die Logik. Eine halsstarrige Logik, gegen die nicht aufzukommen war, denn die lag im Charakter der Leute.

Selbst, daß die Flüchtenden von der Gutsherrin Speck und Würste und Brot und Säcke voll Kartoffeln bekamen, verfiel nicht. Wer ging, ging, die anderen aber blieben.

Kurt von Berg, der so bei seinen Leuten auf Weigerung stieß, fand bei den Seinen erst Recht einen Widerstand, der ihn einerseits allerdings freute, andererseits aber auch mit banger Sorge erfüllte.

„Gehst *du*?“ hatte Madeline ihn gefragt.

„Nein, Madeline, mein Platz ist hier.“

„Und meiner bei dir.“

Und dabei blieb es, denn sie war immer noch die Alte geblieben; eine echte, unverbesserliche, auf ihrem Willen und ihrer Meinung fest bestehende Mertinat.

Aber auch die anderen zwei wollten bleiben und führten denselben Grund an: „Wo ihr bleiben könnt, können auch wir bleiben, Und die Gefahr, wenn tatsächlich eine ist, können wir mit euch teilen. Oder sind wir feiger als ihr?“ Nein, das waren sie wirklich nicht, also half keine Widerrede, half nichts.

Nur der Braczko, der Paul Braczko kratzte sich verlegen hinter dem Ohre.

„Weißt du was?“ sagte er zu Kurt von Berg, „wenn die schon bleiben, dann, Schwager, nimm mich auch mit in den Kauf. Unten bei uns, da braucht man mich nicht, da ist mein Onkel, der nimmt's allein mit einem Regiment Russen auf, wenn es sein muß; falls aber hier etwas geschieht, na, du verstehst mich doch, dann möchte ich auch lieber dabei sein und mit den Herrn Russen ein Wörtchen reden.“

Daß unter den Dagebliebenen selbstverständlich auch der alte Inspektor, der Grundmoser, war, das bedarf keiner Worte. Wenn selbst unter allen anderen die Erde gewankt hätte, diese gute, liebe, prächtige Heimaterde, ihm wankte sie nicht. Für ihn stand sie vollkommen fest. Stand unerschüttert und unerschütterlich. Und selbst wenn... dann lieber sterben, als die Heimat verlassen.

Alle die Zurückgebliebenen scharten sich um ihn, um diesen kräftigen, unbeugsam starken Mann, dem nichts seine Ruhe und Zuversicht zu nehmen im Stande war. Um ihn scharten sie sich, und setzten ihren Stolz darein, auszuharren, bis auf den letzten Mann, bis auf die letzte Minute.

Natürlich blieb auch die alte Marie. Wer sollte denn für die Herrschaft kochen, wenn nicht sie? Und dann, was hatte sie denn von den Russen zu fürchten? Einem so alten Weibe, wie sie war, wird doch niemand was tun! Aber auch die Dore, das tapfere Mädel, erklärte, mit blitzenden und lachenden, ja wirklich, jetzt lachenden Augen, daß sie selbstverständlich auch bleibe. Ihr hatte es ja noch nie so gut auf dem Gutshof gefallen, wie jetzt.

So viele Soldaten hatte sie noch nie zusammen gesehen, und wann die nur konnten, guckten sie durchs Fenster in die Dienstbotenkammer hinein und plauderten und schwatzten und machten ihre Späße, daß einem ganz anders dabei zumut werden konnte, und man den eigenen Schatz darüber beinahe vergaß.

Eines schönen, oder vielmehr nicht schönen Tages rückte das Militär aber ab.

Nicht dem Feinde entgegen, wie es der Wunsch und die Hoffnung aller gewesen war, sondern in andere Stellung zurück.

„Meinetwegen. Befehl ist Befehl,“ sagte der Oberst. „Ich werde mich hüten, mich dagegen zu vergeh'n und wie der G. einen Rüffel zu kriegen, weil er gesiegt und die Russen geworfen hat. Nein, nein, adieu, oder vielmehr auf Wiederseh'n, denn ich hoffe zuversichtlich, Sie, Herr von Berg und Ihre Damen wiederzusehen. Lieber freilich wäre es mir, Sie verließen den Hof.“

Damit aber war nichts zu machen.

Der Inspektor, der Grundmoser, sagte gar nichts, nicht ein Wort sagte er. Er preßte nur die Lippen zusammen und gab Befehl, das ganze Vieh in die Koppeln zu treiben. Ein großes Feuer war da entzündet, und die Glut warf in der nächtigen Stunde einen seltsamen Schein auf die, gleich Schatten dahinhuschenden Menschen, die plötzlich von dem grellroten Licht wie mit Blut übergossen waren.

Laut brüllte das Vieh und die Bullen gebärdeten sich förmlich wie rasend, denn in dem Feuer lagen zum Glühen gebrachte Eisen, mit denen wurden sie alle gebrannt, um später, wenn ein oder das andere Stück sich wiederfand, als das rechtmäßige Eigentum des Gutsherrn von Berg erkannt zu werden. Denn der Inspektor ließ nicht ein Stück Vieh, auch nicht eines in den Ställen, damit's vielleicht dort den Herren Russen in die Hände fiel! Nein, nein, lieber sollte das Vieh frei sein. Lieber, wenn's sein mußte, irgendwo verrecken, als den Russen als Speise dienen.

Von drüben her hörte man das Schießen, dumpf und weit, aber immer näher. Jetzt schlugen unten, in das einst Mertinatsche Gehöft, schon die Granaten ein. Rauch und lodernde Flammen schlugen empor. Über dem Gutshof, hoch oben, erscholl ein seltsames Sausen und Brausen. Ein feindliches Flugzeug ist's, das zweifellos die Räumung des Gutshofs entdeckt hat, denn es wendet in weiter, kreisender Schleife und das Geschützfeuer hört mit einem Mal auf. Dafür stürzt kurze Zeit später einer der Knechte atemlos zu dem Gutsherrn hin:

„Die Russen kommen, die Russen!“

„Fliehen! Fliehen! Fort, um Himmels Willen, fort!“

Einige der jetzt Verzagenden wollten allerdings das Heil, jetzt wo es zu spät war, in der eiligen Flucht versuchen. Die Gutsherrschaft aber blieb.

Herr von Berg ging den anrückenden Russen sogar entgegen.

Da sprengten sie schon über den Hof. Ein Jessaul, ein Rittmeister, voran. Ihm zur Seite ein Leutnant und ein Kornett. Hintennach die ganze Rotte. Wilde, verwegene Kerls. Herr von Berg trat grüßend, wie sich's Gästen, selbst ungebetenen Gästen gegenüber geziemt, höflich grüßend entgegen.

„Es steht Ihnen und Ihren Leuten hier selbstverständlich alles, was wir bieten können und müssen, zur Verfügung, nur bitte ich Sie, daß Ihre Leute mein Gut als meines achten und schützen. Mein Name ist Freiherr von Berg.“

„Bobriloff. Iwan Michailowitsch Bobriloff,“ nannte auch der Rittmeister, der ein Weltmann war, seinen Namen. „Und was Ihre Bitte betrifft, so ist sie eine Selbstverständlichkeit. Wir sind Soldaten, Herr Baron, und keine Räuber. Nur einige Signalfire muß ich sofort anzünden, das ist mein Befehl, und da werden wohl, so leid es mir tut, einige Mieten draufgehen müssen. Aber das ist der Krieg.—Absitzen!“ wandte er sich an seine Truppe, „und daß mir von euch Kerls keiner sich untersteht, etwas zu nehmen. Geplündert wird nicht. Sie, Kornett, stehen mir persönlich dafür ein.“

Dann schritt er mit dem Leutnant und dem Gutsherrn dem Gutshause zu. Dort standen die drei Schwestern, blaß, aber gefaßt, und hielten sich umschlungen.

Als Frau Madeline ihren Mann so friedlich mit den feindlichen Offizieren herankommen sah, atmete sie hoch auf und ging den dreien entgegen.

„Willkommen kann ich Sie nicht heißen, Herr Rittmeister,“ sagte sie, „aber ich kann Sie nur versichern, daß Sie und Ihre Leute alles erhalten werden, was Sie verlangen dürfen.“

„Dieselbe Zusicherung hat mir schon Ihr Herr Gemahl gemacht,“ gab der Jessaul zur Antwort, „und ich denke, Sie werden sich weder über mich, noch über meine Leute zu beklagen haben, obwohl freilich die Mannszucht nicht ganz so groß wie bei Ihnen ist. Darf ich mir gestatten?“ fragte er und reichte ihr seinen Arm.

Sie schüttelte mit dem Kopfe. „Ich bin eine Preußin,“ sagte sie und lehnte damit in nicht mißzuverstehender, aber freundlich lächelnder Weise ab.

Er biß sich auf die Lippen.

Dann lächelte auch er.

„Ich wußte nicht, daß wir auch gegen Frauen kämpfen,“ sagte er und trat mit dem Leutnant in das Haus ein.

Wie so viele gebildete Russen, sprachen beide, er und der Leutnant, ein ziemlich fließendes Deutsch. Nur der Kornett, der sich später zu Ihnen gesellte, verstand kein Wort. Umso beredter aber waren seine Augen, die erst in dem ganzen Raume herumgingen, dann aber mit einem Ausdrucke der Bewunderung, der Paul Braczko gar nicht paßte, an Georginne haften blieb.

Die Mahlzeit, die den feindlichen Gästen aufgetischt wurde, war reich, wie jede ostpreußische Mahlzeit ist, und auch an Wein und dem landesüblichen Schnaps wurde nicht gespart.

Diesem sprach der Kornett ganz besonders zu, so daß seine Augen bald mehr zu verraten begannen, als Paul Braczko und der Mertinatschen Georginne lieb sein mochte, die den heißen, roten Blicken des Kornett—denn so nennen die Russen diese unverschämt starrenden Blicke—mehr als einmal mit ihren eisigen, ruhigen, kalt und verächtlich strafenden begegnen mußte.

In Paul Braczko kochte die Wut, und das merkte der Jessaul und kippte das Glas des Kornetts um und sagte:

„Es dürfte besser für Sie sein, Sie suchen die frische Luft aus, Kornett Dragumiroff; haben Sie verstanden, ja, oder nein?“

„Ich... ich...“

„*Pascholl!*“ schnitt aber der Rittmeister jede Bemerkung ab, und taumelnd stand der Kornett auf und torkelte hinaus.

Draußen aber verzog sich sein Mund zum bösen, haßvollen Grinsen, und er ballte seine Faust gegen die Tür und drohte damit:

„Warte, du mein Seelchen, warte du nur!“

In demselben Augenblicke entstand unten in der Gesindestube ein Lärm. Schreie wurden gehört, mit den Kolben wurde an die Tür geschlagen, um sie zu erbrechen, und russische Soldaten suchten durch sie und durchs Fenster in die Gesindestube zu dringen.

Einer der jungen Stallburschen stürzte schreckensbleich in den Speisesaal. Die alte Marie ebenso fassungslos hinterdrein.

„Herr, Herr, die Russen! ...“

„Was ist mit den Russen?“ fragten der Rittmeister und Herr von Berg wie aus einem Munde, und sprangen ebenso auf wie Paul Braczko schon längst aufgesprungen war.

„Sie, sie brechen ins Haus ein, sie... sie...“

Aber sie kamen gar nicht zum Ausreden, denn schon waren der Rittmeister und der Leutnant unten. Beide hatten—war es instinktiv oder gewohnheitsmäßig?—zu ihren Reitpeitschen gelangt. Sie kamen gerade in dem Augenblicke unten an, als die Tür, die schon in allen Fugen gekracht hatte, unter dem Zetergeschrei der in Todesangst befindlichen Mägde einbrach und die Russen sich wie die Tiere in den Gesinderraum drängten.

Durch Tür und Fenster kamen sie gleichzeitig, da aber sausten auch schon die Peitschen des Rittmeisters und die des Leutnants auf sie nieder.

„Oh, ihr Hundesöhne, ihr verdammten! Ist das der Befehl, den ich euch gegeben habe? Benimmt sich so ein Russe? Benimmt sich so ein Kosak, den man gastfreundlich aufnimmt? Wassil Wassiliewitsch, wo ist die Nagalka? Willst du wohl in die Kerle hineinschlagen, oder willst auch du mit meiner Peitsche Bekanntschaft machen, du Sohn einer elenden Mutter?!“

Und weiter klatschten die Peitschenhiebe auf die Soldaten nieder, die sich bückten und scheu an den beiden Offizieren und dem Wachtmeister, fast in sich geduckt, vorüber zu kommen suchten, und wenn ein Peitschenhieb sie noch traf, mit einem „o boze!“ „oh Gott!“ den Schlag quittierten und den Saum des Uniformrockes zu erfassen suchten und küßten.

Im Nu war die Gesindestube geräumt; nur die, jetzt erst recht zitternden Mägde blieben, angstvoll in eine Ecke des Raumes zusammengedrängt, stehen.

Der Rittmeister aber wandte sich lachend an Braczko und Herrn von Berg, die auch mit nach unten gerannt waren, und sagte, sich mit der Peitsche den Staub von den hohen Juchtenstiefeln klopfend:

„Sehen Sie, das ist unsere Disziplin, davon haben Ihre Truppen gar keine Ahnung.“

Lachend winkte dann der Rittmeister die Mädels heran.

„Nu sagt mal, wie ist die Sache gekommen?“

Und da... ja da stellte sich allerdings heraus, daß im Grunde die Dore die Schuldige war.

Die Russen hatten sich an den Fensterscheiben die Nasen noch platter gedrückt, um hineinzusehen, hatten in ihrer Sprache und auf ihre Art ihre Witze gemacht und gefragt, ob sie hinein dürfen, und da hatte die Dore ihnen eine lange Nase gemacht und ihnen die Zunge entgegengebläht und das... na, das hatte die Leute erbittert und... so war halt die Sache gekommen.

„So, so? Du also bist die kleine Übeltäterin,“ sagte der Rittmeister und nahm sie beim Ohrläppchen. „Na ja, zu begreifen ist ja die Sache, wenn ein Mädel so hübsch ist,“ und damit kniff er ihr in die Backen und lachend gingen sie wieder nach oben.

Kapitel 6

Am nächsten Tage schon rückten die Russen ab, und so gern man sie scheiden sah, fragte man sich doch mit recht bangen Gefühlen, ob wohl alle so sein würden wie die, oder ob unter anderer Führung sich die wilden Szenen nicht nur erneuern, sondern eine ganz andere Wendung nehmen würden, als die war, die die Sache gestern genommen hatte.

Von überall her kamen ja Berichte von wahnsinnigen Gräueltaten.

Greise und Kinder waren zusammengeschossen, Frauen und Mädchen verschleppt und auf das Furchtbarste mißhandelt worden. Der rote Hahn war auf jedes Dach gesetzt worden und das Vieh hatte man geradezu aus Übermut in die Flammen getrieben.

„Ist es nicht doch besser, ihr geht? Ihr sucht noch zu fliehen?“ fragte der Gutsherr, und auch Paul Braczko drängte die Frauen zu gehen.

„Nicht ohne euch. Und dann sagt mir, wohin? Vor uns sind die Russen und hinter uns auch. Dann sind wir tausendmal sicherer hier.“

Sie richteten sich aber für alle Fälle ein Versteck ein, und Paul Braczko verscharrte in diesem auch sein Gewehr und Kurt von Berg ebenso seinen prächtigen Drilling, denn alle andern Waffen hatten sie abliefern müssen, nur die zwei Gewehre hatten sie zurückbehalten, in so große Gefahr sie sich auch dadurch begaben.

Den Frauen wurde davon nichts gesagt. Frauen brauchen eben nicht alles zu wissen.

Und tags darauf brach das Unglück mit all seinen Schrecken herein.

Die paar Männer, die da waren, und die Weiber und Kinder arbeiteten auf dem Felde. Die Sonne, die herrliche, warme, Leben spendende Sonne, schien wundervoll. Die Wiesen und Fluren, die Äcker und Felder, lagen wie in Gold getaucht da. Im See spiegelte sich das glitzernde Sonnenlicht in zitterndem, die ganze Fläche des Wassers, wie in flüssiges Gold tauchendem Lichte wider. Jenseits lag die Stadt, wie in einem flirrenden, flimmernden Nebel, aber man sah gleichzeitig drohende, sich ballende Wolken aus ihr emporsteigen, und in diesen Wolken zuckten irrende Flammen.

Sie brannte.

Und rechts und links die Dörfer brannten, und vom unteren Gutshofe schwelte der Rauch noch immer herüber.

Auch hörte man, dumpfem, rollendem Donner gleich, das Grollen der schweren Geschütze.

Ein dumpfes Bangen schien trotz des Sonnenglastes die Welt, diese Welt, zu erfüllen.

Nur die Natur fühlte den Krieg nicht.

Nur sie hauchte aus dem Boden, den Bäumen, den Blüten, den Atem des Friedens, und dort am westlichen Horizonte, grüßte wie ein Fels des Vertrauens das Massiv des Goldaper Berges herüber.

Finster und in sich Verschllossen, ging der Inspektor von Acker zu Acker, von Gruppe zu Gruppe. Er sagte kein Wort. Kaum daß er das Grüßen erwiderte. Man sah es ihm an, wie es in seiner Seele wogte und tobte.

Nur als der Naujoksche Bengel an ihm vorbei kam, die Arme mit Ährenbündeln bepackt, legte er einen Augenblick lang seine Hand auf des Knaben Kopf und sah ihn tief aufseufzend an. Dann wandte er sich um und sagte:

„Geh nur, geh, arbeit nur weiter. Ich will weiter nichts von dir.“

So hatten die Leute den alten Grundmoser noch niemals, gesehen.

Es hatte aber offenbar seinen Grund. Denn auch der Mensch hat sein Voraussehen und seine Ahnungen, nicht nur, wie der Schulmeister von Weissuhnen sagte, das Tier. Diese Ahnungen aber, wenn es wirklich solche waren, trafen nur allzu schnell ein.

Sprengten da nicht feindliche Reiter querfeldein auf sie zu? Wahrhaftig, Kosaken. Riefen ihnen etwas zu, was kein Mensch verstand, und da man es nicht verstand, kein Mensch befolgte.

Und da man das Befohlene nicht tat, so krachten die Schüsse.

Nicht die Reiter schossen, sondern die Kerle, die an der Seite des Reiters im Steigbügel standen, sich mit der einen Hand am Satteltgurt hielten und mit der Rechten das Gewehr anbackten und schossen.

Donsche Kosaken, die wildesten, verwegensten aller Kosaken, auf ihren kleinen struppigen Pferden.

Im selben Augenblicke, in dem der erste Schuss fiel, erscholl auch ein Schrei, und das eine Mädel stürzte getroffen lang hin.

Blut! Blut! Das erste Blut war auf dem Gute geflossen! Die Sichel und Sensen, die Bündel und Garben entfielen den Händen all der Entsetzten. Schreiend stoben sie auseinander, und hinter ihnen drein krachten die aufs Geratewohl, mehr zum Zeitvertreib, als zu anderem abgegebenen Schüsse. Einige trafen, einerlei, ob Weiber, Männer oder Kinder, wenn sie nur trafen, und dann plötzlich loderte es auf. Eine der noch nicht abgedeckten Mieten, die beim

ersten Russeneinbruch verschont worden waren, war in Brand gesteckt worden, andere folgten, und bald loderte ein Flammenmeer über das Feld hin. Hinter einer der Mägde her jagte ein Kosak, erreichte sie, beugte sich vom Pferde herab zu ihr hin und schleifte sie an den Haaren über das Feld.

Mit einem Male aber stellte sich der Grundmoser, der keuchenden Atems dagestanden hatte, ohne sich vom Flecke zu rühren, dem sich aufbäumenden Pferde entgegen. Ein Schlag mit der Faust, mitten auf die Stirn des Tieres und dieses brach, wie vom Blitze getroffen, zusammen und begrub im Fallen seinen Reiter unter sich.

„Lauf,“ sagte der Grundmoser dem Mädchen, das sich an ihm tastend emporzurichten versuchte, im selben Augenblicke aber zusammenbrach. Gleichzeitig waren zwei von den Reitern über ihn her, und ob er sich gleich wie ein Wütender verteidigte, wurde er doch überwältigt.

Keuchenden Atems, Schaum vor dem Munde, stand er da, während die abgesehenen beiden Kosaken ihm die Arme nach Kosakenart vorne zusammenbanden, dann schwangen sie sich auf ihre Pferde und heidi! ging es im gestreckten Galopp, mitten über das brennende Feld hin, den Alten mit sich ziehend.

Die ersten Schritte, wollend oder nicht wollend, hinter den Pferden herlaufend, mit stieren, aus ihren Höhlen tretenden Augen und gestäubtem Haare, dann hinstürzend und über den schwelenden, brennenden, qualmenden Boden geschleift. Nun den Abhang hinab, gegen den Fluß zu, mitten in diesen hinein mit den Pferden, die Leiche des Mannes hinten nach, dann ein Schnitt mit dem haarscharfen Säbel... stt! durch den Strick, und das Reiterkunststück der beiden Kosaken hatte sein Ende.

Einer von allen denen, die dem Überfalle entgingen, erreichte den Gutshof. Das war das Bürschchen, der Naujok.

Auch ihm piff eine Kugel nach, doch traf sie ihn nicht, und er erreichte das Gutshaus, gerade als der Braczko—Paul Braczko natürlich—hinauseilen wollte, um zu sehen, was da unten geschehen sei, denn der Rauch und das Feuer und das Feuern verkündeten Böses.

So Böses aber, wie das, was der Kleine atemlos und mit allen Zeichen des Schrecks und Entsetzens, mehr keuchend hervorstieß, als wirklich erzählte, so Böses hatte niemand erwartet.

Schnell hinein, schnell, schnell ins Versteck.

Nicht fragen, um Gottes Willen nicht fragen!

„Ich bitte dich, Berg, ich bitte dich, Madeline, kommt. Und du Malvine und meine Georginne.“

Und er schlug die Hände ineinander, daß sie sich krampften.

Der kleine Naujok natürlich, der mußte mit. Und die Marie und der Jons. Ja, war denn sonst keiner mehr da? Schnell, schnell in den Keller hinunter. Die eiserne Falltür geschlossen und das Versteck aufgesucht.

Ein glücklich gewähltes Versteck in einem alten Kellergelaß, hinter mächtigen Fuderfässern, zwischen denen man durchkriechen musste.

Nur schnell, um Gottes willen, nur schnell.

Und hier saßen, lauerten die acht Menschen und lauschten hinaus und ließen sich leise, ganz leise, von dem Bürschchen das Grauensvolle erzählen, ihn immer durch ein *Pst* unterbrechend, um nur ja zu hören, ob niemand sich nahe. Sehr bald merkten sie, daß oben über ihnen irgendetwas geschah. Aber was? Dumpfes Krachen, ein Poltern, ein Zusammenstürzen von Gott weiß was, dann unten, dicht neben ihnen, ein Fluchen, Johlen, Juchzen, dann ein Dröh-

nen und endlich ein seltsames Gurgeln. Und plötzlich, selbst in ihrem Verlies, ein nasses, klebriges Steigen: der Wein, den die Unholde aus den zerschlagenen Fässern auslaufen ließen.

Längst hatten die beiden Männer ihre Gewehre herausgeholt. Schußbereit knieten sie, wie der Soldat auf dem Anstand.

Bleich standen die drei Frauen dicht aneinandergeschmiegt, der kleine Kerl, der Naujok aber... der schlief!! Der war vor Erschöpfung eingeschlafen, den Kopf auf einem Kartoffelsack, den die beiden Männer schon Tage vorher hingschafft hatten.

Die alte Marie und der alte Jons aber saßen da, wie in dumpfer Benommenheit, und der Kopf sank ihnen so schwer hinab, daß man nicht wußte, ob nicht auch sie eindrusselten, denn so alt sie waren, alt geworden waren sie erst heute.

Oben und überall rings umher war es ruhig geworden. Die beiden Männer hatten ihre Gewehre stillschweigend beiseitegelegt, aber so, daß ein Griff genügte, um sie sofort zur Hand zu haben.

Nun stand Paul Braczko auf und tastete sich leise zu den drei Frauen hin. In die redete er ein, und da ließen auch die sich auf die Säcke nieder und warteten.

Worauf? Auf das Ende?

Auch Berg war zu seiner Gattin getreten. Neben ihr kauerte er sich hin. Wortlos. Nur ihre Hand hatte er ergriffen, und so saßen sie Hand in Hand da.

Wie lange? Wer konnte das wissen? Stunden; Minuten; Ewigkeiten.

Als sich aber gar nichts mehr rührte, wollte der Braczko hinaus.

Sie ließen ihn nicht.

Warten hieß es.

Und so wartete man weiter, bis man das Warten nicht mehr aushalten konnte. Der Kleine, der Naujok, war längst wieder erwacht und erzählte den beiden Alten, der Marie und dem Jons, all das Grauensvolle noch einmal, das er gesehen und geträumt hatte, denn Traum und Wirklichkeit vermischten sich in seinem Bewußtsein, weil ja die Wirklichkeit ärger gewesen war, als ein Traum jemals sein kann.

Jetzt hörte er, daß einer hinaus wollte, um zu sehen, was oben geschehen war und ob der Feind noch da, oder schon fort sei. Da erbot er sich.

Er konnte leichter ungesehen hinausschlüpfen. Er verstand sich auf alle Schliche und kam ganz leicht auch dort durch, wo andere nicht durchkamen. Der Braczko freilich und der Herr von Berg wollten es nicht; da aber war es Madeline, die sagte:

„Laßt ihn doch, er hat Recht; und ist er früher behütet worden, um uns zu retten, so wird er auch weiter behütet werden, um uns Kunde zu geben.“

Die beiden Männer gaben daraufhin ihren Widerstand auf und der Kleine schlüpfte aus dem Versteck raus.

Und wieder wartete man. Lange, unsagbar lange, obwohl der Kleine gar nicht so lange ausblieb. Was er, als er endlich kam, denen da unten erzählte, war furchtbar. Alles ein Haufen von rauchenden Trümmern und Mauern, alles zerschlagen, zertrümmert, zerstört und vernichtet. Überall brennender, rauchender Schutt, aber die Russen waren schon fort, weit und breit war keiner zu sehen.

„Komm,“ sagte Herr von Berg, als er lautlos den Bericht des Jungen gehört hatte. „Nein, nicht ihr. Nur der Paul. Ihr, ich bitte euch, wartet noch hier.“

So gingen die zwei und ließen die Frauen allein, denn der alte Jons zählte ja nicht. Alte Männer sind ärger als die alten Frauen.

Was Paul Braczko und der Gutsherr dann oben sahen, das spottete jeder Beschreibung.

Das ließ alles hinter sich, was man selbst nach dem, was ihnen der kleine Naujok gesagt hatte, hatte glauben können. Das war mehr als Verwüstung, das war Vernichtung.

Hand in Hand, in stummem Händedruck standen die beiden Männer da und blickten auf das Bild der Zerstörung.

Nur mit Gewalt drängte Kurt von Berg die Tränen zurück, die ihm in die Augen treten wollten. Vor wenigen Stunden noch ein reicher Mann und jetzt... ein Bettler! Ärger noch als ein Bettler.

„Madeline, meine arme, arme Madeline.“

Das waren die einzigen Worte, die sein unermeßlicher Schmerz zu finden vermochte.

Überall das sinnloseste Wüten und da... mein Gott, was war das? Lag da nicht mitten unter den rauchenden Trümmern eine Leiche?

„Paul! Paul!“

Beide machten den Leichnam frei. Es war der eines Weibes. Eines jungen, einst lachenden, jugendstrotzenden Weibes: Dores.

Seitab legten die beiden Männer die Leiche hin, und Paul Braczko nahm den eigenen Rock herunter, um das Gesicht der Toten damit zu bedecken. Dann gingen sie zu den andern, den Wartenden, wieder hinunter.

„Es ist furchtbar. Furchtbarer, als man sich's vorstellen kann, aber du wirst auch weiter noch mein tapferes Weib sein, und auch das noch ertragen. Nicht wahr, Madeline?“

Statt aller Antwort drückte sie ihm die Hand.

„Habe ich *dich*, dann habe ich alles,“ sagte sie, und man sah es ihr an, daß sie es nicht nur sagte, sondern auch meinte.

Trotzdem aber zuckte sie zusammen, als sie die Verwüstungen sah. Ihr Arm legte sich schwer auf den seinen. Ihr Gang nahm etwas Schleppendes an und sie musste sich setzen.

Wohin? Jede Bank war zerschlagen, jeder Stuhl war verbrannt, nichts war mehr da von all dem ruhigen, behaglichen, vornehmen Reichtum, der sie bisher umgeben hatte; nichts, gar nichts. Dort, umgestürzt, ein halbverbrannter Karren. Auf den setzte sie sich. Sie mußte sich setzen; ihr Zustand erforderte das.

Und so saß sie da, den Kopf in die Rechte gestützt und die Augen geschlossen, um das furchtbare Bild nicht zu sehen, dieses grauenerregende Bild der Verwüstung.

Kurt stand bei ihr, und plötzlich legte sie ihren Kopf an seine Brust, und sie, die starke Mertinat von einst, weinte und weinte...

Aber das Elend war noch längst nicht vorbei. Das kam erst.

Die wenigen Vorräte, die Paul Braczko und Kurt von Berg in dem Versteck aufgestapelt hatten, währten nicht ewig. Sie boten auch nicht die Nahrung, die man—die vor allem Madeline in ihrem Zustande brauchte. Überdies fanden sich von dem Gesinde einige allmählich ein, die sich im Walde versteckt und durch ihn gerettet hatten, und die jetzt der Hunger zurücktrieb. Auch die mußten zu essen bekommen. Zu schießen wagte man nicht. Nicht einmal sein Gewehr zu zeigen, denn... wer konnte wissen... im Elend... man weiß ja, wie das ist...

Außerdem konnten immer noch Russen in der Nähe sein oder noch kommen. Und dann... dann drohte der Strick, wenn man ein nicht abgeliefertes Gewehr beim Gutsherrn oder sonst jemand fand.

Der Strick, oder sonstwie der Tod.

Vom ganzen Vieh war natürlich nicht ein Stück mehr übrig. Keines hatte den Weg zum Stalle zurückgefunden. Dem Stalle? Sagt lieber dem rauchenden Trümmerhaufen, der einstmals ein Stall gewesen war! Nichts war da, gar nichts. Aber Rat mußte geschafft werden. Und den schaffte Georginne.

Erstens hatte sie mit Malvine einen Raum in dem abgebrannten Gutshofe wieder halbwegs bewohnbar gemacht. Irgendwie war es ihr gelungen, einen Strohsack zu finden und frisch zu füllen; den bekam Madeline.

Dann gelang es ihr mit Hilfe Paul Braczkos und des alten Jons, aus alten Möbeltrümmern irgendetwas zusammenzuzimmern, was mit einem Möbelstück eine entfernte Ähnlichkeit hatte. Mit einer Bettstelle sogar.

Das alles bekam auch Madeline. Die brauchte es am notwendigsten. Und schließlich richtete man sich auch selber noch ein, so gut es eben ging.

Das Wichtigste aber war Fleisch. Und eines Tages brachte Georginne, die früher einmal ein *Wilddieb* gewesen war, nie aber Schlingen gelegt hatte, zwei Kaninchen nach Haus, die sie in Schlingen gefangen hatte. Am nächsten Tage waren es deren sogar drei.

„Ich begreife nur nicht, warum ihr nicht schießen geht,“ sagte sie. „Es ist ja kein Mensch, kein Feind in der Nähe. Gebt doch mir euer Gewehr. Es sind Fasane da. Rehe habe ich allerdings keines mehr gesehen.“

Und eines Tages schlich sie sich wirklich zu ihrem Versteck und nahm eine der Büchsen, die noch dort lehnten. Paul Braczko aber, der Unheil ahnte, erwischte sie gerade noch zur rechten Zeit, um ihr—was sie ihm nie mehr verzieh, das Gewehr mit sanfter Gewalt aus den Händen zu nehmen.

„Willst du das Unglück auf uns alle hier bringen?“ fragte er.

„Nein, ich will Madeline davor retten, Hungers zu sterben.“

Merkwürdigerweise war der Naujok, der wackere Bursche, verschwunden, und gerade an dem Tage kam er zurück und brachte ein Huhn und ein Ei und, oh Wunder über Wunder, ein Kännchen Milch. Woher er das hatte, das war aus dem Jungen nicht rauszubringen. Genug, das, was er gebracht hatte, war da, und er behauptete, wo es das gegeben habe, gebe es noch mehr.

Aber die Tage schwanden und er brachte nichts. In den Schlingen fing sich auch gar nichts mehr und man starrte wieder dem Elend ins Auge.

Da machte Paul Braczko sich auf. Ohne jemandem etwas zu sagen, war er gegangen.

Nur der Georginne hatte er ein paar Zeilen hinterlassen. Er sei seinen Onkel suchen gegangen, „vielleicht, daß der uns hilft“. Und den Naujok, den unschätzbaren Bengel, hatte er mitgenommen, oder vielmehr der führte ihn. Denn der kannte alle Schliche und Wege.

Zwei, drei Tage vergingen. Nichts. Die Verzweiflung saß an dem Bette der Frau, die ihrer schweren Stunde entgegenschah, und in dieser Verzweiflung tat Kurt von Berg das, was niemand tun durfte. Er ging hinaus in den Wald, um irgendetwas, ein Kaninchen, einen Fasan, einen Hasen zu schießen! Während er von der einen Seite in den Wald hinein schritt, kam von der anderen Paul Braczko zurück. Er brachte alles. Brachte eine Menge. Ja, der Junge, der Naujok, trieb sogar eine Kuh her. Eine von den sieben mageren Kühen, aber doch eine Kuh.

„Wo ist Kurt?“ fragte der Braczko.

Keiner wußte es.

War er nicht in den Wald gegangen? Richtig, ja, in den Wald.

„Um Himmels willen, er wird doch nicht... ja... das Gewehr war fort, also hatte er es mitgenommen. Und unten marschieren die Russen.“

Er hatte sie selber gesehen.

„Hat irgendeiner von euch einen Schuß gehört? Ja?! Dann müssen wir hin, müssen ihn suchen. Komm, Junge, komm.“

Aber es war zu spät.

Keuchend, mit zerrissenen Kleidern, barhaupt, Schreck und Entsetzen im Auge und in allen Gliedern, kam Kurt von Berg, aus einer Armwunde blutend, daher.

„Nimm, nimm,“ sagte er und reichte dem Braczko einen geschossenen Fasan.

Der warf ihn von sich, um Kurt in seinen Armen aufzufangen, der durch den Blutverlust und das Überstandene kraftlos und völlig erschöpft war.

„Was ist denn geschehen?“

„Ich... habe... gejagt... Beim ersten Schuß... antwortete mir ein zweiter... ein Mensch... ein Russe... brach sich zu mir Bahn... ein Soldat... dem noch andere folgten. Er wollte mich packen... wollte mir meine Beute entreißen, wollte mich mitschleppen... dem Tode entgegen und da...“

„Was... was, Kurt?“ rief Braczko.

„Da dreht ich mein Gewehr um, und... schlug ihn mit meinem Gewehrkolben nieder.“

„Um Gottes willen, Fritz, darauf steht der Tod.“

„Ich weiß. Aber *mein* Tod, nicht ihrer. Wenn ich aber *das* nicht gebracht hätte, und er zeigte auf den im Staube liegenden Fasan, „dann wäre es... ihr Tod gewesen.“

„Und hat man dich denn geseh'n? Sag mir's doch, Mensch, hat dich einer geseh'n?“

„Du siehst es ja, sie haben ja auf mich geschossen.“

„Dann mach! ... Mach! Da hinein!“ und er schob ihn schnell in das Zimmer, wenn man den Raum, in dem Madeline lag, mit diesem Namen belegen wollte.

Gerade im letzten Augenblick war's, denn eben brachen die Russen aus dem Wald hervor.

Klare, helle Befehle erklangen. Die Leute schwärmten auseinander und umstellten den ganzen Hof. Ein Offizier mit Wachtmeister und Kornett trat auf Paul Braczko zu, der mit verschränkten Armen ruhig vor der Tür stand.

„Es ist im Walde geschossen worden,“ sagte der Offizier. „Einer von meinen Leuten ist niedergeschlagen worden, weißt du, wer es war?“

Wie entgeistert starrte Paul Braczko den Offizier an.

„Roth, Roth,“ schrie er auf, „Bogdan von Roth! Ist es denn möglich?!“

Und er streckte ihm die Hände entgegen, um ihn willkommen zu heißen. Der schüttelte jedoch mit dem Kopfe und nahm die Hand nicht.

„Ich bin dienstlich hier, Paul Braczko,“ sagte er, „in einer schweren, traurigen Sache. Ich muß den Täter entdecken, der nicht nur ein Gewehr behalten, sondern sich auch gegen einen meiner Leute tötlich vergriffen hat. Kannst du mir sagen, wer's war?“

„Nein,“ sagte Paul Braczko und sah dem Freunde, der als sein Feind hergekommen war, fest ins Gesicht.

„Von hier war es keiner?“ fragte Bogdan von Roth.

„Nein, von hier nicht.“

„Dann können wir weiter.“

„Der Niemez lügt,“ sagte der Wachtmeister. „Was ist denn das, du Hund?“ fragte er, hob den frisch geschossenen Fasan von der Erde auf und hielt ihn dem Braczko vors Gesicht. Der wurde bleich.

Noch bleicher wurde Herr von Roth.

„Ja, dann bitte mir zu erklären, wie dieser Fasan herkommt?“ fragte Bogdan von Roth, und sein Ton hatte etwas Strenges.

„Das kann ich nicht,“ sagte Paul Braczko.

„Dann muss ich das Haus durchsuchen lassen.“

„Das wirst du nicht,“ rief Braczko und versperrte zu dem Raume den Weg. „Bogdan! Die Madeline ist drin! In Kindesnöten, Bogdan, sie liegt da drin. Horch!“

Denn in diesem Augenblick gellte ein Schrei aus dem Raume.

Bogdan trat zurück und sah sich mit einem fast hilfeschendenden Blick zu dem Kornett und dem Wachtmeister um. Der Kornett stand da, als ob ihn die Sache nichts angehe. Er war da, weil er da sein mußte, und was zu tun war, das mußte der Leutnant tun. Der Wachtmeister aber trat vor und geradewegs auf die Tür zu:

„Werde ich geh'n,“ sagte er.

Paul Braczko aber wehrte ihn mit beiden Händen ab.

„Wen verfolgt ihr?“ fragte er, „den einen aus dem Walde, nicht wahr? Und wenn ihr den habt, Bogdan von Roth, dann habt ihr hier nichts mehr zu suchen. Ist es so oder ist es nicht so? Dann brauchst du hier nicht erst hinein?“

„Nein,“ sagte Bogdan von Roth, „dann haben wir hier nichts mehr zu suchen.“

„Nun denn, dann nehmt *mich* mit, denn... ich war es!“

„Du?!“

„Wer denn sonst?“ sagte Paul Braczko und lächelte: „Hier ist doch kein anderer.“

„Dann sei Gott deiner armen Seele gnädig,“ sagte Bogdan von Roth tief erschüttert, „*ich* darf es nicht.“

Der Wachtmeister hatte indessen zwei Mann heran gewinkt.

„Binden!“ sagte er; natürlich auf Russisch.

Die beiden Soldaten traten auf Braczko zu.

„Muß das sein?“ fragte er.

„Wenn du gutwillig gehst und keinen Fluchtversuch machst, kann ich es dir ersparen.“

„Dann erspare es mir. Ich gebe dir mein Wort darauf, daß ich nicht fliehe.“

„Sind ja nur ein paar Schritt,“ sagte der Wachtmeister. „Instruktion lautet ja: *wird an die nächste Mauer gestellt und erschossen.*“

„Wollen Sie mich meine Pflicht lehren, Wachtmeister, oder weiß ich, was ich zu tun habe?“ fragte von Roth.

„Na, boze, habe halt geglaubt, ist einfacher gleich hier... Aber, Gewehr müssen wir haben.“

„Ja,“ sagte Bogdan von Roth, „das müssen wir allerdings haben. Wo ist es?“

Einen Augenblick lang suchte Paul Braczko nach einer Antwort, dann lächelte er wieder.

„Im Keller unten versteckt. Du, Hans,“ rief er, da sich gerade der kleine Naujok vorbeischieben wollte. „Kriech einmal in unser Versteck und bring die Büchse herauf, die dort steht.“

Es dauerte zwei, drei Minuten, ehe der Junge die Büchse brachte.

„So, da ist sie,“ sagte Braczko und maß den Wachtmeister von oben bis unten.

„Und jetzt... Herr Leutnant... bin ich bereit.“

Zehn Mann wurden kommandiert. Zwei voran, dann der Braczko und hintennach die acht Mann mit dem Wachtmeister. Der Kornett bummelte nebenher. Gelangweilt. Die Sache interessierte ihn nicht. Er hatte so viel Ähnliches schon erlebt.

Dort unten an der niedergebrannten Scheune konnte die Justifizierung vor sich gehen.

„Kornett, übernehmen Sie den Zug und führen Sie ihn hinunter...“

„Paul Braczko,“ sagte mit einem Male Bogdan von Roth, der neben jenem dahinschritt, „sag mir, was soll ich tun?“

„Deine Pflicht selbstverständlich,“ sagte der.

„Das ist es ja eben. Diese Pflicht, diese entsetzliche Pflicht. Wenn ich dich retten könnte, ich tät es gewiß. Ich weiß ja, daß du unschuldig büßt. Ich weiß, daß ein anderer das mit dem Soldaten getan hat, und doch... und doch...“

„Woher willst du, woher kannst du das wissen?“ fragte Paul Braczko.

„Wo ist das Blut an dem Kolben? Und wie kommt's, daß noch alle Schuss im Gewehr stecken? Wer, sag mir, wer war es? Wen willst du retten?“

„Niemand, ich war's.“

Und dabei blieb's. Er war's, er nur allein.

Paul Braczko wurde an die vom Feuer zerfressene, vom schwarzen Rauch wie in unendliche Trauer gehüllte Mauer gestellt.

Das Peloton von acht Mann nahm Aufstellung; da mit einem Male krachte es hier und krachte es dort und *hurra, hurra* klang der Ruf der stürmenden Deutschen.

Eine wahnsinnige Panik brach unter den Russen aus. Paul Braczko, die Situation im Augenblicke erfassend, sprang, sich deckend, hinter den Baum und suchte Bogdan von Roth mit sich zu ziehen, der aber, ein Deutscher, wenn auch ein Russe, tat seine Pflicht.

„Drauf! Drauf!“ rief er und stürmte selber den Stürmenden entgegen. Beim ersten Schritt aber fiel er, von einer Kugel getroffen, zusammen...

Wie die Hilfe gekommen war, das war wie ein Märchen.

Eine furchtbare Schlacht war geschlagen worden. Die ganze Narewarmee war vernichtet. Hunderttausend Gefangene waren gemacht und ganz Ostpreußen sollte von den Russen gesäubert werden. Arbeit würde es ja wohl noch kosten, aber es war einer da, der diese Arbeit, weiß Gott, zu verrichten imstande war und dieser eine war: *Hindenburg!*

TEIL III

Kapitel 1

Der Überfall der Russen durch eine Streifschar ostpreußischer Jäger hatte sich in wenigen Minuten abgespielt. Was von den Russen nicht tot oder verwundet liegen geblieben war, hatte sich durch eilige Flucht zu retten gesucht.

Auch die Jäger waren bei der Verfolgung des Feindes verschwunden. Nur ab und zu hörte man noch einen Schuß fallen... Angstvoll waren die beiden Schwestern um Madeline beschäftigt, die bei dem Knattern der Gewehre sich aufrichtete und nach ihrem Gatten rief.

Sie beruhigte sich erst, als Kurt sich aufrappelte und zu ihr auf den Bettrand setzte...

Mit irren Augen sah Madeline sich in dem kleinen Raum um.

„Wo ist Paul? Weshalb ist Paul nicht hier? ...“

Dann warfen die Schmerzen sie wieder auf ihr Lager zurück.

Als Madeline nach Paul rief, hatte Georinne beide Hände mit festem Druck auf ihre Brust gepreßt, um ihr heftig schlagendes Herz zu bändigen, und Malvine hatte sie mit beiden Armen umschlungen, aber mehr, um selbst an ihr eine Stütze zu suchen. Beide hofften, denn beide ahnten, was sich draußen abgespielt haben könnte, aber noch wußte keine, daß der nächste Augenblick der einen eine unermeßliche Freude, und der anderen das tiefste Herzeleid bringen würde...

Denn jetzt räusperte sich hinter den Brettern, die den Raum als Tür abschlossen, jemand, und eine heisere Stimme flüsterte:

„Georinne, komm mal raus.“

Es war Paul Braczko... Mit einem Aufschrei warf sich Georinne an seine Brust.

„Du lebst? Du bist nicht mal verwundet?“

„Nein, wie du siehst, aber Bogdan von Roth ist schwer verwundet... Wir können ihn doch nicht draußen liegen lassen. Es gibt Regen und es ist kalt...“

„Ja, aber in den kleinen Raum zu Madeline können wir ihn doch nicht hineinbringen.“

„Weshalb denn nicht?“

„Um sie nicht noch mehr aufzuregen... Ich habe die größte Angst, daß die Sache nicht gut abläuft. Wir haben kein Wasser, keine Seife, kein Handtuch, keine Schüssel, nichts... keine Wäsche für das Kindchen.“

„Dann nimm du dich des Bogdan an... Ich gehe ins Dorf, dort wird doch noch das aufzutreiben sein, was ihr braucht.“

Mit langen Schritten ging er davon...

Hinter der dünnen Bretterwand hatte Malvine gestanden und jedes Wort gehört. Bogdan schwer verwundet... Vor ihren Augen schwangen leuchtende Kreise... ein fernes Klingen... ein Rauschen... Still, ohne einen Laut auszustoßen war sie an der Wand zusammengesunken.

Ein Bild trostlosen Jammers, das kein Ostpreuße Zeit seines Lebens vergessen darf.

Auf dem dürftigen Lager das mit Schmerzen ringende Weib, über sie gebeugt ihr verwundeter Gatte... und keine drei Schritt von ihnen das in seelischem Schmerz niedergebrochene Mädchen, dem die Befreiung und Rettung durch die Landsleute den Geliebten und künftigen Gatten entrissen hat... Mitten dazwischen, hoch aufgerichtet, Georginne. Die Freude über Pauls Rettung hatte ihr eine ruhige Entschlossenheit und eine Sicherheit wiedergegeben, die jetzt sehr vonnöten war.

Paul war bald wiedergekommen und hatte alles mitgebracht, was für einen solchen Fall nötig ist, und außerdem noch eine alte erfahrene Frau, die schon oft Wöchnerinnen in Kindesnöten geholfen hatte. Malvine war aufgewacht und zu Bogdan von Roth gegangen. Sie hatte sich zu ihm gesetzt und wischte ihm mit dem Taschentuch den kalten Schweiß von der Stirn. Er war bei vollem Bewußtsein, aber er konnte nicht sprechen.

Sein Mund versuchte wohl, noch Worte zu formen, aber die Kraft der von einer Kugel durchbohrten Brust reichte nicht aus, ihnen einen Ton zu geben. Nur seine Augen sprachen. Sie sprachen von seiner echten, tiefen Liebe, von den seligen Hoffnungen, die sich ihm an Malvines Liebe geknüpft hatten, und sie sprachen von dem grenzenlosen Trennungsschmerz, der ihnen beiden bevorstand, nein, der sie schon jetzt durchwühlte...

Es begann zu regnen. Klatschend fielen dicke Tropfen auf die welken Blätter, die den Boden ringsum bedeckten. Da kam Georginne heraus und deckte beide mit Pauls Mantel zu.

Malvine hatte sich niedergebeugt und ihre heißen Backen auf Bogdans kalte Stirn gelegt.

Ihre Hände hatten sich zusammengeschlossen. Sie lauschte in wortlosem Schmerz auf seine leisen Atemzüge, deren jeder den wunden Mann seinem Ende näher brachte...

Die Zeit schien Malvine still zu stehen...

Da kam von dem Gemäuer her ein heller Schrei, der erste Schrei eines neugeborenen Kindes... Hastig richtete sie sich auf... ein unsägliches Weh durchzuckte sie.

Derselbe Augenblick, der ihr den geliebten Mann entriß, schenkte der Schwester das größte Lebensglück, das mit Sehnsucht erwartete Kind...

Auch Bogdan hatte den Schrei vernommen. In seinen Augen leuchtete es wunderbar auf... eine helle Freude verdichtete sich auf seinem Gesicht zu einem Lächeln, und mit dem Lächeln tat er seinen letzten Atemzug...

Da schlug Malvine die Hände vor ihr mit glühender Scham übergossenes Gesicht...

Ja, sie schämte sich vor dem Toten, der noch mit seinem letzten Lächeln den Schrei des Kindes begrüßt hatte... während sie einem neidischen, bitteren Gefühl Raum gegeben hatte...

Mit fester Hand... sie hatte noch keinen Toten gesehen, sie wußte auch nur, daß man ihm die Augen schließen mußte, strich sie ihrem teuren Toten die Augenlider herab. Dann beugte sie sich über ihn und küßte seine erkalteten Lippen...

Der freudige Ausdruck war auf seinen Zügen liegen geblieben. Er mahnte sie, an ihrer Schwester wieder gut zu machen, was sie mit dem flüchtigen Gedanken an ihr gesündigt hatte.

Sie stand auf und ging in den Wohnraum zurück, wo ihr Madeline bleich, aber mit freudigem Lächeln die weiße Hand entgegenstreckte...

„Ein prächtiger Junge,“ flüsterte sie kaum hörbar und wies auf das Bündel, das neben ihr lag.

Der zukünftige Erbe der Berschkaller Begüterung hatte sich bei seinem Eintritt in die Welt mit sehr dürftigen Verhältnissen behelfen müssen. Er wurde in ein Stück Laken und ein altes Wolltuch gewickelt. Paul Braczko war schon wieder ins Dorf gegangen, um eine Wanne und warmes Wasser zu besorgen...

Als er beides gebracht hatte, machte er sich zu Fuß auf den Weg nach Keimkallen. Er wollte, wenn es möglich war, einen Sarg aus dem Kirchturm holen, um Bogdan darin zu begraben...

Er fand die Bewohner von Keimkallen alle vor. Sie hatten sich vor diesem letzten Überfall der Russen in den nahen Wald gerettet. Von den Gebäuden war nur ein Stall den Russen zum Opfer gefallen... Das Vieh, das, von Hunger getrieben, aus den offenen Ställen entwichen und sich auf dem Felde zerstreut hatte, fand sich zum Teil wieder ein oder wurde eingefangen und nach Hause getrieben.

Auch ein paar alte Krümperpferde waren den Russen entgangen... Mit ihnen kehrte Paul abends nach Berschkallen zurück.

Da sah es nicht gut aus. Madeline hatte heftiges Fieber... Schon stand der Todesengel zu Häupten ihres Bettes. Aber noch wehrte sich ihr jugendstarker Körper gegen die unheimliche Macht, die ihr Herz zu unheimlich schnellen Schlägen antrieb und das heiße Blut durch ihre Adern rasen ließ...

Kurt saß, von aller Energie verlassen, neben ihrem Bett. Wirr gingen ihm unklare Gedanken und Gefühle durch den schmerzenden Kopf. Die Freude über den Stammhalter war einer lähmenden Angst um Madeline gewichen... Er wußte nur zu genau, was solch ein Fieber bei einer Wöchnerin bedeutet...

Auch seine Wunde schmerzte, aber er fühlte es kaum... Es erschien ihm kleinlich, jetzt davon zu sprechen. Malvine war still und teilnahmslos. Nur Georginne behielt den Kopf oben. Sie hatte die alte Frau ins Dorf geschickt und einen Topf heißen Fliedertee kochen lassen, der Madeline eingeflößt wurde, um sie zum Schwitzen zu bringen. Sie legte ihr kalte, nasse Tücher auf Kopf und Brust...

Als Paul eintrat, war ihr erstes Wort:

„Paul, du mußt unter allen Umständen einen Arzt auftreiben.“

„Verlange lieber, daß ich dir einen Stern vom Himmel herunterhole, das würde wohl leichter sein, als einen Arzt auszutreiben. Aber wenn es nötig ist, will ich es versuchen. Vielleicht treffe ich einen deutschen Truppenteil, bei dem sich ein Arzt befindet. Vielleicht treffe ich auch auf Russen...“

Als er gegangen war, atmete Georginne tief auf. Sie wußte, wenn es eine Menschenmöglichkeit gab, dann brachte Paul einen Arzt.

Nun kam die schwerste Stunde für die Bewohner von Berschkallen. Kurt saß völlig gebrochen und in sich zusammengesunken zum Fußende auf Madelines Bett. Das Bewußtsein, hilflos der entsetzlichen Macht dieser Krankheit gegenüber zu stehen, hatte sich wie ein lähmender, nein wie ein zermalmender Alp auf seinen Geist gelegt.

Nur Georginne ging aufrecht umher. Sie hatte das Gefühl, als hätte sie gegen ein gefährliches Ungeheuer zu kämpfen. Dann ballte sie die Fäuste und straffte ihren Körper... Von Zeit zu Zeit trat sie vor die Tür und horchte in die Nacht hinaus. Eine stille finstere Nacht. Ein feiner Regen sprühte ihr ins Gesicht, ohne daß sie darauf achtete... Von den Schaluppen her hörte man unbestimmtes

Geräusch... Da rüsteten sich die Menschen, in die jetzt erst die Angst gefahren, zum Abzug... und die Alte, die sie nach Tee geschickt hatte, war nicht wiedergekommen...

Sie mußte selbst gehen... Vorsichtig tastete sie sich ein paar Schritte vorwärts...

Da stieß sie auf einen länglichen, dunklen Gegenstand. Sie beugte sich nieder und betastete ihn mit der Hand. Es war der Sarg, den Paul von Keimkallen für Bogdan gebracht hatte. Mit jähem Erschrecken richtete sie sich auf, sie hatte in diesem Augenblick vergessen, daß er für Bogdan von Roth bestimmt sein konnte, sie dachte an Madeline...

Es war gut, daß sie ins Dorf kam. Da hatten die Leute schon ihre Sachen auf Schubkarren gepackt. Ein paar alte Männer, die zum Dableiben rieten, wurden nicht gehört. Georginne fragte nicht. Sie kriegte ein Weib am Genick und stieß sie in das Haus zurück.

„Seid Ihr wahnsinnig geworden? Wollt ihr den Russen in die Hände laufen? Sofort tragt ihr alles in die Häuser zurück... Na wird's bald? Oder soll ich Herrn Paul Braczko holen?“

Der Name wirkte besser als jede Vorstellung... Die Leute trugen ihre Sachen von den Karren wieder in die Stuben und zogen ihre Reisekleider aus. Eine Viertelstunde später ging Georginne mit einer Kanne Tee und einer Laterne wieder zur Ruine zurück. Zwei junge Frauen begleiteten sie freiwillig, als sie hörten, daß es mit der jungen Frau schlecht stände...

Ja, es stand wirklich sehr schlecht um Madeline. Sie war bei vollem Bewußtsein. Ihre Augen blickten so klar und vernünftig, daß Georginne einen freudigen Schreck bekam. Sie wußte noch nicht, daß sehr oft das Leben noch einmal aufflackert, wenn es zu Ende geht.

Malvine hatte sich aufgerafft, zu der Kranken aufs Bett gesetzt und ihre Hände gefaßt... Sie sah, daß die Schwester etwas sagen wollte. Da bog sie ihr Ohr herunter...

Wie ein Hauch kam es von Madelinens Lippen:

„Schwester, verlaß meinen Jungen nicht.“

Dann schlossen sich ihre Augen...

Wie ein Lichtlein ging ihre Lebensflamme aus...

Im Morgenschimmer kam ein Wagen angebraust... Paul Braczko brachte einen Arzt... einen Stabsarzt von der nächsten deutschen Truppe, die er erreicht hatte... Die beiden alten Gäule hatte er um Mitternacht stehen lassen müssen, weil sie nicht weiter konnten. Zu Fuß war er weiter gewandert. Es war ihm, wie er später erzählte, gewesen, als wenn er im Gehen geschlafen hätte. Aber der eiserne Wille trieb ihn vorwärts, bis ein Posten ihn anrief...

Der Arzt kam trotzdem nicht vergeblich, denn es war die höchste Zeit, daß Kurts Wunde in ärztliche Behandlung kam. Derselbe Wagen brachte Kurt und Malvine mit dem Kleinen nach Keimkallen. Georginne blieb, um bei Madeline die Totenwache zu halten.

Auch Paul blieb. Er hatte sich in einem Winkel auf die Diele geworfen und schlief wie ein Toter...

Gegen Abend waren die beiden Gräber auf dem Gutskirchhof ausgehoben... Dicht nebeneinander wurden sie begraben. Die deutsche Frau, der der Krieg das Leben gekostet hatte, und der russische Offizier mit dem deutschen Namen und dem deutschen Herzen...

Mit tränenlosen Augen sah Malvine, die mit dem alten Braczko gekommen war, die Schollen auf den Sarg fallen...

Unbewußt fühlte sie jetzt, daß der Tod des Geliebten sie aus einem schweren Widerstreit der Pflichten erlöst hatte. Wie sie schon früher sich geweigert hatte, mit Bogdan von Roth sich öffentlich zu verloben, solange er russischer Untertan wäre, so wäre es ihr jetzt unmöglich erschienen, einem Manne die Hand zum Lebensbunde zu reichen, der als Feind ihrem Vaterland Wunden geschlagen hatte...

Wie ein Riß war es durch ihre Seele gegangen, als sie Bogdan in russischer Uniform erblickte! Im Stillen hatte sie gehofft, daß er alles, was ihn an Rußland band, von sich werfen und sich auf die deutsche Seite stellen würde. Aber nein, er hatte es vorgezogen, die Pflicht gegen sein Vaterland zu erfüllen...

Sie wußte nicht, welchen Seelenkampf die beiden Brüder durchgemacht hatten, als sie die russische Uniform, die sie schon im Frieden als Offizier getragen, anlegen mußten. Vielleicht war es auch nur die Unmöglichkeit, Rußland zu verlassen, die sie dazu gezwungen hatte...

Auf dem Rückweg hatte sie davon zu Paul gesprochen. Er hatte ruhig erwidert:

„Liebe Malvine, darüber mußt du dir keine Gedanken machen. Jeder Mensch hat seine Pflicht auf der Stelle zu tun, auf die ihn das Schicksal gestellt hat. Die Roths sind seit Generationen russische Untertanen und haben als solche ihre Pflicht zu tun. Daß sie deutsch sprechen und deutsch fühlen, das ist ein schwerer Konflikt, in den sie dieser wahnsinnige Weltkrieg gestürzt hat...“

„Ja, ja, lieber Paul, aber es ist so entsetzlich, zu denken, daß Bogdan dich oder Kurt oder euch beide hätte erschießen lassen müssen.“

Paul Braczko zuckte die Achseln.

„Grüble nicht, Malvine. Ich weiß, was du antworten willst, daß du deinen Gedanken nicht gebieten kannst... Dagegen gibt es nur eins. Schaff dir Arbeit, schwere, große Arbeit, bei der man keine Zeit hat zu grübeln. Nimm dich des kleinen Burschen an, der womöglich auch noch den Vater verlieren wird. Da hast du genug Arbeit...“

Es war selbstverständlich, daß alle vorläufig bei Onkel Braczko blieben. Paul mußte sich jetzt, wo die Verbindung mit den deutschen Truppen hergestellt war, zum Militär melden. Schon am anderen Morgen fuhr er ab, kehrte aber nach zwei Tagen zurück... Er hatte noch acht Tage Urlaub erhalten, um seine Verhältnisse zu ordnen, soweit es möglich war, und um zu heiraten...

Es war eine sehr stille Hochzeit... Die Schwestern richteten in aller Eile ein schwarzes Seidenkleid von Braczkos verstorbener Frau als Brautkleid her. Paul sah in seiner Jägeruniform sehr schmuck, aber auch sehr ernst aus... Onkel Braczko vollzog als stellvertretender Standesbeamter die Trauung. Die kirchliche Trauung konnte erst später nachgeholt werden, weil der Pastor, der im Vertrauen auf seine Würde nicht geflohen war, von den Russen verschleppt worden war...

Aber bei der Mittagstafel gab es doch noch einige Flaschen Rotwein, und Onkel Braczko konnte sich auch einen Toast auf das junge Paar nicht verkneifen. Er lief aber in der Hauptsache auf die dringende Aufforderung an Paul hinaus, die Russen gründlich zu verhauen...

Mit Kurt ging es täglich besser. Auch er mußte sich zur Fahne stellen und sehnte den Tag herbei, wo er seinen Arm wieder würde gebrauchen können. Ein Trost war ihm sein kleiner Bube, der ihm jetzt als heiliges Vermächtnis seiner geliebten Madeline erschien.

Stundenlang saß er an dem Waschkorbe, in dem der Kleine schlief und freute sich an den rosigen Bäckchen und Patschhändchen, die sein Sprößling beim

Schlafen gegen das Gesicht zu drücken pflegte. Ja, der kleine Paul Eberhardt gedieh unter Malvines sorgsamer Pflege... und Kurt wußte, daß sein Kind gut behütet war, wenn er in den Krieg zog...

Eine geradezu wunderbare Veränderung war mit dem alten Braczko vorgegangen...

Auch er schlich öfter auf den Zehen an das Bettchen des Kleinen, um ihn liebe- und ehrfurchtsvoll zu betrachten. Aber abends pflegte er sich mit einigen Flaschen Rotwein in sein Zimmer zurückzuziehen. Da war Georginne ihm nachgegangen und hatte ihm die Flaschen vor der Nase weggenommen. Er sah sie einen Augenblick sprachlos an.

Dann grunzte er ärgerlich: „Was soll das heißen?“

Georginne ließ sich nicht einschüchtern. Sie legte dem Graubart den Arm um den Nacken, bog sich zu ihm herab und gab ihm einen richtiggehenden Kuß auf den Mund.

„Das soll heißen, lieber Vater, daß wir den Rotwein wahrscheinlich noch sehr nötig brauchen werden für Verwundete und Kranke.“

„Lieber Vater?“ stammelte der alte Herr etwas verwundert.

„Na, ja, du bist doch nicht nur wie ein Onkel, sondern wie ein Vater zu Paul gewesen, und ich bin Pauls Frau, deshalb nenne ich dich lieber Vater als Onkel...“

„Na, wenn's so ist, dann...“ *prost*, wollte er eigentlich gewohnheitsgemäß sagen, besann sich aber und sagte nicht nur: „*Liebe Tochter*, sondern umhalste sie und gab ihr den Kuß ehrlich zurück...

Kapitel 2

Georginne hatte noch sehr wenig Lebenserfahrung, sonst hätte sie nicht annehmen können, dem alten Herrn den Rotspohn einfach dadurch abzugewöhnen, daß sie ihm die Flasche vor der Nase wegnahm. Sie war auch darin im Irrtum, daß sie glaubte, der ganze Weinvorrat bestände aus den zwei Dutzend Flaschen, die im Keller lagen.

Nein, so dumm war der alte Fuchs denn doch nicht, daß er seinen sehr stattlichen Weinvorrat den Russen preisgegeben hätte. Oh nein! Und so gut hatte er ihn verwahrt, daß die Russen mit ihren Schnüffelnasen nichts finden konnten. Im Keller hatten sie jeden Stein beklopft, in den Scheunen, in den Ställen hatten sie überall den Boden mit einer langen spitzen Eisenstange untersucht, ja selbst im Garten und Park hatten sie die Bohrungen angestellt, aber nichts gefunden.

Sie waren aber überzeugt, vielleicht waren sie auch durch Spionage davon unterrichtet, daß der alte Herr auf Keimkallen einen sehr erheblichen Weinvorrat besaß. Und weil sie nichts fanden, behandelten sie den Gutsherrn sehr schlecht. Ja, ein Offizier hatte ihm sogar mit Erschießen gedroht, wenn er nicht das Versteck seiner Weinvorräte verriete... Zum Glück wurde dieser rabiate Kerl bald wieder in Marsch gesetzt... Kaum war er fort, als der alte Braczko alle leeren Weinflaschen, die sich auf der Lucht durch Jahre hindurch angesammelt hatten, in den Keller und in die Stuben bringen ließ.

Den nächsten Russen, die bei ihm einrückten, zeigte er mit betrübter Miene die Ansammlung leerer Flaschen und versicherte ihnen mit ernsthaftem Ge-

sicht, ihre Vorgänger hätten sie leer getrunken... Der älteste Offizier, ein Major, hatte kein Wort dazu gesagt. Auf den ersten Blick hatte Braczko in ihm einen Leidensgefährten erkannt, denn nicht nur seine kolbenartige Nase, sondern auch die angrenzenden Flächen der Backen schillerten in rötlichbläulichem Schein, den der alte Herr selbst mit gutem Humor den Heiligenschein des biedereren Alkohols zu nennen pflegte.

Der alte Major hatte seine jüngeren Offiziere weggeschickt, und dann hatte er Braczko so recht vertrauensvoll angesehen und gefragt:

„Sollten Sie wirklich nicht für sich ein paar Fläschchen beiseite gebracht haben? Ich würde Ihnen sehr dankbar sein.“

Der Ton hatte den Keimkaller ans Herz gefaßt.

„Ja, Herr Major... aber wenn die jüngeren Offiziere merken...“

„Das lassen Sie meine Sorge sein...“

Während die jüngeren russischen Offiziere abends Oko spielten, ein dem Poker ähnliches Hasardspiel, und reinen Spiritus dazu tranken, saß Braczko mit dem Major in seinem Jagdzimmer vor dem Kamin, in dem ein lustiges Feuer flackerte, und trank mit ihm Rotspohn, guten, alten, dicken Rotspohn, bei dem sich von selbst ein stummes, ehrfürchtiges Gefühl im Menschen einstellt. Und in solchen Augenblicken neigte selbst der alte Braczko zur Frömmigkeit und behauptete, man müsse Gott auf den Knien danken, daß er einen solchen Tropfen wachsen ließe.

Es war auch immer eine wehmütige Erinnerung dabei, denn genau so hatte Braczko mit seinem Freund Rosen beisammen gesessen.

Der russische Major war auch kein Freund vom Sprechen, wenn er Rotwein vor sich stehen hatte, und so paßten die beiden alten Herren sehr gut zusammen... Er fragte auch nie, wo Braczko den Wein herholte. Er war zufrieden, daß nach dem Abendbrot sechs, sieben, acht Flaschen bereit standen. Dafür erwies er sich auch dankbar. Kein Russe durfte auf dem Gut etwas anrühren...

Daß er ein sehr gutmütiger Mensch war, ergab sich daraus, daß er jeden Abend bei der vierten oder fünften Flasche—ganz genau konnte auch Braczko die Zahl nicht angeben—seinem Zechkumpan Brüderschaft anbot und das Freundschaftsbündnis mit einem Doppelkuß auf beide Wangen besiegelte... Und nachts schlief der alte Herr so fest, daß er von der Schießerei, als die preußischen Truppen die Russen zurückgeworfen hatten, nichts merkte.

...Ein bisschen verdutzt sah er allerdings aus, als er vormittags die Treppe herunterkam und auf der Diele einen preußischen Hauptmann fand. Aber ohne großen Kummer fand er sich in die Veränderung seines Schicksals und nahm mit großem Bedauern Abschied von seinem Duzfreund Braczko und seinem guten Rotspohn...

Manchmal wunderte sich GeorGINNE über die sonnige Stimmung des alten Herrn. Sie hatte seine gute Laune früher stets auf die Wirkung des Alkohols zurückgeführt. Aber darin mußte sie ihm Unrecht getan haben. Er war auch jetzt ebenso lustig wie früher...

Endlich schöpfte sie Verdacht, als der alte Herr eines Mittags von einem Gang in die Wirtschaft gar zu aufgeräumt nach Hause kam. Ohne jede Veranlassung faßte sie ihn um und gab ihm einen Kuß. Da spürte sie nur zu deutlich, daß er Rotwein getrunken haben mußte...

Sie war von ihrer Wahrnehmung so betroffen, daß sie im ersten Augenblick nicht wußte, was sie sagen sollte, und ehe sie noch den Mund aufmachen konnte, sagte der alte Herr scheinbar ganz friedlich:

„Mein Kind, du wirst mich nicht mehr umkrempeln, also laß mich ungeschoren.“

Aber in seiner Stimme lag etwas, was ihr den Mut zu einer Entgegnung nahm...

Bald darauf trat eine ganz gewaltige Veränderung in Keimkallen ein. Das ganze Gut wurde bis zum letzten Dachsparren mit deutschem Militär belegt. Die Front lag ziemlich nahe, so daß man Tag und Nacht den Kanonendonner vernahm, von dem die Scheiben klirrten und der Kalk hinter den Tapeten an den Wänden herabrieselte. Ein Teil des großen Gutshauses war als Feldlazarett eingerichtet... Die anderen Zimmer hatte ein Brigadestab mit Beschlag belegt... Täglich waren dreißig, vierzig Offiziere zu bespeisen, so daß Georginne den größten Teil des Tages in der Küche zubrachte.

Malvine war mit dem kleinen Bübchen, das ganz prächtig gedieh, in das ehemalige Niedergut übergesiedelt, in dem sie aufgewachsen war, um es mit der Bewirtschaftung von Berschkallen bequemer zu haben... Die eigentliche Leitung hatte Ohm Braczko in der Hand, aber sie war sein Inspektor. In jedem Wind und Wetter fuhr sie in einem kleinen, einspännigen Wägelchen aufs Feld hinaus.

Und täglich erschien auch Braczko auf seinem steifbeinigen alten Gaul, den selbst die Russen mitzunehmen verschmäht hatten. Und stets war sein erster Gang zu dem kleinen Buben, der ihn schon sehr gut kannte und ihm mit seinen dicken Patschhändchen in den Graubart fuhr.

Eines Tages war Braczko zu Mutter Strawischke gefahren und hatte ihr freudestrahlend etwas ins Ohr geflüstert. Sie hatte ihm einen leichten Klaps auf den Mund gegeben und lachend gesagt:

„Ach geh'n Sie doch, Braczko, Sie bilden sich was ein.“

„Nein, nein, liebe Freundin, es ist schon so, wie ich sage... Sie müssen mir die Erdmute zur Hilfe geben.“

Dann wurde Erdmute, die Älteste, hereingerufen, und ihre Mutter sagte zu ihr:

„Liebes Kind, du wirst auf einige Zeit, wahrscheinlich auf einige Monate nach Keimkallen übersiedeln... Georginne muß etwas geschont werden...“

Das Mädchel war verständig genug, um zu verstehen, weshalb Georginne geschont werden mußte. Sie errötete ein wenig, aber sie rief erfreut aus:

„Ist das wirklich wahr, Ohm Braczko? Weiß es Paul schon?“

„Das eine ist wirklich wahr, und das, andere weiß ich nicht,“ erwiderte Braczko freudestrahlend. „Aber hoffentlich wird's ein strammer Kriegersjunge.“

„Braczko, Sie haben sich noch nicht ein Spürchen geändert,“ meinte Frau Strawischke mit leichtem Vorwurf.

„Mein Gott, haben Sie sich doch nicht so... Erdmute ist doch kein Kind mehr. Und weshalb soll ich mich ändern? Haben Sie sich geändert? Solche alten Schlorren, wie wir beide sind, müssen schon so verbraucht werden, wie wir sind.“

...Die große Winterschlacht, die Ostpreußen befreite, war geschlagen. Die Front lag jetzt dreißig, vierzig Kilometer von der Grenze entfernt, und nur bei Ostwind vernahm man noch ab und zu das dumpfe Rollen der ganz schweren Geschütze. Der Trubel der Einquartierung war geschwunden. Nur ab und zu kamen lange Kolonnen mit Bagage oder Munition vorbei... Die Flüchtlinge begannen zurückzuströmen. Sie wurden von den Gutsherrschaften mit offenen Armen empfangen, obwohl sie zunächst nur die Not vermehrten, denn es war

buchstäblich nichts vorhanden. Mit vieler Mühe ernährte man ein paar Kühe und Schweine, die aus den von den Feinden verschonten Gegenden stammten.

Jetzt bewährte der alte Braczko seinen Ruf als tüchtiger, energischer Landwirt, den er noch von früheren Zeiten her besaß. Seine Tatkraft war nur in den Jahren des Wohllebens etwas eingerostet. Jetzt hatte ihn die schwere Zeit der Not aufgerüttelt... An Geld fehlte es ja weder in Keimkallen, noch in Berschkallen. So setzte er sich eines Tages auf die Bahn und fuhr nach Westen, um einzukaufen.

Zuerst Pferde und Wagen und Milchkühe. Dann Futter und Saatgetreide für beide Güter.

Nun begann ein reges Schaffen und Wirken... Bis in die Karwoche hinein hatte der Winter mit Schnee und Eis und harter Kälte seine Herrschaft ausgeübt. Am Grünen Donnerstag schlug das Wetter um. Da begann ein stürmischer Südwest zu wehen. Er trieb dunkle, schwere Wolken vor sich her und beutelte sie, bis sie sich ihres nassen Inhalts entledigten... Die Kuppen der Berge wurden dunkel. Unter dem Schnee brachen kleine Gießbäche hervor und stürzten zu Tal. Alle Gräben, alle Täler füllten sich mit trübem Wasser... Der Schnee verschwand wie Butter an der Sonne. Und als am Heiligen Abend die Glocke vom Keimkaller Kirchturm das Osterfest, das Fest der Auferstehung einlütete, da trippelte bereits die Lerche auf dem schwarzen Acker umher, als wartete sie sehnsüchtig auf den Festmorgen, um auch der Natur die frohe Botschaft vom Auferstehen und neuem Leben zu singen.

Malvine hatte sich in Berschkallen drei Stübchen in einem Insthaus als Wohnung eingerichtet. Die Möbel hatte sie aus den Trümmern herausholen lassen. Sie sahen nicht schön aus, sie waren zum Teil mühsam zusammengenagelt, aber sie erfüllten ihren Zweck. Eben hatte sie Bubi zur Nacht gewaschen und in sein blütenweißes Bettchen gelegt, als ein Militärauto laut tutend die Dorfstraße entlanggefahren kam. Sie trat vor die Tür, um nach dem Wetter zu sehen; das Auto interessierte sie weniger, denn es kamen viele von der Front und nach der Front gefahren.

Da rief eine kräftige Stimme: „Halt, hier sind wir richtig...“

Ein Offizier sprang aus dem Wagen.

„Malvine, ich bin es...“

„Kurt.“

Stumm lag sie einen Augenblick an seiner Brust... Dann wandte Kurt von Berg sich um.

„Also auf Wiedersehen, Herr Kamerad, am dritten Feiertag holen Sie mich wieder ab.“

An der Hand führte ihn Malvine in das Stübchen, wo sein Bube im Bettchen lag...

Das Deckbett hatte er mit seinen drallen Beinchen abgestrampelt. Die Flasche hatte er ausgetrunken und war noch damit beschäftigt, den Saugpfropfen abzureißen... Malvine hob den kleinen Burschen auf und legte ihm dem Vater an die Brust. Mit nassen Augen drückte Kurt seinen Sohn ans Herz... den anderen Arm schlang er um Malvine.

„Wie soll ich dir dafür danken?“

„Ich habe genug Dank an der Freude, die mir der kleine Bursch bereitet... Ach wir sind schon so verständig... wir haben auch schon zwei Zähnchen und wir krakeelen auch schon... Aber nun wollen wir schlafen, damit wir morgen früh wieder vergnügt aufwachen.“

Aber erst mußten Bubis Händchen aus Vaters Bart losgemacht werden.

„Das hat ihm Onkel Braczko angewöhnt,“ sagte Malvine leise lächelnd. „Dem ist nicht wohl, wenn er nicht mindestens einmal am Tage Bubi auf dem Schoß hat...“

Nach dem Abendessen saßen sie bei der Lampe am Tisch... Zuerst hatte Kurt erzählt von all den schweren Kämpfen, von den harten Tagen und Nächten, die er im Schützengraben durchgemacht hatte. Während er sprach, ruhten seine Augen voll Verwunderung auf Malvine. Sie schien ihm größer und stattlicher geworden, ja auch auf ihrem Gesicht glaubte er einen neuen Zug zu finden, der ruhigen, festen Willen verriet und sie Madeline ähnlicher gemacht hatte...

Dann holte Malvine ihre Wirtschaftsbücher hervor und erstattete Bericht. Und sie hatte genau Buch geführt und sein Eigentum sorglich verwaltet. Für alles, was sie während des Winters den deutschen Truppen geliefert hatte, waren die Belege da. Auch die alten Wirtschaftsbücher waren in dem unter dem Schutt ausgegrabenen Geldschrank aufgefunden worden. Wie gut, daß der alte Grundmoser noch bis zum letzten Tag so energisch geschafft hatte! Kurt staunte. Was hatte das junge, unerfahrene Mädchen alles geleistet. Sogar die Rüben und Kartoffeln hatte sie mit deutschen Soldaten eingeerntet und zum größten Teil an die deutsche Heeresverwaltung mit großem Nutzen verkauft.

Dann berichtete sie, daß Onkel Braczko von ihr das Geld zum Einkauf von Vieh und Ackergeräten erhalten hatte... Einige schwer beladene Fuhren mit Heu, Getreide und Vorräten mancher Art waren schon angekommen. Auch einen erfahrenen Inspektor hatte er ihr für Berschkallen besorgt...

„Aber Kind, Malvine, weshalb hast du mir das alles nicht geschrieben? Immer bloß von Bubi, und von der Wirtschaft höchstens zwei, drei Zeilen?“

Malvine lächelte.

„Ich nahm an, daß du deinen Kopf mit anderen Dingen voll hättest... und dann hatte ich, offen gesagt, keine Zeit dazu. Ich hatte niemand, dem ich Bubi anvertrauen konnte, und wollte es auch nicht, weil ich dir für den Jungen verantwortlich bin. Und abends war ich oft so müde, daß ich über den Büchern eingenickt bin.“

Kurt legte ihr die Hand auf den Arm und strich sanft herab zu ihrer Hand. Da zog sie ihre Hand schnell zurück und stand auf. „Du wirst müde sein, ich muß dir noch ein Bett rüsten.“

„Ein Bett? Das ist nicht nötig. Ich lege mich auf irgendein Sofa und decke mich mit meinem Mantel zu...“

„Ein Sofa haben wir leider nicht, aber ein Bett habe ich für dich. So schlecht sind wir denn doch nicht in Berschkallen daran, daß wir nicht für den Gutsherrn, wenn er aus dem Felde auf Urlaub kommt, ein gutes Bett hätten. Das habe ich mir aus Keimkallen geholt... Wir sollen morgen dort zu Mittag sein, können aber schon früher fahren, wenn Bubi morgen Toilette gemacht hat...“

„Mir scheint, bei dir dreht sich alles nur um Bubi...“

„Findest du das nicht natürlich? Das Kind ist mir doch das heilige Vermächtnis meiner Schwester... deiner Gattin...“

Sie fuhr sich mit den Händen über die Schläfen und sprach leise weiter:

„Manchmal ist es mir, als wenn Madeline neben mir steht und mir zusieht, wenn ich den Knaben herze... ja, manchmal ist mir so, als wenn Madeline in mir selbst lebt...“

Mit leuchtenden Augen hörte Kurt ihr zu.

„Ja, Malvine... du bist Madeline furchtbar ähnlich geworden... Als ich ankam und du in der Dämmerung vor der Tür standest, da musste ich mir ordentlich

einen Ruck geben, weil du auch in der Gestalt Madeline so ähnlich geworden bist... Du bist größer, voller und schöner geworden.“

Malvine errötete bis in die Schläfen hinauf. Dann wandte sie sich ab und ging schnell hinaus.

Kapitel 3

Erst auf der Fahrt nach Keimkallen sagte Malvine zu Kurt:

„Du wirst Georginne verändert finden.“

„Ach, geh doch... weshalb denn?“ fragte Kurt mitleidig, der zuerst an einen unheilvollen Einfluß der Trennungszeit dachte. Malvine errötete leicht.

„Es ist nichts Schlimmes, im Gegenteil. Sie erwartet Mutterglück.“

„Ach, das ist aber herrlich. Weiß es Paul schon? Natürlich wird er es schon wissen,“ verbesserte er sich selbst. „Da wird aber Paul glücklich sein. Ich habe mal acht Tage mit ihm zusammengelegt. Du, Malvine, das ist ein Soldat... der geborene Feldsoldat. Nicht tot zu kriegen! Tag und Nacht auf dem Posten und immer lustig. Es ging uns damals sehr dreckig. Wir hatten es verteufelt schwer. Tag und Nacht in strömendem Regen unter dem heftigsten Feuer der Feinde. Und jede Nacht Sturmangriffe. Da hielt er uns alle mit seinem Humor und seiner ruhigen Zuversicht aufrecht, nicht nur die Offiziere... bei denen war es auch weniger nötig... sondern auch die Mannschaft, die an ihm mit abgöttischer Liebe hängt. Sein Eisernes Kreuz Erster hat er sich allein dadurch verdient, nicht nur durch sein rücksichtsloses Draufgängertum.“

„Erzähl Georginne nur sehr viel von ihm,“ erwiderte Malvine lebhaft, „er schreibt zwar recht oft, aber immer nur ganz kurz, daß es ihm gut geht... weiter nichts. Und gebrauch nicht den Ausdruck: *rücksichtsloses Draufgängertum*, das könnte sie erschrecken.“

„Sie ist wohl sehr angegriffen von ihrem Zustand?“

Malvine schüttelte den Kopf.

„Sie ist noch tapferer, als es Madeline war. Onkel Braczko hat ihr zwar die Erdmüte Strawischke... ja die Älteste ist es... zu Hilfe geholt, aber sie läßt sich nicht beschonen, sie ist den ganzen Tag auf den Beinen. Onkel Braczko läßt sich von ihr um den Finger wickeln. Du, Kurt, der ist auch ganz anders geworden.“

„Ach, schade, hat er seinen gottgesegneten, übermütigen Humor verloren?“

„Davon hat er noch mehr als zuvor. Aber energisch ist er wieder geworden... unermüdlich in der Wirtschaft, hinten und vorn. Und den Rotspohn hat er sich abgewöhnt.“

„Malvine, alles will ich dir glauben, nur das nicht...“

Sie lachte, ein kurzes, stilles Lachen, das wie ein Sonnenstrahl über ihr ernstes Gesicht flog.

„Ganz so schroff will ich es nicht hinstellen, aber die drei, vier Flaschen, die er sich sonst nach dem Abendbrot einverleibt hat, sind weggefallen.“

„Er hat wohl keinen Rotwein mehr?“

„Oh, doch. Unsere Truppen hatten ihn zwar ganz leer getrunken, und es mag ihm manchmal nicht ganz leicht geworden sein, seinen alten, gut gepflegten Wein herauszugeben, aber nun hat er schon wieder für Ersatz gesorgt. Nein, er

strampelt sich tagsüber so paddenmüd, daß ihm abends nach dem Essen schon die Augen zufallen.“

„Er ist wohl älter geworden und zusammengeruckt?“

„Im Gegenteil, er ist frisch geworden, wie ein Jüngling, und wenn ich mich nicht sehr irre...“ ein schalkhaftes Lächeln kräuselte sich um ihre Lippen... „geht er auf Freiersfüßen.“

Kurt sah seine Schwägerin mißtrauisch von der Seite an. Mißtrauisch und doch froh darüber, daß sie bereits scherzen konnte. Dabei fiel sein Blick auf das umfangreiche Bündel, das Malvine unter ihrem Mantel auf dem Schoß zu liegen hatte. Eben hatte es drin deutlich gequarrt, und schon nestelte Malvine an dem Bündel, beugte sich herab und fragte in zärtlichem Ton:

„Na schlafen wir nicht mehr, sind wir endlich aufgewacht? Nun kommen wir gleich zu Onkel Braczko, da bekommt Bubi sein Fläschchen und wird den Onkel im Bart zausen...“

Atemlos lauschte Kurt, und sein Blick hing mit Staunen und Rührung an Malvine, an der Pflegemutter seines Kindes. Ihr ganzes Gesicht war wie in Sonnenschein getaucht, und aus ihren Augen leuchtete eine Zärtlichkeit, als wenn sie ihr eigenes geliebtes Kind auf dem Schoß hätte. Dann beugte er sich auch vor, um seinem Söhnchen in die blitzenden Augen zu schauen. Ganz von selbst kam es, daß er dabei den Arm um Malvine legen mußte. Da richtete sie sich auf, und ihr Gesicht erstarrte zu traurigem Ernst. Kurt wurde rot wie ein ertappter Sünder und stammelte:

„Verzeih, Malvine, ich habe mir dabei wirklich nichts gedacht... Ich fühle bloß die Freude über den Jungen und die Dankbarkeit für dich.“

„Sprich nicht immer von Dankbarkeit, Kurt, das ist mir peinlich. Ich tue ja nichts mehr als meine Pflicht.“

„Nein, Malvine, du tust mehr, viel mehr. Weißt du, jetzt wird es mir doch schwer werden, Abschied zu nehmen. Bisher stand das Kind noch ganz undeutlich in meinem Bewußtsein. Ich habe oft daran gedacht, aber ich konnte mir kein Bild von ihm machen. Jetzt weiß ich, daß Madeline mich reich beschenkt, daß sie mir ein großes Glück hinterlassen hat, einen Stammhalter, für den ich sorgen, und wenn irgend möglich, mich erhalten muß... Und dir habe ich es zu danken, daß du meinen größten Schatz mir behütest und bewahrst...“

Um seine Rührung zu verbergen, beugte er sich zu dem munter quarrenden Jungen hinab und ließ sich den Bart zausen...

Als der Wagen rasselnd auf der Rampe von Keimkallen vorfuhr, trat der alte Jons aus der Tür. Er war wirklich alt geworden.

Sein Haar war schlohweiß und der Körper hatte sich nach vorn geneigt. Jetzt wollten ihn auch die Knie nicht recht tragen, als er seinen Herrn auf dem Wagen erkannte. Aber das war nur die freudige Aufregung...

„Herr, Herr, gnädiger Herr,“ rief er ein über das andere Mal, und die Tränen schossen ihm aus den Augen.

Vom Wagen herab nahm Kurt seinen Kopf zwischen beide Hände und sah ihm in die treuen Augen.

„Alter Jons, freust dich wirklich so? Na, Alter, laß nur, nicht doch,“ rief er und zog seine Hände weg, die der Alte küssen wollte.

Dann nahm er Malvine den Jungen ab und trug ihn ins Haus...

Da war's schon gemütlich... Im Kamin auf der Diele brannte ein helles Feuer aus Tannenscheiten. Am Tisch saß Onkel Braczko mit der Zeitung, und Georginne baute eben vor ihm ein gediegenes Frühstück auf... Eben kam auch Erdmute herein.

Georginne war bleich geworden und mußte sich einen Augenblick an der Tischkante halten.

Sie hatte im ersten Augenblick, als sie die Uniform durchs Fenster sah, geglaubt, Paul wäre gekommen. Doch den freudigen Schreck und die nachfolgende Enttäuschung hatte sie schnell überwunden.

Kaum hatte sie Kurt begrüßt, als sie auch schon Malvine das Bündel abnahm und Bubi herausschälte. War das ein artiges Kind! Kurt hatte ihn noch nicht weinen hören. Selbst in dem kühlen Wasser, in dem er gebadet wurde, hatte er keine Miene verzogen, sondern mit Armen und Beinen geplantscht, daß Malvine ganz naß wurde.

Jetzt wanderte er von Arm zu Arm und landete schließlich auf Onkel Braczkos Knie, der mit glücklich lachendem Gesicht seinen Kopf herab bog, damit der kleine Bube ihm mit den Händchen in den Bart fahren konnte...

Das schien dem alten Herrn wichtiger als alles, was Kurt erzählte. Er begann natürlich mit der Begegnung mit Paul, wobei Georginne heiße Backen bekam und näher zu ihm rückte, um ihm die Hand auf den Arm zu legen.

Als Malvine dem Bubi sein Fläschchen gegeben und ihn zur Ruhe gebracht hatte, setzte man sich um den runden Tisch zum Frühstück, und da sah Kurt, daß Malvine nicht gescherzt hatte. Onkel Braczko ging wirklich auf Freiersfüßen, und das Ziel seiner Wünsche war Erdmute Strawischke.

Sie war nicht das, was man hübsch nennt, aber ein frisches, stattliches Mädel, lustig und ohne alle Ziererei. Das mußte man der Mutter Strawischke lassen: Erzogen hatte sie alle ihre Mädel, daß jeder seine Freude daran haben konnte... und tüchtig in der Wirtschaft. Zu Hause hatten sie alle ran müssen. Nicht etwa so, daß die gnädigen Fräuleins wochenweise in die Küche gingen. Nein, sie hatten alle alles tun müssen, sie hatten in der Molkerei wie eine Magd arbeiten müssen, ehe sie die Aufsicht führen durften. Sie hatten am Waschfaß gestanden und das Bügeleisen geschwungen, und wenn Mutter Strawischke eine ihrer Töchter unter fremde Leute gehen ließ, dann konnte sie sicher sein, daß sie ihr keine Schande machte.

Viel Mutterwitz und Bildung hatte sie ihren Töchtern nicht mitgeben können, aber einen gesunden Menschenverstand. Und Erdmute hatte schon lange gemerkt, daß es mit Onkel Braczko nicht ganz richtig war, wie man so zu sagen pflegt. Er machte sich nicht zum Narren, wie das manchmal bei alten Herren in unangenehmer Weise einzutreten pflegt, wenn in reifem Alter noch der Johannistrieb einsetzt, er war nur sehr aufmerksam gegen sie, und machte Jons, der bei Tisch bediente, durch einen energischen Blick aufmerksam, wenn er nach Braczkos Meinung Erdmute vernachlässigte.

Das war aber auch nur Einbildung von ihm, denn Jons war der aufmerksamste Diener, den man sich denken kann, und eher hätte er den alten Herrn selbst als Fräulein Erdmute vernachlässigt, die für den alten Mann wie eine Tochter sorgte...

Die zwei Tage waren wie im Flug vergangen. Fauchend und ratternd hielt das Auto vor der Tür. Kurt war noch einmal an das Bettchen seines Jungen getreten, der fest schlief. Da trat Malvine herein, nahm den Jungen auf und gab ihn dem Vater auf den Arm. Lächelnd schlug der Knabe seine Augen auf und fuhr dem Vater in den Bart.

„In dem Jungen muß ein sehr freundliches Gemüt stecken.“

„Das hat er von mir und... Madeline,“ fügte er schnell hinzu. Dann legte er den Jungen in sein Bettchen und schloß wortlos Malvine in seine Arme. Sie

stand ganz still mit herabhängenden Armen. Da küßte er sie leise auf die Stirn, wandte sich ab und ging hinaus...

Eines Abends saß Onkel Braczko allein am Kamin. Georginne war bereits zur Ruhe gegangen, und Erdmute schaffte noch in der Küche. Da kam die alte Sehnsucht nach einem guten Tropfen so heftig über ihn, daß er Jons nach einer Flasche Rotwein in den Keller schickte. Dabei war dem alten Herrn gar nicht gut zumute, denn er wußte, daß Jons den Kellerschlüssel von Erdmute holen mußte. Er sprach sich aber selbst Mut zu.

„Das wäre ja noch schöner... wer ist denn hier Herr im Hause?“

Aber er staunte doch, als Jons zwei Flaschen anbrachte, und worüber er noch mehr staunte, auch zwei Gläser. Eine Minute später kam Erdmute und setzte sich ihm gegenüber.

„Du willst mir Gesellschaft leisten?“

„Ja, Onkelchen, es schmeckt dir doch nicht, wenn du nicht zu jemand Prost sagen kannst.“

Gerührt hob Onkel Braczko sein Glas.

„Na, denn prost, mein liebes Kind.“

„Wohl bekomm's dir, Onkel.“

„Das ist ein guter Wunsch, Erdmute. Was man auch darüber sagen mag, für einen alten Mann ist solch ein guter Tropfen das reine Lebenselixier.“

„Die Milch der Greise,“ fügte Erdmute schalkhaft lächelnd hinzu.

„Na, erlaube mal,“ fuhr Onkel Braczko in komischer Entrüstung auf. »Ich bin noch lange kein Greis. Ich bin zwar kein junger Mensch mehr, aber zum alten Eisen lasse ich mich noch nicht werfen.“

„So habe ich es nicht gemeint, ich wollte bloß die Redensart anbringen.“

Der alte Herr hob prüfend das Glas und hielt es unter die Nase...

„Ein ganz süffiger Tropfen, aber doch nicht mit dem alten Wein zu vergleichen, den ich zwanzig Jahre im Keller liegen hatte. Weißt du Kind, Wein und Männer werden immer besser, je älter sie werden.“

Erdmute nickte zustimmend.

„Sie müssen bloß nicht zu alt werden...“

„Ja, Kind, da hast du auch recht.“

Dann gab sich Onkel Braczko einen Ruck und richtete sich straff auf.

„Sag mal, Erdmute, antworte mir mal ganz offen. Ich möcht dich etwas fragen. Hast du einen Schatz? Einen Mann, den du so recht von Herzen lieb hast?“

Ganz unbefangen sah Erdmute auf.

„Weshalb fragst du, Onkelchen?“

„Ach, ich möchte es wissen.“

Jetzt wurde Erdmute etwas rot und verlegen.

„Wie ich ganz jung war, habe ich Paul furchtbar angeschwärmt... das ist aber schon kluge her.“

„Na, aber jetzt, es ist doch so viel Militär bei euch im Hause gewesen? Hat dir da nicht dieser oder jener gefallen?“

Erdmute zuckte resigniert die Schultern.

„Gefallen hat mir schon mancher, aber ich habe keinem gefallen. Ich bin schon ins alte Register gekommen. Ja wirklich,“ rief sie lebhaft aus, „das passiert einem sehr früh, wenn man jüngere Geschwister hat, besonders hübsche Schwestern; besonders die Liese und Lotte... ich glaube, bei denen hat sich wohl was angesponnen.“

„Sieh da, hoffentlich was für die Dauer... Du wirst auch noch einen Mann bekommen...“

Erdmute winkte abwehrend mit der Hand.

„Ich glaube nicht mehr daran, Onkel. Wer soll sich auf mich verleckern? Ich bin nicht hübsch...“

„Na, erlaub mal...“

„Nein, nein, Onkel, das weiß ich selbst am besten, ich brauch ja bloß in den Spiegel zu sehen.“

„Du bist ein frisches, gesundes, stattliches Mädchel...“

„Stimmt alles, Onkel, aber das hilft mir nichts, weil ich keine Dittchen habe.“

„Aber die Lene hat doch den Nikolai von Roth bekommen...“

„Ja, die hat aber auch Augen, wie ein paar Kohlen, und ist so mollig und so schmiegsam wie eine Katze. Und ich wie eine Bohnenstange.“

„Den Vergleich verbitte ich mir, verstehst du mich, du dumme Margell.“

„Na, dann prost, Onkelchen, ich fühle mich furchtbar geschmeichelt, daß du so viel von mir hältst... Aber nun sag mal selbst, wer soll mich denn heiraten? Ein Fräulein vom Rittergut, da wagt sich schon keiner heran, der gesellschaftlich unter uns steht.“

„Es könnte sich doch mal ein Witwer treffen, der dich wegen deiner häuslichen Eigenschaften hoch schätzt... oder ein anderer alter Herr...“

Jetzt schien Erdmute ein Licht aufzugehen. Sie beugte sich herunter und warf einige Stücke Holz ins Feuer. Als sie sich aufrichtete, war sie rot geworden... Gedankenvoll senkte sie ihren Blick aufs Glas.

Jetzt wurde der alte Herr kühn...

„Sag mal, Erdmute, würdest du dich entschließen können, einen alten Herrn zu nehmen, der dich sehr gern hat?“

Lächelnd hob Erdmute ihre Augen.

„Onkel Braczko, mach keine schlechten Scherze.“

Der alte Herr lachte auf.

„Siehst du, da bist du schon auf der richtigen Fährte. Aber nach Scherzen ist mir nicht zumute. Ich meine es in vollem Ernst. Du kennst mich, wie einen alten Groschen. Ich brauch mich dir nicht vorzustellen, was ich bin und wie ich bin. Ich möchte dich auch nicht in dem Irrtum lassen, als wenn ich bald abzukratzen gedenke, um dich als junge, reiche Witwe zu hinterlassen. Nein, ich bin zäh wie Kernleder und werde hoffentlich noch recht lange leben.“

Jetzt war sein Redefluß versiegt, und es überkam ihn eine Befangenheit über die er sich selbst ärgerte... Er mußte sich ordentlich innerlich einen Ruck geben, um weiter sprechen zu können. „Ich will dich nicht wie ein Jüngling bestürmen, dessen Leben und Tod von der Antwort abhängt. Aber das kann ich dir ehrlich sagen, daß ich in der Zeit, wo du hier im Hause bist, dich lieb gewonnen habe. Ich bin ein gutmütiger Kerl, und wenn du mich nicht zu schlecht behandelst, wirst du von mir kein hartes Wort hören. Ja, und noch eins muß ich dir sagen. Keimkallen soll, wenn ich mal die Augen zumache, dem Paul zufallen, damit das Gut nicht auf einen Fremden kommt. Aber ich habe noch so viel auf der hohen Kante liegen, daß du als Witwe sehr behaglich leben kannst.“

Er stand auf und legte ihr die Hand auf die Schulter.

„Nun überleg dir das in aller Ruhe. Ich werde mich nicht in den Tod grämen, wenn du nein sagen würdest, aber wenn du ja sagen würdest, wäre ich sehr glücklich... Ja, Kind, ich habe mir das schon so schön gedacht, wenn wieder eine Frau im Hause schaltet und waltet, eine gute, liebe Frau, die mit mir Ge-

duld hat und nicht wie ein Deuwel im Hause herumfährt... eine Frau, wie du sein würdest.“

Mit schelmischem Blick sah Erdmute zu ihm auf.

„Weißt du so genau, Onkel Braczko, daß ich kein Zankdeuwel bin?“

„Ja, Erdmute, das, weiß ich, das fühle ich.“

Mit raschem Entschluss erhob sich Erdmute.

„Na dann in Gottes Namen, Onkel, ich habe dich auch lieb... Du bist bei all deinen Schwächen ein guter Mensch...“

„Schwächen... ich verstehe immer: Schwächen.“

Der alte Jons war unversehens eingetreten, wahrscheinlich, weil er die zweite Flasche entkorken wollte. Er war gewöhnt, nie ein Zeichen von Verwunderung von sich zu geben. Aber jetzt blieb er doch mit offenem Munde stehen, als er sah, wie der alte Herr das Fräulein Erdmute im Arm hielt und abküßte...

„Na dann zieh noch die zweite Flasche auf, aber Gnad dir Gott, alter Esel, wenn du nicht das Maul hältst... Ich habe mich eben mit Fräulein Erdmute verlobt... richtig verlobt... Mensch, Jons, siehst mir das nicht, an, daß ich ein Bräutigam bin?“

Kapitel 4

Onkel Braczko war der Meinung, daß er nicht viel Zeit mehr zu verlieren hätte, wenn er noch mal heiraten wollte. Deshalb warf er sich schon am nächsten Vormittag in seinen schwarzen Bratenrock, der nur bei ganz feierlichen Gelegenheiten seine Auferstehung erlebte, und fuhr zu Mutter Strawischke. Lotte, die Jüngste, kam gerade aus dem Milchkeller, als der Keimkaller Wagen auf den Hof fuhr.

Die feierliche und doch fröhliche Miene des alten Herrn, seine festliche Kleidung, deren Bedeutung noch durch einen Zylinder von altehrwürdiger Form erhöht wurde, ließ in ihr einen Gedanken aufkeimen, der sofort zur festen Überzeugung wurde, als Onkel Braczko sie in ernstem Ton fragte:

„Ist deine liebe Mutter zu sprechen, mein Kind?“

Sonst pflegte er wohl unter gleichen Umständen zu fragen:

„Lotte, ist die Olsch im Bau?“

„Selbstverständlich,“ hatte sie geantwortet und war atemlos ins Zimmer gestürmt, wo Olga, die Zweite, und Trude, die Vierte, beisammensaßen...

„Kinder,“ schrie sie, und dann mußte sie erst einen Lachkrampf überwinden, ehe sie fortfahren konnte:

„Kinder, wißt ihr was? Der Onkel Braczko will die Mutter heiraten.“

„Ach, Quatsch,“ erwiderte Trude, die sich durch nichts aus der Fassung bringen ließ, mit aller Seelenruhe.

„Das ist gar kein Quatsch.“

Sie kicherte wieder.

„Nein, wie komisch er aussieht im schwarzen Gehrock und 'nen Zylinder auf... bloß 'nen Blumenstrauß hat er nicht... Das hat doch was zu bedeuten! Und ganz feierlich fragt er mich: ›Ist deine liebe Mutter zu sprechen?‹ Kinder, das gibt 'nen Feez, wenn wir auf Onkel Braczko Papa sagen müssen.“

„Die Mutter denkt nicht daran, die ist doch über solche Dummheiten schon hinaus,“ meinte Trude.

„Na erlaube mal,“ fiel Olga ein, die sehr praktisch veranlagt war, und bereits alles, was für oder gegen diese Möglichkeit sprach, überdacht hatte. „Uns kann das doch nichts schaden, so 'n reichen Stiefvater zu kriegen.“

„Na darauf verspitz dich bloß nicht,“ erwiderte Trude. „Keimkallen fällt doch an den Paul.“

„Na, wenn schon,“ ließ sich Olga schon etwas energischer vernehmen. „Ich bin schon damit zufrieden, was an Vermögen sonst noch vorhanden ist.“

„Ach, quatsch doch nicht, Olga,“ erwiderte Trude scharf, „kannst du dir die Mutter und Onkel Braczko als Brautpaar vorstellen... Wie Feuer und Wasser...“

»Kinder, zankt euch nicht, die Sache ist im Lot,« rief Lotte, die am Fenster stand. »Er läßt ausspannen und bleibt hier. Wenn er 'nen Korb gekriegt hätte, wäre er doch sofort weggefahren.«

Jetzt standen auch die beiden anderen auf und traten ans Fenster, um sich davon zu überzeugen, daß der Wagen wirklich an den Stall fuhr und ausgespannt wurde.

„Kinder, ich werde mir das Lachen nicht verbeißen können,“ quietschte Lotte.

„Du Kalb, wann wirst du mal vernünftig werden,“ sagte Olga strafend. „Wir müssen sehr überrascht tun, aber uns sehr freuen. Ich freu mich wirklich,“ fügte sie ernst hinzu.

„Auch für die Mutter, die wird doch endlich auch mal ein bißchen aufatmen können.“

Frau Strawischke hatte auch ein verdutztes Gesicht gemacht, als der alte Herr mit ernster Miene eintrat und mit Würde und Nachdruck fragte:

„Verehrte Frau Nachbarin, darf ich Sie um eine Unterredung bitten?“

„Nanu, Braczko, was machen Sie denn für verrückte Anstalten? Wo brennt's denn?“ erwiderte Frau Strawischke in ihrer derben Art. Aber schon in demselben Augenblick stieg in ihr ein Gedanke auf, der ihr so komisch vorkam, daß sie nur mit Mühe das Lachen verbeißen konnte. Aber gewöhnt, sich zu beherrschen, neigte sie würdevoll das Haupt und lud Braczko durch eine Handbewegung ein, ihr in das Staatszimmer zu folgen, wo sie in aller Eile die Bezüge von einem paar Sesseln streifte und sich niederließ...

Die wenigen Schritte hatten genügt, um einen Entschluß zu fassen. Frau Strawischke konnte noch besser rechnen als ihre Tochter Olga. Blitzartig schnell war ihr der Gedanke durch den Kopf geschossen: Verkauf des eigenen Gutes, Übersiedlung nach Keimkallen, behagliches Wirtschaften als Hausfrau, gute Versorgung der Töchter, angenehmer Verwandtenkreis durch Berschkallen und später Nikolai von Roth... Das Rotspohntrinken wollte sie ihm schon abgewöhnen. Er sollte ja auch in letzter Zeit schon ganz anders geworden sein...

„Na, lieber Freund, was haben Sie mir denn so Wichtiges zu sagen?“ begann Frau Strawischke und legte ihr Gesicht, das durch einen Schatten auf der Oberlippe etwas Männliches hatte, in freundliche Falten...

Onkel Braczko hatte seinen Zylinder vorsichtig auf den Tisch gestellt, seine Handschuhe abgezogen und in den Hut geworfen. Jetzt zog er die Schöße seines Rockes auseinander und nahm im Sessel ihr gegenüber Platz.

„Ja, liebe, verehrte Freundin, Sie werden sich wundern.“

Nach einer kleinen, aber eindrucksvollen Pause:

„Ich habe so lange einsam als Witwer gelebt...“

„Das hatten Sie doch wirklich nicht nötig,“ fiel Frau Strawischke mit ermunterndem Lächeln ein.

„Nein, das hatte ich wirklich nicht nötig,“ bestätigte Braczko, „aber ich habe es doch nun mal getan... Glauben Sie mir, das war kein Vergnügen, mich mit

den Frauenzimmern rumzuärgern, ob sie nun Haus-Dame oder Wirtschafterin oder sonst was waren.“

„Ja, ja, das weiß ich, Sie haben mir ja oft genug Ihr Herz ausgeschüttet.“

„Nun habe ich aber kennen gelernt, daß man es anders, ich will sagen, besser haben kann...“

„Die Erkenntnis kommt ein bißchen spät, lieber Freund.“

„Aber hoffentlich noch nicht zu spät... ich bin zwar kein Jüngling mehr, aber, wie mein Schulmeister immer zu sagen pflegte, im besten Heiratsalter zwischen fünfzig und neunzig...“

„Ich bin ja auch nicht mehr die Jüngste, lieber Freund...“

„Wa... was meinen Sie?“ stammelte Braczko und sah Frau Strawischke ganz verduzt an... In demselben Augenblick stieg in ihm die Erkenntnis auf, daß Mutter Strawischke sich für die Erkorene hielt... Ohne daran zu denken, was solch eine Bewegung auf die Strawischke für einen Eindruck machen mußte, schlug er sich mit der Hand vor die Stirn und dachte: *Was hast du alter Kerl nun wieder angerichtet?* Nun galt es, den verfahrenen Karren wieder ins rechte Geleise zu bringen.

„Na, erlauben Sie mal, verehrte Freundin, Sie haben doch sehr jung geheiratet... Warten Sie mal: Sie sind höchstens vierundvierzig.“

„Stimmt auffallend, lieber Braczko,“ bestätigte Frau Strawischke, wobei sie wie ein junges Mädchen errötete...

Donnerwetter, dachte Braczko, *wie komm ich bloß aus der Brodelei raus...*

„Na, Sie könnten doch auch schon längst zum zweiten Mal geheiratet haben.“

„Allerdings, lieber Braczko, ich will Ihnen das nicht verschweigen, daß ich noch vor nicht sehr langer Zeit einen ernst gemeinten Antrag gehabt habe.“

„Weshalb haben Sie ihn denn nicht angenommen?“

„Ja, wissen Sie, lieber Freund, das ist doch immer ein schwerer Entschluß, wenn man erwachsene Kinder im Hause hat...“

Braczko holte tief Atem, ehe er antwortete. Das war der Rausreißer.

„Ja, da haben Sie Recht, verehrte Freundin, wenn erst die älteren Mädchen aus dem Hause sind, dann könnten auch Sie noch mal daran denken.“

Jetzt sah ihn Frau Strawischke ganz verblüfft an.

„Ach Gott, lieber Braczko, das Bedenken hätte ich wohl schließlich überwunden, wenn mir die Person des Freiers gepaßt hätte...“

Aber jetzt ließ sich der Freier nicht mehr aufs Glatteis locken. Er stand auf und reckte sich empor.

„Also kurz und rund heraus gesagt, ich stehe hier als Freier vor Ihnen... ich bin gekommen, um bei Ihnen um die Hand Ihrer Tochter Erdmute anzuhalten.“

Auf dem Gesicht der Gutsfrau wechselte jäh die Farbe. Zuerst wurde sie kreidebleich, dann schoß ihr das Blut ins Gesicht... Dann lehnte sie sich zurück und lachte aus vollem Halse. Das war die Rache für die Enttäuschung, die sie eben erlitten hatte. Und sie traf...

Braczko trat einen Schritt zurück und runzelte die Stirn.

„Was soll das heißen? Weshalb kommt Ihnen das lächerlich vor? Oder haben Sie sich verhöhrt? Ich, Bernhard, Waldemar, Fürchtegott Braczko, Rittergutsbesitzer auf Keimkallen, halte um die Hand Ihrer ältesten Tochter Erdmute an...“

Jetzt hatte Frau Strawischke sich gefaßt.

„Ach Gott Braczko, Sie sind immer ein Spaßvogel gewesen, aber damit treibt man doch nicht Scherz... Sie und meine Erdmute... Entschuldigen Sie, aber die Sache ist doch zu komisch...“

„Wenn Ihnen die Sache komisch vorkommt, dann will ich Sie weiter damit nicht behelligen. Erdmute ist zum Glück schon mündig und braucht sich nicht mehr daran zu kehren, ob ihrer Mutter die Sache komisch vorkommt oder nicht... Sie ist auch vernünftig genug, um nicht nach dem bißchen Plunder zu jammern, den Sie ihr im besten Fall mitgeben können. Wenn ich ein armes Mädchen heirate, dann kann ich ihr auch die Aussteuer kaufen.“

Jetzt hatte Frau Strawischke auch das neue Rechenexempel im Kopf fertig. Sie stand auf und legte Braczko die Hand auf den Arm.

„Herr Gott, Braczko, was sind Sie noch für ein Hitzkopf! Erst machen Sie Redensarten, daß ich, na sagen wir mal offen, schon einen freudigen Schreck kriege und denken muß, Sie wollen mir einen Antrag machen, und dann platzen Sie mit einem Mal raus, Sie wollen die Erdmute heiraten... Weshalb sagen Sie denn nicht gleich, daß Sie mit der Erdmute einig sind?“

„Wo kann ich denken...“ beinahe hätte er *alte Schraube* gesagt... „daß Sie als Mutter von sechs erwachsenen Töchtern noch einen Heiratsantrag erwarten...“

„Na erlauben Sie mal, Braczko, ich bin mit Ihnen verglichen doch noch ein Keichel.“

„Wollen wir uns nun Elogen sagen oder wollen wir vernünftig miteinander sprechen?“ fragte der alte Herr brummig...

„Das liegt ja nur an Ihnen... Na gut... ich bin schon ganz still; aber nun sagen Sie mir mal, ist das wirklich wahr, hat die Erdmute Ihnen klipp und klar die Einwilligung gegeben, daß Sie bei mir um ihre Hand anhalten sollen... oder...“

„Was oder?“

Doch Frau Strawischke ließ sich nicht unterbrechen.

„...oder soll ich...“

„Nichts sollen Sie, als ja und amen sagen,“ erwiderte Braczko äußerlich ruhig, aber in seiner Stimme grollte es...

„Sie haben es mir ja schon vorhin an den Kopf geworfen, daß Erdmute mündig ist.“

Braczko hatte sich wieder gesetzt und die Hände gefaltet.

„Die Sache fängt gut an... so eine Schwiegermutter wie Sie, die hat mir auf meine alten Tage bloß noch gefehlt...“

„Wer 'ne junge Frau haben will, muß meistens auch eine Schwiegermutter mit in den Kauf nehmen.“

„Daran hatte ich allerdings nicht gedacht,“ brummte Braczko. „Aber nun kann ich und will ich auch nicht zurück. Dazu habe ich Erdmute viel zu lieb. Und daß sie es nicht schlecht haben wird bei mir, darauf kann ich Ihnen mein Wort geben... Selbstverständlich stelle ich ihre Zukunft sicher. Keimkallen bekommt Paul. Das ist verbrieft und versiegelt und daran ist nicht zu rütteln.“

„Daran denkt ja auch kein Mensch,“ lenkte Frau Strawischke mit sanftem Ton ein.

„Ich werde aber noch vor der Hochzeit Erdmute notariell so viel verschreiben, daß sie nach meinem Tode sehr behaglich leben kann.“

Frau Strawischke schob sich mit ihrem Sessel näher zu ihm heran und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Na, Onkel Braczko, auf ein anständiges Nadelgeld wird es Ihnen doch auch nicht ankommen.“

„Nadelgeld? Wozu Nadelgeld? Sie bekommt gleich vom ersten Tage an die Zinsen von dem, was ich ihr verschreibe. Das Kapital bleibt allerdings in meiner Verwaltung, das wird ihr erst bei meinem Tode ausgezahlt.“

„Das ist hoch nobel von Ihnen, lieber Freund...“

„Haben Sie mich schon mal als Schubjack kennen gelernt? Ich wollte übrigens sowieso in diesen Tagen mal zu Ihnen herüberkommen. Sie werden jetzt wohl den Kopf voll Sorgen haben?“

„Na, nicht zu knapp, lieber Freund... Mich haben die Russen ratzekahl ausgeplündert. Die Bahnstation liegt so dicht am Gut, da hatten sie es furchtbar bequem, alles fortzuschaffen... Jetzt fehlt es an allen Ecken und Kanten... und bis wir vom Staat Entschädigung bekommen, kann man kopfheister gegangen sein.“

„Das habe ich mir schon gedacht... Reichtümer haben Sie nicht gesammelt... Nein, nein, Strawischken, das soll kein Vorwurf sein. Ich weiß, was Sie zu kratzen haben, um neben den Hypothekenzinsen einigermaßen anständig leben zu können. Das hat Ihr Seliger auf dem Gewissen mit dem verfluchten Spielen... Wenn er Rotwein getrunken hätte, meinestwegen noch einmal so viel wie ich, dann wären Sie eine reiche Frau... Na, Schwamm drüber... Also wieviel brauchen Sie?“

„Ach Gott, Braczk, ich weiß im Augenblick nicht... aber so um die Zehntausend rum wird's wohl sein, ich muß...“

„Was Sie brauchen, weiß ich ganz genau. Also abgemacht, Sie geben mir einen Happen zu essen und dann fahren wir gleich in die Stadt... Ich habe dort sowieso zu tun...“

„Ja, noch eins, lieber Braczk, wann soll denn die Hochzeit sein?“

„Keinen Tag später als wie es nötig ist. Ob meine Papiere in Ordnung sind, weiß ich nicht, aber das kommt ja jetzt im Krieg wohl nicht so genau darauf an... Ich werde uns noch heute in den Kasten hängen. Bloß wer wird uns trauen?“

Er kratzte sich am Kopf.

„Ich bin ja selbst stellvertretender Standesbeamter, weil der Grundmoser tot ist... und unser Pastor ist auch weg...“

„Na, da wird sich schon Rat finden. Das ist das allerwenigste. Aber Erdmute muß noch heute nach Hause... Sie können dafür Olga mitnehmen...“

Braczk lachte laut los.

„Ach so, weil wir jetzt Brautleute sind... Strawischken, nehmen Sie mir's, nicht übel, das ist eine Hochschätzung meiner Person, die mir zwar sehr schmeichelhaft ist, aber...“

„Hierbei gibt's kein aber, lieber Freund,“ unterbrach ihn die Gutsherrin. „Das gehört sich mal so... Die Braut gehört ins Elternhaus und nicht ins Haus des Bräutigams... Olga kann gleich nach Mittag nach Keimkallen fahren, und der Wagen bringt Erdmute zurück. Und nun muß ich Ihnen vor Freude einen Kuß geben, Sie alter, lieber Brumbär, Sie...“

Der Augenblick für diese neugebackene verwandtschaftliche Zärtlichkeit war sehr schlecht gewählt, denn Lotte hatte es vor Neugier nicht mehr aushalten können. Sie war von Zimmer zu Zimmer geschlichen und stand nun vor Aufregung brennend und zitternd vor der Tür des Staatszimmers. Da hörte sie das Mädchen aus der Küche kommen und zu Olga sagen:

„Das Essen ist fertig.“

Nun hatte sie den Vorwand, einzutreten.

Mit einem heftigen Druck stieß sie die Tür auf... und sah, wie ihre Mutter den Arm um Braczkos Schultern gelegt hatte und ihm einen herzhaften Kuß gab. Erst stieß sie einen Schrei aus, dann sprang sie auf ihre Mutter zu, warf sich an ihre Brust und schluchzte unter Tränen lachend:

„Ich wünsche euch viel, viel Glück und Segen.“

Frau Strawischke nahm den kleinen Wildfang in ihre Arme und strich ihr zärtlich über die blonden Locken...

„Du würdest dich also freuen, wenn ich Onkel Braczko heiraten würde?“

„Ja, Muttchen, furchtbar... wir alle freuen uns schon sehr... Wir haben das gleich gewußt, was Onkel Braczko wollte... und wie er so lange blieb, da wußten wir auch schon, daß du ihm keinen Korb gegeben hast.“

Sie verstand es nicht und machte ein dummes Gesicht dazu, als ihre Mutter lachend zu Braczko sagte:

„Ja, lieber Freund, da hätten Sie keine Schwiegermutter mehr gehabt. Aber nun geh und hol die Schwestern. Onkel Braczko hat sich mit Erdmute verlobt... und ich habe mit Freuden meine Einwilligung gegeben...“

Einen Augenblick stand Lotte wie zur Salzsäule erstarrt... nur ihre Augen irrten ratlos von ihrer Mutter zu Onkel Braczko.

Erst als dieser sie in die Backen kniff und lustig sagte:

„Ja, Lotte, jetzt bist du meine Schwägerin,“ kam Leben und Bewegung in sie. Wie der Blitz war sie verschwunden. Wie der Blitz flog sie durch das zweite Zimmer. Man hörte sie noch rufen:

„Kinder... Olga, Trude, Liese...“ dann wurde eine Tür zugeschlagen.

Bei Tisch traten die Mädels ziemlich gefaßt dem neuen Schwager gegenüber. Aber als die Mutter das Glas erhob, um das Brautpaar leben zu lassen, da war es mit ihrer Fassung vorbei... Olga lehnte sich schluchzend an die Brust ihrer Mutter... Trude knutschte abgewendet ein Tränchen ab... bloß Lotte stieß kräftig mit Onkel Braczko an und schüttelte ihm die Hand.

„Du bist doch ein Heimtücker, Onkel... entschuldige, Schwager wollte ich sagen. Lockst die Erdmute nach Keimkallen und verlobst dich heimlich mit ihr...“

Dann wandte sie sich zu den Schwestern:

„Weshalb granst ihr? Es geht doch nicht zum Begräbnis, sondern zur Hochzeit... Die mußt du aber fein ausrichten, Schwager... Wirst du auch für junge, hübsche Brautführer sorgen?“

„Ja, ja, alles, was du willst, du kleiner Kobold... Jede von euch kriegt drei Brautführer zum Aussuchen... Ich werde gleich Paul schreiben, daß er ein Dutzend Jägeroffiziere mitbringt.“

Kapitel 5

Onkel Braczko war ein sehr aufmerksamer Bräutigam. Er überhäufte Erdmute mit Geschenken und fast täglich erschien er in Schorellen, um sich nach ihrem Befinden zu erkundigen, wobei er nie vergaß, einen Strauß mitzubringen. Auch die Spottsucht der jüngeren Geschwister hatte er durch seine Freigebigkeit überwunden. Sie schwärmten für den „Schwager“ und beneideten ihre Schwester.

Und was das Wunderbarste war: die Schwiegermutter hatte vor ihm Respekt bekommen. Nicht nur deshalb, weil er ihr so bereitwillig half, sondern weil er sich eines Tages ihren Wirtschaftsbetrieb ansah und Frau Strawischke dabei furchtbar abkanzelte. „Weiberwirtschaft“ war noch der gelindeste Ausdruck.

Er war tatsächlich wieder jung geworden, nicht nur geistig und körperlich, sondern auch im Aussehen. Mit seinem langen, eisgrauen Backenbart hatte er

wie ein alter würdiger Herr ausgesehen. Jetzt hatte er bloß den Schnurrbart und den von wenigen grauen Fäden durchzogenen Knebelbart stehen lassen und sah wie ein wohl konservierter Vierziger aus...

Die kleinen Sticheleien, denen er anfangs ausgesetzt gewesen war, beachtete er nicht.

Georginne und Malvine waren mit seiner Heirat einverstanden, und das genügte ihm. Als er abends nach der Rückkehr von der Brautwerbung bei Georginne eintrat, war ihm doch etwas bänglich zumute. Sie konnte fürchten, daß Paul und sie durch Braczkos Heirat benachteiligt würden... deshalb überraschte ihn die Freude, mit der sie ihn empfing, umso mehr.

Beide Hände streckte sie ihm entgegen.

„Vater, das ist ein Geniestreich von dir! Und wie ich mich über Erdmüte gefreut habe, daß die so verständig ist...“

„Wirklich, hast dich gefreut? Das ist mir eine große Erleichterung. Ein bißchen werdet ihr beide, Paul und du, ja benachteiligt werden, aber bloß ein bißchen, denn Keimkallen bleibt dem Paul, und was ich brauche, um Erdmüte sicher zu stellen, das wirtschaftete ich noch raus...“

„Vater, daran habe ich nicht mit einem Gedanken gedacht... Im Gegenteil, ich habe es mir sofort gesagt, daß dein Testament jetzt hinfällig wird.“

„Daran ist kein Gedanke.“

Georginne drohte ihm schalkhaft mit dem Finger.

„Na, und wenn ihr einen Sohn bekommt...?“

Jetzt machte Braczko erst ein verblüfftes Gesicht und kratzte sich im Haar, dann lachte er laut auf.

„Wir werden doch nicht? ... Kind, mal den Deuwel nicht an die Wand...“

„Erdmüte würde sehr glücklich darüber sein.“

„Dann wird er Offizier,“ erklärte Braczko, „und wenn er durchaus Landwirt werden will, kann ihm Paul Jerkischken abtreten...“

Wieder lachte er hell auf...

„Nein, Georginne, das ist zu komisch, daß wir uns schon darüber Gedanken machen. Wollen mal erst abwarten...“

Am nächsten Vormittag war er nach Berschkallen geritten, um sich Malvine als Bräutigam vorzustellen und zu hören, was sie dazu sagen würde. Er trat vor sie hin, warf sich in die Brust und fragte:

„Siehst du mir nichts an?“

„Ich weiß ja schon alles, Onkelchen... Meine herzlichsten Glückwünsche zu deiner Verlobung...“

„Danke, danke sehr, aber nun sag mir mal ganz offen, habt ihr euch nicht ein bißchen darüber gewundert, daß ich alter Esel noch mal aufs Glatteis gehen will?“

„Ich sehe weder Glatteis, noch einen alten Esel, sondern einen lieben guten Menschen, der Erdmüte glücklich machen wird. Nimm es mir nicht übel, Onkel, alles, was dem alten Braczko,“ sie betonte *alten*, „anhafte, rührte nur davon her, daß du keine Frau hattest, die dich ein bißchen ans Bündel genommen hätte. Ich glaube, das wird Erdmüte sehr gut und sanft besorgen, ohne daß du was davon merkst...“

„Hoffentlich wird sie nicht viel Arbeit mit mir haben. Nun bring mir mal erst den Jungen, und dann wollen wir in die Wirtschaft gehen. Sag mal, willst du bauen?“

„Ja, ich will das Inspektorhaus in Ordnung bringen und hineinziehen. Der Inspektor bekommt dann diese Wohnung.“

„Das ist sehr vernünftig, Malvine... Hast du Nachricht von Kurt?“

„Leider nein... Ich fürchte, daß ihm etwas zugestoßen ist. Ach, Onkel Bracko, mir ist manchmal so schwer zumute... wie ein Alp liegt es auf mir. Denk mal die Verantwortung, wenn Kurt fallen sollte und ich sollte allein den Jungen erziehen.“

„Ach, Kind, man muß nicht gleich das Schlimmste annehmen. Unsere Truppen sind in rascher Vorwärtsbewegung... Er wird weder Zeit, noch Gelegenheit haben, dir regelmäßig Nachricht zu geben.“

Auch in Schorellen lag ein Schatten auf dem Glück. Mutter Strawischke und die Schwestern sorgten sich um Lena. Sie war ohne Zweifel in russische Gefangenschaft geraten... Gleich zu Beginn des Krieges war sie nach Königsberg gefahren, um sich zur freiwilligen Krankenpflege in der sie ausgebildet war, zu melden... Sie war sofort nach Insterburg geschickt worden, wo sich das erste Feldlazarett befand. Von dort hatte sie noch einmal geschrieben... Man hatte zwar noch nicht gehört, daß die Russen sich an einer Krankenschwester vergriffen hätten, aber das Herz der Mutter war doch voll Sorge, denn Lena war nicht nur die Klügste, sondern auch die hübscheste ihrer Töchter...

Lotte hatte sich gleich eine ganz abenteuerliche Geschichte ausgedacht. Das hätte Lena mit Nikolai von Roth so besprochen. Sie sollte sich gefangen nehmen lassen, und dann würde er sich mit ihr kriegsstraufen lassen... Und sie blieb steif und fest bei dieser Geschichte, die dadurch noch eine gewisse Wahrscheinlichkeit erhielt, als Mutter Strawischke vom Roten Kreuz die Nachricht erhielt, daß sich die anderen Schwestern und Pflegerinnen alle vor den Russen gerettet hätten und nur Lena anscheinend freiwillig zurückgeblieben wäre.

Etwas Wahres war allerdings dabei. Als nach der siegreichen Schlacht bei Gumbinnen am 20. August plötzlich der allgemeine Rückzug unserer Truppen befohlen wurde, war auch Insterburg geräumt worden. Die Bergungszüge waren im Nu überfüllt... Die meisten zogen zu Wagen oder zu Fuß fort. Aber mindestens ein Drittel der Einwohner blieb.

Lena war nach anstrengendem Nachtdienst in ihre Wohnung gegangen und hatte sich schlafen gelegt. Ihr Stübchen lag im Hinterhaus zu einem großen Garten raus... Da hörte sie nichts von dem Trubel, der die Straße anfüllte, von dem Rattern der Wagen, dem Schreien und Drängen der Menge. Als sie bald nach Mittag zum Lazarett ging, wunderte sie sich über die Stille und die Menschenleere in den Straßen... Vor dem Tor des Lazarett stand kein Posten mehr. Sie trat in das große Haus; alle Türen offen, alle Zimmer leer... Die Verwundeten mußten fortgeschafft sein.

Es war ihr doch recht beklommen zumute, als sie durch die leeren Korridore, in denen ihr eiliger Schritt lauten Widerhall hervorrief, ging. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke, umzukehren und zu fliehen. Wenn sie an der Bahn entlang ging, konnte sie vielleicht noch den Russen entkommen. Aber erst wollte sie noch nachsehen, ob auch die Schwerverwundeten fortgeschafft wären. Immer schneller lief sie... Jetzt riß sie die Tür des Saales auf... Da lagen noch acht Schwerverwundete.

Jetzt war kein Gedanke mehr an Flucht in ihr. Sie gab den Kranken zu trinken, sie gab ihnen Medizin ein und sah die Verbände nach. Die armen deutschen Brüder, die für ihr Vaterland geblutet hatten, sollte sie ohne Pflege lassen, der Willkür der Russen preisgegeben? Nein...

Bei der Arbeit verging ihr die Zeit.

Sie erschrak, als ein fester Schritt den Korridor entlang kam. Doch als die Tür geöffnet wurde, atmete sie auf. Sie war nicht mehr allein.

Eine ältere Frau, eine Witwe, die in Insterburg wohnte und freiwillig geholfen hatte, war auch zurückgeblieben und kam, um nachzusehen, ob die Schwerverwundeten zurückgeblieben wären...

Nun fühlte sich Lena geborgen. Das war eine energische Frau, die sich nicht vor dem Deuwel, geschweige denn vor einem Russen fürchtete. Und was noch mehr wert war, sie sprach fertig russisch.

Gemeinsam machten sie sich daran, nach Vorräten zu suchen und fanden auch eine reichliche Menge. Die ganze Apotheke des Lazarets war geblieben und auch reichliche Lebensmittel, so daß sie die Verwundeten und sich selbst versorgen konnten. Gegen Abend hörten sie die Russen einmarschieren. Das waren die Vortruppen, die schnell die ganze Stadt absuchten und dann am Bahndamm nach Westen weiterzogen, bis die gesprengte Eisenbahnbrücke ihnen Halt gebot. Bald darauf kam die Hauptmacht. Man hörte taktmäßigen Marsch auf den Straßen, man hörte Wagen und Geschütze rasseln. Mit einem Mal war die Stadt wieder voll Lärm.

Dann hastige Schritte und lautes Sprechen und Rufen im Lazarett selbst.

Still saßen die beiden Frauen im dämmernden Abend bei ihren Kranken. Dann wurde die Tür aufgerissen, ein Russe sah hinein, konnte aber wohl nichts erkennen, denn er zog den Kopf zurück und schmetterte die Tür zu, daß die Fenster klirrten.

Eine Stunde später merkten die beiden Frauen, daß Verwundete hereingeschafft wurden. Schließlich wurde auch die Tür ihres Saales geöffnet und Verwundete hereingetragen. Bald darauf kam ein russischer Stabsarzt herein, der den verwundeten Deutschen die Deckbetten abriß und sie in der rohesten Weise zu untersuchen begann. Vor Aufregung und Zorn bebend, bat ihn Frau Kowalla, doch etwas schonender mit den Kranken umzugehen, sie wären schwerverwundet und krank.

„Halt das Maul!“ der russische Ausdruck war noch viel gröber, brüllte der Arzt sie an und fuhr in seiner Beschäftigung fort. Da stellte sich die Frau vor das nächste Bett, und als er herantrat, stieß sie ihn zurück, und dann legte sie auf Russisch los:

„Du Sohn einer Hündin, du Schinder, du Mörder... nicht einmal ein Stück Vieh darf man so behandeln...“

Die Energie der Frau schien ihm zu imponieren, denn er lachte laut auf und ging zum nächsten Bett, in dem ein Russe lag. Lena nahm Verbandszeug und trat neben ihn. Unter seiner Aufsicht wusch und verband sie die Wunde, einen ziemlich ungefährlichen Schuß durch die Wade.

„Serr gut, serr gut...“ sagte er dabei. „Schönes Mädchen, sehr schön... Wirst du heute zu mir kommen?“

„Lena,“ rief Frau Kowalla, „lassen Sie die Hände davon und kommen Sie mit mir. Wir müssen erst sehen, ob wir nicht Schutz vor diesem Ekel finden.“

„Nein, bleiben, hier bleiben,“ rief der Arzt, aber die beiden Schwestern kehrten sich nicht daran, sondern gingen hinaus. Die Soldaten, die ihnen begegneten, traten ehrfurchtsvoll zur Seite und grüßten. Frau Kowalla fragte einen Unteroffizier, wo der Chefarzt zu finden wäre. Er führte sie bereitwillig... Ein brummiger, alter Herr empfing sie mit einem gebrüllten „Pascholl... raus.“

Unerschrocken erwiderte Frau Kowalla:

„Wir sind keine Russen, wir sind Deutsche, wir sind als Krankenschwestern nicht gewöhnt, so angebrüllt zu werden.“

Der alte Herr stand auf.

„Ah, Sie sind Deutsche? Sie sind hier geblieben? Weshalb sind Sie nicht geflohen?“

„Wir haben hier im Lazarett acht Schwerverwundete, die nicht fortgeschafft werden konnten. Wir sind hiergeblieben, weil wir befürchteten, daß sie von den Russen schlecht behandelt werden könnten.“

„Oh, oh,“ erwiderte der Arzt und schüttelte mißbilligend seinen Kopf. „Wir sind doch keine Barbaren.“

„Das freut uns, Herr Oberstabsarzt, denn ich bin gekommen, mich über einen Arzt zu beschweren, der unseren Verwundeten in der rohesten Weise die Verbände abreißt und gegen Schwester Lena ungezogen geworden ist.“

„Das werde ich gleich untersuchen.“

Er rief einen Soldaten herein und schickte ihn, den Arzt zu holen. Währenddessen sagte Frau Kowalla ihm:

„Wir sind bereit, auch Ihre Verwundeten zu pflegen, aber nur, wenn wir angemessen, das heißt, achtungsvoll behandelt werden.“

„Dafür stehe ich Ihnen ein. Ich weiß Ihre Dienste zu schätzen, umso mehr, als wir keine Pflegeschwestern haben. Es werden hoffentlich bald welche nachkommen, aber jetzt bitte ich Sie um Ihre Hilfe.“

Als der Soldat mit dem von ihm geholten Arzt eintrat, fuhr der alte Herr auf ihn los und überschüttete ihn mit einer Flut der allergrößten Schimpfworte, wie sie nur die russische Sprache kennt.

Lachend trat Frau Kowalla dazwischen.

„Herr Oberstabsarzt, das ist nicht der richtige.“

Aber der alte Herr ließ sich nicht stören.

„Ach, das schadet nichts, der kann es sich auch gleich merken, daß diese Damen hier, diese deutschen Schwestern, unter meinem Schutz stehen. Ich laß euch sofort ablösen und in die Front stecken, wenn einer von euch sich das Geringste zuschulden kommen läßt, und nun geh und sag dem Iwan Georgewitsch, was ich dir gesagt habe.“

Mit einer feinen Handbewegung zu den beiden Frauen fuhr er im höflichsten Ton fort:

„Bitte, meine Damen, ich schicke Ihnen noch heute ein Schreiben, das Sie haben müssen, wenn Sie aus dem Lazarett rausgehen wollen.“

Der sehr heftig angeschnauzte Arzt entledigte sich seines Auftrags an den Kollegen durchaus wahrheitsgetreu. Die Botschaft schien aber wenig gefruchtet zu haben, denn er forderte die beiden Frauen in sehr wenig höflichem Tone auf, Hand anzulegen. Doch Frau Kowalla ließ nicht locker.

„Erst werden wir unsere Deutschen verbinden und dann Ihnen helfen, aber nur, wenn Sie uns höflich darum bitten.“

Es waren ein paar sehr ungemütliche Stunden, die sie in dem Saal verlebten. Der russische Arzt behandelte auch seine Landsleute so roh, daß sie stöhnten und fluchten, ja einer versetzte ihm einen Faustschlag ins Gesicht, daß ihm das Auge anschwell. Vom anderen Bett rief ein verwundeter Unteroffizier: „Das ist ja kein Arzt, das ist ein Fleischer... Man sollte ihn bei der Bagage beschäftigen, aber nicht als Arzt.“

Gegen Mitternacht kam ein Soldat, der die beiden Schwestern zum Oberstabsarzt holte.

Sie sollten ihm bei einer schweren Operation Handreichungen tun. Es wurden aber nicht eine, sondern vier große Operationen.

Erst gegen Morgen, als schon der Tag graute, waren sie damit fertig.

Frau Kowalla hatte nicht unterlassen, in einer Pause dem alten Herrn das Benehmen des jungen Arztes noch einmal zu schildern.

Er versprach, ihn rauszuwerfen und ging selbst mit ihnen, um die deutschen Verwundeten zu untersuchen. Dann ging Lena nach Hause, um ein paar Stunden Schlaf zu suchen.

Frau Kowalla schien eine eiserne Natur zu besitzen. Ihr genügte es, sich auf ein Stühlchen zu setzen und ihren Kopf aus ein Bett zu legen, um zu schlafen.

Als Lena vor ihr Haus kam, fand sie ein altes Ehepaar zitternd vor der Tür stehen.

„Was ist los?“ fragte sie den alten Tischlermeister.

„Ein russischer Offizier mit zehn Soldaten hält Haussuchung bei uns ab. Ich glaube, man hat es auf Sie abgesehen... Wir haben angeben müssen, wo Sie wohnen.“

Ohne Zögern ging Lena über den Hof und stieg zu ihrer Wohnung hinauf. Die Tür stand weit offen. In ihrem Stübchen sah es wüst aus. Die russischen Soldaten hatten alle Schubladen, alle Schränke ausgeleert und Kleider, Betten, Papiere, Wäsche auf den Fußboden geworfen. Der Offizier stand im Zimmer. Lena klopfte das Herz bis zum Zerspringen, aber sie trat auf den Offizier zu, der mitten in der Stube stand und herrschte ihn an:

„Was wollen Sie hier? Was haben Sie in meiner Wohnung zu suchen?“

„Ah, Sie sind das Fräulein Strawischke?“ antwortete er deutsch. „Wir suchen nicht mehr, wir haben schon gefunden. Sie kommen mit uns zum Verhör.“

Einer der Soldaten faßte sie am Arm.

„Sie werden doch gegen eine Dame nicht Gewalt anwenden, Herr Leutnant,“ rief Lena energisch und schüttelte die Hand des Soldaten ab.

Von zwei Soldaten mit aufgepflanzttem Seitengewehr eskortiert, schritt Lena im Morgengrauen durch die stillen Straßen der Stadt. Sie wußte nicht, weswegen sie verhaftet wurde. Sie war sich keiner Schuld bewußt. Aber das war ein schlechter Trost.

Kapitel 6

Nach einer Weile fiel ihr ein, den Offizier zu bitten, sie zum Lazarett zu führen. Der alte Oberstabsarzt würde ihr vielleicht helfen.

Der Offizier erwiderte ihr rau:

„Dazu habe ich keinen Befehl. Sie sind der Spionage verdächtig und ich habe die Schuldbeweise gefunden.“

„Das ist aber ganz unmöglich... Ich bin Krankenschwester und habe mich um nichts anderes gekümmert.“

Der Leutnant zuckte die Achseln.

„Das wird sich finden. Jetzt haben Sie den Mund zu halten.“

Immer weiter ging der Marsch bis zur Kaserne. Dort wurde sie in das vergitterte Arrestlokal gesperrt, in dem sich schon zwei russische Soldaten befanden. Der eine, sinnlos betrunken, wälzte sich auf dem Boden, der andere lag auf der Pritsche und schnarchte. Sie lehnte sich an den Türpfosten, die Sinne drohten ihr zu schwinden. Die Luft war wohl schon an und für sich schlecht gewesen, jetzt kam noch der widerliche Gestank hinzu, den der Betrunkene verbreitete. Sie krampfte die Hände ein und biß sich auf die Zunge, um sich durch den

Schmerz aufrecht zu erhalten. Die Gedanken gingen ihr aus, sie fühlte nur einen dumpfen Schmerz im Kopf. Dazu die bleierne Müdigkeit, die sie umzuwerfen drohte.

Im letzten Augenblick erinnerte sie sich daran, daß sie ein Fläschchen mit Salmiakgeist in ihrer Handtasche hatte. Sie entkorkte es und roch daran, das erfrischte sie für ein paar Minuten... und dann fing sie an zu grübeln. Bei jedem Geräusch fuhr sie zusammen und doch wünschte sie, daß man sie holen kam, um endlich aus dieser körperlichen und seelischen Pein erlöst zu werden. Aber Stunde um Stunde verrann...

Frau Kowalla hatte den ganzen Vormittag schwer gearbeitet. Nun war es schon elf und Lena hatte versprochen, um zehn zurück zu sein.

Ob ihr was zugestoßen war? Oder schlief sie nach den Anstrengungen der letzten Nacht so fest...? Nach einer Viertelstunde machte Frau Kowalla sich auf den Weg, um Lena aufzusuchen.

Sie fand die Stube noch in der gräulichen Unordnung, in die sie die russischen Soldaten versetzt hatten, und erfuhr von dem alten Tischlermeister, daß Lena verhaftet worden sei. Sofort eilte sie zum Lazarett zurück und suchte den alten Oberstabsarzt auf. Ohne Umschweife sagte sie ihm, daß es nur ein Racheakt von dem jungen Arzt sein könnte.

Der alte Herr fluchte erst gräulich, dann gab er ihr ein Schreiben an den Platzkommandanten mit. Aber welcher Energie bedurfte es noch, bis Lena in dem Arrestlokal ausfindig gemacht und zum Verhör vorgeführt wurde.

Ohne um Erlaubnis zu fragen, drängte sich die mutige Frau mit den Soldaten ins Zimmer. Lena sah erbarmungswürdig aus. Sie sank auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

„Was haben Sie hier zu suchen, scheren Sie sich raus,“ schnauzte der Auditeur Frau Kowalla mit gutem Deutsch an.

Wieder wies sie das Schreiben des Oberstabsarztes vor und dann sagte sie russisch:

„Die Schwester hier ist eine Dame aus bester Familie und die Verlobte eines russischen Offiziers, des Hauptmanns Nikolai von Roth. Sie werden gut tun, sie etwas höflich zu behandeln und als Kavalier etwas Rücksicht auf ihren Zustand zu nehmen. Wir haben die ganze Nacht russische Verwundete verbunden und bei vier schweren Operationen dem Oberstabsarzt Hilfe geleistet.“

Der Auditeur zuckte die Achseln, aber sein Ton war höflich, als er jetzt sagte: „Fräulein Lena Strawischke... Sie sind der Spionage verdächtig. Und bei der Haussuchung hat man diesen Brief bei Ihnen gefunden. Haben Sie diesen Brief geschrieben?“

Lena erhob sich und trat zum Tisch. Nach einem Blick auf den Brief erklärte sie ruhig:

„Jawohl, den Brief habe ich kürzlich, bevor Ihre Truppen einrückten, an meine Mutter geschrieben, konnte ihn aber nicht mehr absenden.“

„Sie haben darin Mitteilungen über die Bewegungen unserer Truppen gemacht... Woher haben Sie diese Kenntnisse?“

„Von unseren Verwundeten, die mit Ihren Truppen im Gefecht waren.“

„Sie sind mit einem russischen Offizier verlobt?“

Lena errötete und machte ein erstauntes Gesicht.

„Ja, mit Nikolai von Roth.“

„Wo haben Sie den Herrn von Roth kennen gelernt?“

„Auf einem Gut hier in Ostpreußen.“

„Die Herren von Roth hatten doch einen Sekretär, einen Herrn von Iwolski.“

Lena nickte.

„Wissen Sie, wie dieser Herr von Iwolski ums Leben gekommen ist?“

Lena sah den Russen fest an und erwiderte ruhig:

„Er hat sich erschossen.“

Der Auditeur nickte.

„So! Wissen Sie auch, weshalb er sich erschossen hat?“

Ohne Zögern erwiderte Lena:

„Er hatte sich bei einer jungen Dame, die er liebte, einen Korb... eine scharfe Abweisung geholt. Da ging er auf sein Zimmer, kam nicht mehr zum Abendessen herunter und gegen 10 Uhr abends erschoss er sich in seinem Zimmer.“

„Hm... Waren Sie vielleicht die junge Dame, die Herrn von Iwolski abwies?“

„Nein, ein Fräulein Mertinat, die jüngste Schwägerin des Gutsherrn von Berschkallen.“

„Glauben Sie, daß die Abweisung wirklich Herrn von Iwolski dazu gebracht hat, sich zu erschießen?“

„Jawohl, ein anderer Grund lag ja nicht vor. Das Fräulein Mertinat war mit einem Deutschen verlobt, der den Herrn von Iwolski gefordert hätte, wenn er nicht vorgezogen hätte, freiwillig aus dem Leben zu scheiden.“

„Das ist mir auch noch keine genügende Erklärung... Wissen Sie nichts weiter?“

Lena sah ihn fest an.

„Ich habe Ihnen offen alles gesagt, was ich wußte... und das wußte ich nur, weil ich mit Nikolai von Roth verlobt bin.“

Sie mußte sich mit Gewalt beherrschen, denn sie hatte bereits, gemerkt, daß von ihrer Aussage wahrscheinlich das Schicksal ihres Verlobten abhing. Aber der Gedanke rüttelte sie auf und gab ihr Kraft. Jetzt mischte sich auch Frau Kowalla ein.

„Ist das Verhör nun erledigt? Sie sehen doch, die junge Dame ist dicht vor dem Umsinken. Das soll wohl der Dank fein für unsere Tätigkeit?“

„Sie können gehen alle beide,“ erwiderte der Auditeur mit aller Seelenruhe. „Danken Sie Gott, daß die Sache noch so gut für das Fräulein abgelaufen ist.“

„Oh, nein, so lassen wir uns nicht behandeln. Wir werden uns beschweren,“ erwiderte Frau Kowalla auf Russisch und zog Lena mit sich fort.

Ganz oberflächlich hatte Lena in ihrem Stübchen etwas Ordnung gemacht, dann brach sie zusammen. Nur Ruhe... schlafen... sie sperrte die Tür ab und warf sich in Kleidern aufs Bett. Es war schon finster, als sie erwachte. Sie machte Licht und sah auf die Uhr. Es war bereits zehn Uhr. hastig aß sie ein paar Happen und ging hinaus durch die finstere Nacht zum Lazarett.

Die nächsten Tage vergingen ruhig. Eines Morgens fehlte der alte Oberstabsarzt. Frau Kowalla erfuhr bald, daß er nach Tilsit versetzt worden war. Er hatte aber noch etwas Gutes getan, er hatte den jungen Arzt mit sich genommen. Aber nun wurde es anders im Lazarett. Schon am Nachmittag kam ein ganzer Wagen voll russischer „Krankenschwestern“.

Aber sie trugen nur die Tracht. In Wirklichkeit waren sie ganz etwas anderes. Sie spazierten lachend und singend und Zigaretten rauchend durch die Zimmer und schäkerten mit den Leichtverwundeten. Abends fanden sich junge Offiziere zum Besuch ein und es begann ein wüstes Gelage mit den *Schwestern*.

Frau Kowalla ging sofort am nächsten Tage zu dem neuen Oberstabsarzt, einem Stockrussen, um sich zu beschweren und Abhilfe zu verlangen. Er schnauzte sie heftig an, sie habe sich nicht darum zu kümmern. Wenn sie ihn noch einmal behellige, werde er sie einsperren lassen.

Nun berieten die beiden Frauen, ob sie unter solchen Umständen noch länger im Lazarett bleiben konnten. Aber die Sorge um die deutschen Verwundeten entschied. Sie waren dem sicheren Tod geweiht, wenn die beiden Schwestern weggingen. Aber nun mußte Frau Kowalla mit dem russischen Oberstabsarzt jeden Tag einen Strauß bestehen, um nur das nötige Verbandszeug für ihre Verwundeten zu erhalten. Die jungen Frauenzimmer trieben sich nach wie vor im Lazarett herum, aber den beiden deutschen Schwestern gingen sie scheu aus dem Wege.

Eines Morgens machte sich Lena freudig gestimmt auf den Weg zum Lazarett. Sie trug ein ganzes Körbchen Eier am Arm. Und das war so gekommen. Von ihrem Balkon aus konnte sie in den Hof und Garten eines Nachbarhauses sehen, auf dem ein Dutzend Hühner herumliefen. Sie mußten wohl irgendwo reichliches Futter finden, denn Lena hörte sie öfter gackern, und als Landmädels wußte sie ganz genau, was das bedeutete. Mit Hilfe des alten Tischlers sperrte sie die verschlossene Haustür auf und ging auf die Suche... Ein halbes Schock Eier war die Ausbeute.

Als sie mit schnellen Schritten in die Straße, die zum Lazarett führte, einbog, begegneten ihr zwei Offiziere. Der eine, ein General, mit langem, blondem Schnurrbart, grüßte sie freundlich und rief ihr auf Russisch etwas zu, was sie nicht verstand. Sie blieb stehen und antwortete:

„Ich bin eine deutsche Krankenschwester.“

Der General trat näher.

„Ah, eine deutsche Krankenpflegerin... Tun Sie in unserem Lazarett Dienste? Weshalb sind Sie nicht geflohen?“

„Ich wollte einige schwerverwundete deutsche Soldaten, die nicht fortgeschafft werden konnten, nicht verlassen.“

„Brav, sehr brav, Schwester. Werden Sie gut behandelt? Haben Sie keine Klagen vorzubringen?“

„Leider ja, Herr General. Ihre Soldaten werden so schlecht behandelt und gepflegt, daß sie wie die Fliegen sterben.“

„Sind denn keine Ärzte, keine Schwestern da?“

„Nur zwei Ärzte. Und die Schwestern, die im Lazarett sind, haben etwas anderes zu tun, als sich um die Kranken zu kümmern.“

Der General, es war *Rennenkampf* selbst, wie Lena später erfuhr, griff grüßend an die Mütze.

„Ich danke Ihnen, Schwester, für Ihre Mitteilung.“

Dann sagte er auf Russisch einige Worte zu seinem Adjutanten, die sehr energisch klangen, und ging weiter. Der jüngere Offizier machte kurz kehrt und war mit wenigen Schritten an Lenas Seite.

„Haben Sie sonst noch Klagen vorzubringen, Schwester? Sprechen Sie offen... Exzellenz will alles wissen.“

„Sie werden ja selbst sehen, Herr Major.“

Schweigend legten sie die letzten Schritte zum Lazarett zurück. Schon von weitem winkte der Offizier dem Posten ab, als er die Wache herauf rufen wollte. Ohne anzuklopfen öffnete er die Tür zu dem Zimmer, wo der Oberstabsarzt gerade bei einem kräftigen Frühstück saß. Ein kurzes, barsches Wort... Der Arzt kam herausgestürzt und fing zu sprechen an.

Ohne ihn weiter zu beachten, schritt der Offizier weiter.

„Führen Sie mich zu Ihren Verwundeten.“

Frau Kowalla rüstete sich gerade zum Weggehen. Sie hatte eben vergeblich den Oberstabsarzt um Verbandszeug für die deutschen Kranken gebeten. Jetzt

wollte sie ausgehen und versuchen, in der Stadt etwas aufzutreiben. Mit einem Blick hatte sie die Sachlage erfasst. Ohne auf den Offizier zu achten, fuhr sie auf den Oberstabsarzt los, und fing an, ihm in russischer Sprache Vorhaltungen zu machen. Der Offizier hörte schweigend zu.

Ein kurzes Wort. Der Arzt trat an das Bett eines deutschen Schwerverwundeten und begann, seinen Verband zu untersuchen, nachdem er eine Ordonnanz nach Verbandszeug und nach dem zweiten Arzt geschickt hatte.

Währenddessen ging der Offizier von Bett zu Bett und befragte jeden Kranken. Und die russischen Verwundeten hielten nicht mit ihren Klagen und Beschwerden zurück... Schon während der Untersuchung und Befragung der Kranken war Kanonendonner zu vernehmen.

Bald nach Mittag hörte man schon Gewehrfeuer. Die Russen begannen abzuweichen. Die beiden Ärzte verschwanden.

Die russischen Krankenschwestern hatten, gleich nachdem der Major mit Lena das Haus betreten hatte, sich unsichtbar gemacht.

Auch die Soldaten, die in dem Lazarett Dienst getan hatten, verschwanden. Weinend fielen sich die beiden Frauen in die Arme. Kein Zweifel, deutsche Truppen nahten als Befreier.

Um die Verwundeten kümmerte sich niemand. Sie wollten auch gar nicht weg. Sie freuten sich alle darüber, in deutsche Gefangenschaft und deutsche Behandlung zu kommen.

Eben wollte Frau Kowalla nach der Küche herunter gehen, um zu sehen, ob nicht vielleicht der Kaffee fertig wäre, als der Auditeur mit zwei Soldaten in den Saal trat.

„Fräulein Strawischke, Sie kommen mit uns.“

Mit Mühe bezwang Lena ihren Schreck.

„Weshalb wollen Sie mich mitschleppen? ... Ich habe doch nichts getan...?“

„Wir werden doch die Braut eines unserer Offiziere nicht in deutsche Hände fallen lassen,“ erwiderte der Auditeur höhnisch. „Und Sie, Frau Kowalla, machen sich reisefertig... Sie kommen auch mit.“

„Da müssen Sie mich schon mit Gewalt fortschleppen, gutwillig gehe ich nicht.“

„Machen Sie keine Dummheiten, Frau, sonst lasse ich Sie an die Mauer stellen und erschießen.“

Mehr noch als die Drohung wirkte Lenas angstvoller Blick. Ohne zu antworten zog Frau Kowalla ihre Jacke an und faßte Lena unter den Arm.

„Kommen Sie... Das ist die größte Gemeinheit, daß die Russen uns jetzt fortschleppen. Das ist der Dank für unsere Aufopferung.“

Vor dem Tor hielt ein offenes Auto. Die Frauen stiegen mit dem Auditeur ein, die beiden Soldaten stellten sich von außen auf die Trittbretter und nun ging's los. Aber so leicht war es nicht, aus der Stadt zu kommen, denn die Straßen waren mit Wagen aller Art vollgepfropft. Deutlich war jetzt das Gewehrfeuer zu hören. Die deutschen Truppen schienen die Stadt von zwei Seiten angegriffen zu haben. Mit gefalteten Händen schickte Lena ein stummes Gebet aus ihrem Herzen zum Himmel empor. Aber kein Wunder geschah... Das Auto wand sich durch und erreichte die Chaussee nach Gumbinnen. Nun ging es in rasender Fahrt durch Gumbinnen und Stallupönen bis nach Eydtkuhnen.

Dort wurde eine halbe Stunde gerastet, weil der Chauffeur seinen Benzinvorrat erneuern mußte. Die beiden Frauen froren entsetzlich, denn die Nacht war schon empfindlich kühl, und dazu kam noch der schneidende Luftzug, den das Auto erzeugte. Erst gegen Morgen gelangte man in eine größere russische Stadt.

Vor einer Kaserne, die als Lazarett eingerichtet war, hielt das Auto... Mehr tot als lebendig, hungrig, erfroren, wurden die beiden Frauen hereingeführt. Ein kleines Kämmerchen mit einem Bett wurde ihnen angewiesen.

Wortlos sanken sie sich in die Arme und hielten sich lange umschlungen... bis Frau Kowalla sagte:

„Mut, liebe Schwester, man wird uns nicht weiter fortschleppen, man will uns hier im Lazarett behalten. Wir werden die Zähne zusammenbeißen und unsere Schuldigkeit tun. Den Kopf wird man uns nicht abreißen. Nun kommen Sie, wir wollen uns zu Bett legen und zu erwärmen suchen. Morgen früh sehen wir die Sache schon mit anderen Augen an...“

Kapitel 7

Am nächsten Morgen erfuhren sie, daß sie sich in Kowno befanden. Frau Kowalla, die aus härterem Holz geschnitten war, stand auf und ging auf Entdeckungsreisen aus. Lena mußte liegen bleiben. Sie fieberte und hustete.

Als ihre Leidensgefährtin wiederkam, brachte sie den alten Oberstabsarzt mit, der jetzt hier das Lazarett leitete. Nun fühlten sie sich geborgen. Der alte Herr untersuchte Lena und stellte eine nicht allzu schwere Lungenentzündung fest.

Ein Glück, daß Lena nicht allein fortgeschleppt worden war, denn jetzt brauchte sie sorgsame Pflege, und damit sah es auch in diesem Lazarett sehr windig aus. Es waren wohl einige Pflegerinnen da, aber viel zu wenig für die Menge Verwundeter. Die meiste Arbeit wurde von Soldaten besorgt, die nicht die geringste Ahnung von Hygiene und Sauberkeit hatten. Die wenigen Ärzte konnten nicht überall sein und schienen auch nicht allzu großen Wert auf Reinlichkeit zu legen.

Frau Kowalla wurde gleich tüchtig angespannt, aber sie fand immer noch Zeit, öfter nach Lena zu sehen, die vierzehn Tage fest zu Bett lag. Ebenso lange mußte sie sich noch schonen, bis ihre volle Kraft wiedergekehrt war und sie sich wieder den Verwundeten widmen konnte.

Der russische Soldat, der unter böswilliger Leitung so schrecklich in Ostpreußen gehaust hat, ist in Wirklichkeit ein großes Kind. Er ist grausam und weichherzig, tapfer und feige, je nach Umständen, wobei es nur darauf ankommt, wozu er angeleitet wird...

Die Verwundeten lagen still und in ihr Schicksal ergeben in ihren Betten, nur ihre Augen bettelten, wenn sie Hunger hatten oder sonst etwas haben wollten. Am größten war der Hunger nach Zigaretten. Selbst Leute mit einem Lungenschuß wollten durchaus rauchen, sobald es ihnen ein bißchen besser ging.

Täglich kam neuer Nachschub, und Frau Kowalla erfuhr, weil sie russisch sprach, von den frisch eingelieferten Verwundeten so viel, daß sie sich ein Bild der Kriegslage machen konnte.

Im Oktober hatten die Deutschen in Masuren wieder eine große Schlacht gewonnen und die Russen aus Lyck herausgeworfen. Aber dann hatte ihr Vordringen wieder gestockt, und nun lagen sich die beiden Fronten auf ostpreußischem Boden gegenüber.

Eines Tages war ein Transport verwundeter Offiziere angekommen und in einem großen Zimmer untergebracht worden. Der alte Oberstabsarzt, der nur

die beiden deutschen Schwestern bei Operationen zuzog, betraute sie auch mit der Pflege der verwundeten Offiziere.

Trotzdem fanden sie noch Zeit, sich um die verwundeten Deutschen zu kümmern, von denen eine ganze Anzahl im Lazarett lag.

Lena hatte allmählich so viel russisch gelernt, daß sie sich mit den Kranken über die täglichen Vorkommnisse unterhalten konnte.

Eines Tages wurde sie von einem Leutnant, der wegen eines Schusses im rechten Arm nicht schreiben konnte, gebeten, ihm einen Brief an seine Braut zu schreiben. Sie erwiderte ihm auf Deutsch, sie könnte nicht russisch schreiben, sie sei eine Deutsche. Erstaunt rief der Leutnant es seinen Kameraden zu und sprach dann deutsch weiter:

„Oh, schade, ich sehe, Sie sind auch verlobt... Ich dachte, Sie würden mir gern diesen kleinen Dienst erweisen.“

„Sehr gern,“ erwiderte Lena, „wenn ich es könnte, aber ich kann Ihnen helfen. Meine Freundin spricht und schreibt fertig russisch.“

Es dauerte nicht lange, da kam Frau Kowalla herein und erklärte sich bereit, den Brief zu schreiben. Während der Leutnant diktierte, hörte Lena, die am Bett nebenan zu tun hatte, den Namen ihres Verlobten, Nikolai von Roth, aussprechen. Ein jähes Rot stieg in ihr Gesicht empor.

Hastig drehte sie sich um.

„Herr Leutnant, was wissen Sie von Nikolai von Roth? Er ist mein Bräutigam.“

„Schwester Lena, Sie sind die Braut meines: Hauptmanns? Meines verehrten Hauptmanns? Ach, welch ein prächtiger Mensch!“

Und nun begann er unaufgefordert von Nikolai zu erzählen. Wie durch ein Wunder war ihre Kompanie aus der Schlacht von Tannenberg entronnen, hatte dann an den erbitterten Kämpfen bei Augustowo teilgenommen, wobei sie mehr als die Hälfte ihres Bestandes verlor, und lag jetzt in einem Fort vor Kowno...

Lena wurde bei der Erzählung des Leutnants immer abwechselnd blaß und rot. Sie wagte keine Frage zu tun, um den Erzähler nicht zu unterbrechen, aber jetzt brach es stürmisch aus ihr hervor:

„Hier in Kowno, Herr Leutnant? Ach Gott, wenn ich ihm doch Nachricht geben könnte, daß ich hier bin.“

„Aber Schwester Lena, das ist doch sehr einfach. Schreiben Sie, verehrte Frau: ›Lieber Nikolai, ich liege verwundet hier in der Dragoner-Kaserne. Ich habe dir eine sehr wichtige Nachricht mitzuteilen. Komm so schnell als möglich. Dein Sergei Alexandrowitsch. So, und nun rufen Sie mir eine Ordonnanz herein.‹“

In fieberhafter Aufregung ging Lena von Bett zu Bett, ihre Augen, die sonst wie ein paar Kohlen funkelten, leuchteten in verklärtem Glanz. Sie mußte sich beschäftigen, um den Aufruhr ihrer Seele zu bändigen. Bis jetzt hatte sie die tiefe Sehnsucht nach dem über alles geliebten Mann fest in sich verschlossen getragen und nicht einmal Frau Kowalla, die ihr eine aufrichtige Freundin geworden war, einen Blick in ihr Herz tun lassen. Jetzt brach die ungestüme Freude in ihr unaufhaltsam hervor. Die verwundeten Offiziere, die sie alle dankbar verehrten, nickten und lächelten ihr zu.

„Nur Geduld, Schwester... Wir freuen uns alle mit Ihnen.“

Eben hatte Lena mit dem Verteilen des Nachmittagskaffees begonnen, als Nikolai von Roth ahnungslos eintrat. Mit einem Blick hatte er seinen Leutnant herausgefunden und schritt auf sein Bett zu. Da rief jemand hinter ihm:

„Nikolai!“

Alles Blut wich aus seinem gebräunten Gesicht. Seine Augen weiteten sich...

„Lena! Du hier?“

Da war nicht einer unter den verwundeten Offizieren, dem nicht die Tränen in die Augen traten.

Nun begann für Lena eine Reihe glücklicher Tage. Nikolai kam fast täglich auf ein paar Stunden. Unter anderem erzählte er ihr auch, daß gegen ihn und Bogdan eine Untersuchung wegen des Todes seines Sekretärs von Iwolski eingeleitet worden sei. Erst vor wenigen Wochen habe sich die Sache zur Zufriedenheit aufgeklärt. Lena führte diese Wendung wohl mit Recht auf ihre Aussage vor dem Auditeur zurück.

Von Bogdan hatte er schon seit dem Herbst keine Nachricht. Auf seine Erkundigungen hatte er die Mitteilung erhalten, daß er vermißt werde. Dann hatte er noch durch Kameraden erfahren, daß er nach Aussage eines Gemeinen verwundet und aller Wahrscheinlichkeit nach in die Hände der Deutschen gefallen sei. Bald merkte Lena den inneren Zwiespalt in der Seele ihres Bräutigams. Er tat seine Pflicht als russischer Offizier und nahm seine Pflicht ernster als viele seiner Kameraden.

Aber sein Herz stand auf Deutschlands Seite.

Er erzählte, daß er seines Namens und seiner Abstammung wegen besonders in der ersten Zeit angefeindet und mißtrauisch beobachtet wurde. Er habe seine Zunge sehr hüten müssen und sei mehr als einmal nahe daran gewesen, seine Überzeugung zu verraten, wenn seine Kameraden in der Trunkenheit übermütig prahlten und von ihrem baldigen Einzug in Berlin sabelten.

Nach einiger Zeit begann er in Lena zu dringen, sich mit ihm kriegsstraufen zu lassen.

Das war eine schwere Versuchung für Lena. Sie hing mit heißer Liebe an ihrem Verlobten, sie verehrte ihn, weil sie ihn als edlen, aufrichtigen Menschen hochschätzte...

Ja, als Tochter ihrer Mutter wußte sie auch die Bedeutung einer Eheschließung abzumessen... Aber sie weigerte sich. Erst gebrauchte sie die Ausrede, sie hätte doch gar keine Papiere, und als Nikolai das für nebensächlich erklärte, sagte sie ihm offen, daß sie sich trotz aller Liebe nicht dazu entschließen könnte, ihm jetzt und solange er noch als Feind ihrem Vaterlande gegenüberstände, ihre Hand zu reichen. Das würde ihr wie Fahnenflucht vorkommen.

Als Nikolai nichts darauf erwiderte, faßte sie ihn zärtlich um und sagte unter Tränen lächelnd:

„Sieh mal, ich kann doch auch hier im Lazarett nicht fahnenflüchtig werden. Ich bin ebenso nötig wie Frau Kowalla, nicht bloß, um deine verwundeten Kameraden zu pflegen, sondern auch meine Landsleute.“

Nun gab Nikolai sich zufrieden und drang nicht weiter in sie.

Dann kam die große Winterschlacht in Masuren. Sie brachte so viel Verwundete, daß alle Räume überfüllt waren. Selbst auf den Korridoren lagen Schwerverwundete und Sterbende.

Es gehörten stahlharte Nerven und übermenschliche Kräfte dazu, um in diesem Jammer, Elend und Wirrwarr nicht den Kopf zu verlieren. Die beiden deutschen Schwestern kamen drei Wochen nicht aus den Kleidern und zu einem ungestörten Schlaf. Es läßt sich mit Worten kaum schildern, was die beiden Frauen durchzumachen hatten. Tagelang lagen Schwerverwundete unverbunden auf dem kalten, zugigen Korridor. Täglich hielt der Tod seine grausige Ernte ab und schaffte Platz.

Die Anstrengung und Aufregung war an Lena nicht spurlos vorübergegangen. Sie war zum Umfallen erschöpft, so daß ihr der Oberstabsarzt Ruhe und völlige Zurückziehung von der Arbeit verordnete.

Wieder waren einige Wochen vergangen, als Frau Kowalla ihr die Nachricht brachte, daß die deutschen Truppen die russischen Linien durchbrochen hätten und vorrückten... Die Bestätigung folgte bald durch die Menge Verwundeter, die eingeliefert wurden. Es war nicht ganz so schlimm, wie nach der Winterschlacht, aber immer genug Jammer und Elend.

Und dann kam der Tag, an dem der Donner der deutschen Geschütze vernehmbar wurde.

Nikolai kam auf eine Minute, um Abschied zu nehmen. Er gehörte zur Besatzung des Forts, das aller Wahrscheinlichkeit nach den ersten Ansturm der Deutschen würde aushalten müssen. Wortlos umfaßte er Lena, küßte sie noch einmal heiß und drückte ihr ein Bündel Papiere in die Hand.

Erst am Abend, als sie für ein halbes Stündchen ihre Kammer aufsuchte, um sich durch Waschen zu erfrischen und einen Happen zu essen, warf sie einen Blick hinein. Es war außer anderen Schriftstücken, deren Bedeutung sie nicht verstand, sein Testament in deutscher und russischer Sprache. Mit wehmütiger Rührung las sie, daß er sie für den Fall seines Todes zur gleichberechtigten Erbin neben seinem Bruder Bogdan eingesetzt hatte, und falls Bogdan vor ihm gefallen wäre, zur alleinigen Erbin.

Als sie die Papiere in den Umschlag stecken wollte, fand sie noch einen Zettel. In rührenden Worten versicherte ihr Nikolai seine Liebe und nahm Abschied von ihr. Er habe das Gefühl, daß er diesmal nicht mit dem Leben davonkommen werde. Sie möge nach dem Frieden die Güter um jeden Preis verkaufen und einen anderen tüchtigen Mann mit ihrer Hand glücklich machen...

Noch in der Nacht begann das Wegschaffen der Leichtverwundeten. Alle weigerten und sträubten sich. Sie wollten lieber in deutsche Gefangenschaft geraten als sich fortschaffen lassen. Lena verband gerade einen Offizier, der auch weggeführt werden sollte, als Frau Kowalla hastig eintrat, sie an den Arm fasste und mit sich fortzog.

„Sie müssen sofort zum Oberstabsarzt kommen.“

„Aber hier geht es doch nicht zum Oberstabsarzt,“ rief Lena, als ihre Freundin die entgegengesetzte Richtung einschlug.

„Schreien Sie doch nicht so... Fragen Sie nicht, kommen Sie.“

Sie lief voran und zog Lena mit sich fort. Sie stiegen eine wenig benutzte Hintertreppe hinab. Immer tiefer, bis in den Kohlenkeller. Frau Kowalla leuchtete mit ihrer Taschenlampe umher. Da stand im Winkel eine längliche Kiste, auf die sie sich setzten.

„Nun sagen Sie bloß, was ist los, weshalb verschleppen Sie mich bis in den Keller?“

„Der Auditeur sucht uns wieder. Ich stand gerade an der Treppe, als er mit zwei Soldaten in die Tür kam. Zum Überfluß hörte ich noch, wie er nach uns fragte.“

„Was will der Kerl bloß von uns?“

„Von uns? Nein, er will Sie in seine Gewalt bringen und mich will er Ihnen zur Gesellschaft mitnehmen. Solange Ihr Bräutigam hier ein und aus ging, hat er sich nicht an uns herangetraut. Jetzt müssen wir hier aushalten, bis unsere Landsleute uns befreien.“

Aber allzu lange hielt es die tätige Frau nicht in dem Versteck aus. Schon nach einer Stunde schlich sie die Treppe hinauf und wagte sich schließlich

noch weiter vor. Alles still, alles finster... Alle Türen offen. Nur ab und zu vernahm sie das Stöhnen eines Verwundeten. Dann hörte sie jemand laut fluchend den Korridor entlang kommen. An der Stimme erkannte sie den alten Oberstabsarzt. Sofort ließ sie ihre Lampe aufleuchten und trat ihm entgegen.

„Ach Sie sind es, Frau Kowalla. Wo haben Sie gesteckt? Da war so ein verrückter Auditeur, der wollte Sie und Schwester Lena durchaus wegführen. Was will das verdammte Hundsblut von Ihnen?“

„Das ist, wie ich glaube, ein Privatgeschäft des Herrn Auditeurs, der Schwester Lena in seine Gewalt bringen will.“

„So? Na, dann machen Sie sich noch für ein paar Stunden unsichtbar, bis die Gefahr für Sie vorbei ist. Ich bleibe hier. Ich habe die Schweinewirtschaft satt, ich will unter Menschen kommen. Zwei Forts sind schon von den Deutschen genommen... gegen Morgen werden sie wohl in die Stadt eindringen. Haben Sie was zu essen? Nein? Dann kommen Sie in einer halben Stunde wieder. Ich werde etwas holen und hier an der Treppe niederlegen. Auf Wiedersehen, Schwester.“

Es war doch gut, daß der alte Herr auch daran gedacht hatte, denn nun, als sie still saßen, meldete sich der Hunger. Sie konnten ihn aber völlig stillen, denn der Oberstabsarzt hatte gut vorgesorgt. Dann legte Frau Kowalla Lenas Kopf an ihre Brust und empfahl ihr zu schlafen. Sie selbst hatte sich ihr Schultertuch um den Kopf gebunden und sich an die schwarze, kalte Wand gelehnt.

Gegen Mittag war die vor der Stadt gelegene Kaserne in der Hand deutscher Truppen. Eine Kompanie Russen hatte noch versucht, das Gebäude zu halten, aber sie war abgeschnitten worden und hatte sich ergeben. Als die beiden Frauen aus ihrem Versteck hervorkamen, war kein Russe mehr im Gebäude.

Sie begannen sich sofort wieder mit den Verwundeten zu beschäftigen. Gegen Abend kamen deutsche Ärzte an, und Sanitäter brachten deutsche und russische Verwundete. Nun gab's wieder alle Hände voll zu tun...

Mit einem Mal schrie Lena laut auf. Sie hatte unter den Verwundeten ihren Bräutigam entdeckt. Er war ohne Bewußtsein... schwer verwundet. Eine Kugel durch die rechte Brust und eine böse Wunde von einem Granatsplitter in der rechten Wade.

Tag und Nacht wickelte Lena nicht von seinem Bett, um das geliebte Leben dem Tode abzurufen. Beim Aufschneiden der Beinwunde, in der noch ein Stück des Splitters steckte, wurde Nikolai munter. Ein glückliches Lächeln flog über sein Gesicht, als er Lena erkannte.

Wochenlang rang die Kunst der Ärzte und Lenas aufopfernde Pflege mit dem finstern Verhängnis, das mehr als einmal seine kalte Knochenhand nach dem wunden Mann ausstreckte. Aber menschliche Kunst und Liebe trugen den Sieg davon. Langsam schritt die Besserung fort. Und erst als der Herbst die Blätter gelb und rot zu färben begann, war Nikolai außer Gefahr.

Ohne Mühe setzte Lena es durch, daß er nach Königsberg geschafft wurde und sie ihn begleiten durfte. Als sie ihn dort in sicherer Obhut und treuer Pflege untergebracht hatte, setzte sie sich in die Bahn und fuhr nach Hause. Sie hatte sofort, als die Verbindung mit der Heimat hergestellt war, Nachricht nach Hause gegeben und lange Briefe erhalten, die ihr viel Neues und nur Erfreuliches berichteten. Ihre Schwester Erdmute hatte den alten Braczko geheiratet und lebte mit ihm sehr glücklich. Der Mutter ging es sehr gut... sie hatte keine Sorgen mehr. Die Wirtschaft wurde von einem Inspektor geleitet, den der Schwiegersonn eingesetzt hatte... und was sich sonst noch alles in Keimkallen und Berschkallen ereignet hatte.

Mit frohem Herzen saß sie in der Bahn.

Auch sie hatte Großes und Schweres durchgemacht... aber sie hatte sich ihr Lebensglück erkämpft. Ja, sie konnte mit vollem Bewußtsein sagen, daß sie ihr Glück dem Schicksal abgerungen hatte. Ihr Bräutigam war gerettet... und was ihr noch mehr wert war, er hatte sein inneres Gleichgewicht und seine Seelenruhe wiedergefunden. Seine Güter waren durch den Vorstoß *Hindenburgs* in deutscher Hand... und würden es fortan bleiben. Er konnte und wollte wieder ein Deutscher werden.

Kapitel 8

Der glückliche Bräutigam, der den Titel Onkel nur noch von Malvine zu hören bekam, hatte mit großer Energie alle Hindernisse beseitigt, die seiner baldigen Verheiratung im Wege standen. Allerdings mußte die Hochzeitsgesellschaft eine Stunde über Land fahren, um einen Standesbeamten und eine Kirche mit dem dazugehörigen Pastor zu finden.

Das Versprechen, für seine Schwägerinnen Brautführer zu besorgen, hatte Braczko allerdings nicht erfüllen können. Dafür hatte er jeder ein schönes Kleid geschenkt, was sie einigermaßen mit dem Fehlen der versprochenen Jägeroffiziere aussöhnte.

Dann gab es nach der Rückkehr ein sehr vergnügtes Festmahl, zu dem auch Malvine mit „ihrem Jungen“ erschienen war. Sie hatte, um die Freude nicht zu stören, die Trauer abgelegt und sah frisch und blühend aus.

Georginne war in froher Erwartung. Sie erwartete sehnsüchtig nicht nur ihr Kindchen, sondern auch ihren Gatten. Paul hatte geschrieben, er würde es, wenn irgend möglich, einzurichten suchen, daß er Pfingsten auf Urlaub käme. Sie sollte sich aber nicht zu fest darauf verlassen...

Nun schaute sie fleißig nach ihm aus und zählte die Stunden. Sie war aber sonst sehr tapfer. Sie kannte keine Furcht und keine trüben Ahnungen. Ja, sie erwartete ihre schwere Stunde mit Sehnsucht und hatte nur den einen Wunsch, ihrem Gatten einen kräftigen Jungen in den Arm legen zu können.

Vater Braczko hatte umsichtig alle Vorbereitungen getroffen. Schon seit einigen Tagen weilte eine ältere, freundliche Dame in Keimkallen, die schon manchem jungen Erdenbürger zum ersten Schritt in das irdische Dasein verholfen hatte... und die Kutschpferde standen angeschirrt, um in wenigen Minuten abfahren zu können, wenn Frau Gutbier es für nötig hielt, den Arzt holen zu lassen.

Am heiligen Abend vor Pfingsten klingelte das Telefon. Frau Strawischke wollte Braczko sprechen. Der junge Ehemann sprang schnell auf.

„Herrschaften, die Schwiegermutter ruft...“

Er nahm die Hörer ab.

„Hier dein gehorsamer Schwiegersohn.“

„Paul ist eben angekommen. Wie geht es Georginne? Bereitet sie in kluger Weise vor, damit sie keinen Schreck kriegt.“

„Was soll ich mit dem Waggon Saatkartoffeln jetzt anfangen? Ich kann ihn doch heute nicht mehr entladen lassen,“ erwiderte Braczko.

Frau Strawischke begriff sofort, daß er nicht so antworten konnte, wie er wollte.

„Ich lasse eben anspannen, in einer guten halben Stunde ist er da.“

„Na, wenn der Wagen durchaus gebraucht wird, dann schick ein paar Leute von dir hinüber und laß ihn wenigstens abladen. Was? Du hast keine Leute? Na, dann muß der Wagen so stehen bleiben... ich habe auch keine. Na, sonst geht's gut, ja? ... Bei uns auch. Auf Wiedersehen.“

Mit der unschuldigsten Miene kam er wieder an den Tisch. Georginne sah ihn forschend an.

„Vor 'ner Viertelstunde muß doch der Nachmittagszug angekommen sein.“

„Ja, der wird wohl angekommen sein.“

„Vater, deine Stimme klang so merkwürdig, als du mit einem Mal von Saatkartoffeln zu sprechen anfingst...“

Braczko zuckte mit der scheinheiligsten Miene die Achseln.

„Kindchen, du bist nervös...“

„Nein, Vater, ich bin bloß voll sehnsüchtiger Erwartung. Ich werde nicht erschrecken, wenn du mir jetzt sagst: Paul ist in Schorellen angekommen.“

„Vielleicht ist er auch gekommen... Ja mein Kind, er ist da.“

Georginne stieß keinen Schrei aus, sie fiel auch nicht in Ohnmacht, sondern sie stand ruhig auf und sagte:

„Gebt mir ein Tuch, ich will ihm entgegengehen.“

Doch dagegen erhob Frau Gutbier Einspruch. Sie wußte wohl, warum.

„Gedulden Sie sich bloß noch eine halbe Stunde, liebe, gnädige Frau. Sie müssen ruhig bleiben, Sie dürfen sich nicht aufregen.“

„Ich bin ja schon ganz ruhig,“ erwiderte Georginne lächelnd. „Aber ich halte es im Zimmer nicht aus.“

„Na, dann setzen Sie sich auf die Veranda... aber erst gehörig einhüllen.“

„Mein Gott, als wenn ich eine Zuckerpupp wär...“

„Sie sind viel mehr, gnädige Frau.“

Gehorsam ließ sich Georginne einen großen Radmantel umlegen und ihre Füße mit einem Tuch umhüllen. So saß sie still da und wartete auf ihren Gatten. Der Abendhimmel war wie von Glut begossen, und der Widerschein legte einen rosigen Schimmer auf ihr Gesicht. Die Bäume hatten zaghaft ihre, ersten Blätter entfaltet. Wie ein grüner, heller Schimmer lag es auf den Birken, deren tief herabhängende dünnen Äste von einem leisen Windhauch geschaukelt wurden. Im Garten sang eine Amsel. Dazwischen schmetterte der Buchfink seine kurze Strophe.

Leute vom Gut kamen vorbei und grüßten, und beim Gruß leuchteten ihre Augen vor Freude. Georginne rief einige Frauen an und fragte sie nach der Wirtschaft... und dann sagte sie ihnen freudig und stolz lächelnd:

„Heute kommt der junge Herr, mein Mann.“

Dann glaubte sie ein dumpfes Rollen zu hören. Es war aber nur ein Arbeitswagen, der mit Maien beladen aus dem Walde zurückkam. Aber nun, jetzt war es keine Täuschung... jetzt bogen die Schoreller Schimmel um die Ecke des Schafstalles. Noch ehe der Wagen hielt, sprang Paul heraus und stürmte durch den Garten zur Veranda...

Georginne hatte aufstehen wollen, aber nun versagten ihr die Knie. Nur die Hände streckte sie weit aus nach dem geliebten Mann.

Er kniete nieder, um sie in seine Arme zu schließen. Erdmute und Braczko standen hinter der Glastür.

Erdmute wollte sofort heraus, aber ihr Mann hielt sie zurück...

„Frauchen, solche Augenblicke darf man nicht stören, sie sind sehr selten im Menschenleben.“

Paul sah unbeschreiblich aus. Den ganzen Dreck des Schützengrabens hatte er noch an seinen Kleidern. Eine Nacht durch war er in einem Panjewagen gefahren, die drei Nächte vorher war er auch nicht aus den Kleidern und zur Ruhe gekommen.

„Rüstet mir vor allen Dingen ein Bad und holt mir Zivilkleider und frische Wäsche vor... Erst muß ich wieder ein Mensch werden.“

Beim Abendbrot schon kämpfte er mit der Müdigkeit, und als Vater Braczko ihn zu einer Flasche Rotspohn einlud, wehrte er lachend ab. Da nahm ihn Georginne unter den Arm und brachte ihn zu Bett. Lachend kam sie zurück. Er war eingeschlafen, kaum, daß er beide Beine im Bett hatte.

Und er schlief und verschlief alles. Er hörte nicht, daß Frau Gutbier Georginne auch bald danach ins Bett hineinkomplimentierte und daß der Wagen vom Hof fuhr, den Vater Braczko zum Arzt schickte... Er wußte, als er aufwachte nicht, daß er neugebackener Vater war...

Vater Braczko hatte schon eine ganze Weile ungeduldig an seinem Bett gesessen.

Als Paul endlich die Augen aufschlug, meinte er:

„Na, du hast einen gesunden Schlaf, mein Junge. Aber nun steh mal schnell auf und zieh dich an, Georginne hat eine kleine Überraschung für dich... einen strammen Jungen...“ schrie er fast heraus.

Paul sprang mit beiden Beinen aus dem Bett und faßte ihn um.

„Vater, ein Junge?“

„Vater, ich versteh immer Vater. Das bist du jetzt. Ich bin Gott sei Dank schon Großvater.“

Lachend fuhr Paul in die Kleider.

„Nun komm schon, waschen kannst dich nachher, hast ja gestern Abend gebadet,“ drängte Großvater Braczko... und während Paul zu Georginne hineinging, setzte sich der übergläckliche Großvater ans Telefon, um nach Berschkalen und Schorellen die Freudennachricht zu melden.

Malvine kam bald mit ihrem Jungen angefahren. Sie war freudig erregt. Aber dann holte sie einen Brief hervor, der die Nachricht enthielt, daß Kurt schwer verwundet mit zerschmetterter Kniescheibe in einem Feldlazarett dicht hinter der Front läge.

„Trotzdem soll er sobald als irgend möglich im Auto weggeschafft werden, weil es nicht ausgeschlossen ist, daß unsere Truppen dort noch einmal zurückgehen müssen.“

„Nun laß bloß den Kopf nicht hängen, Kind,“ rief Großvater Braczko, der den kleinen Paul Eberhard auf dem Schoß hatte. „Wenn er bloß nicht den Russen in die Hände gefallen ist, dann ist schon alles gut. Unsere Ärzte werden ihn schon auskurieren.“

„Ja, es ist bloß die Frage, ob ihm das Bein nicht abgenommen werden muß.“

„Ach, Gott, Malvine, ein lebendiger Mann mit einem Bein ist immer noch besser als ein Toter. Nun steck' mal ein anderes Gesicht auf, Malvine. Das ist der Heimatschuß für Kurt. Denk bloß daran, wie tapfer Georginne ist, obwohl sie weiß, daß Paul nach acht Tagen wieder weg muß.“

„Ja, du hast recht, Onkel,“ erwiderte Malvine, „man muß jetzt schon glücklich sein, wenn man nur einen Invaliden zurückbekommt. Wir wollen das Beste hoffen.“

Pauls Urlaub war wie im Flug veronnen. Die junge Mutter war sehr tapfer gewesen, als er Abschied nahm.

Acht Tage später kam die Nachricht von Kurt, daß er nach Königsberg gebracht worden sei. Er werde das Bein nicht verlieren, aber er werde ein steifes Bein behalten. Da setzte sich Malvine mit „ihrem Jungen“ in die Bahn und fuhr zu Kurt. Großvater Braczko schmunzelte und machte allerlei Andeutungen, aber Erdmute verwies es ihm. Malvine werde Bogdan von Roth nie vergessen und ebenso wenig Kurt seine Madeline.

„Werden wir erleben, werden wir sehen,“ erwiderte der junge Ehemann mit philosophischer Ruhe...

Der Sommer war vergangen, der Wind fuhr bereits über die Stoppeln, und die Stare zogen in gewaltigen Scharen umher, als wenn sie sich für den Flug nach dem Süden rüsteten.

Da wurde eines Tages das Berschkaller Wohnhaus bekränzt. Malvine hatte schon einige Tage daran herumgeputzt. Neue Möbel waren angekommen und aufgestellt. Das ganze Haus glich einem Schmuckkästchen.

Der Gutsherr wurde erwartet... Während Malvine mit dem kleinen Paul, der schon die ersten Gehversuche machte, zur Bahn fuhr, sammelten sich die Gutsleute in festlicher Kleidung auf dem Hof. Es waren manche neuen Gesichter darunter, die ihren Herrn noch nicht kannten, aber in der Hauptsache war der alte Stamm geblieben. Sie waren alle freudig erregt, denn sie hingen an ihrem Herrn, der ihnen nie Überlast zugemutet und in den Tagen der schweren Not wie ein Vater für sie gesorgt hatte.

Dann brauste der Wagen, mit zwei mutigen Trakehnern bespannt, heran. Kurt von Berg stieg aus. Noch ein bißchen bleich sah er aus, aber sonst ganz frisch und munter. Das Bein war nicht nur steif, sondern auch ein ganz klein wenig gekrümmt. Erst hob er seinen Buben aus dem Wagen, dann reichte er Malvine die Hand.

Wie auf ein Zeichen nahmen die Männer die Mütze ab. Der alte Hofmann trat vor. Er sollte und wollte eine Rede halten, bekam aber nichts weiter heraus als „Willkomm tu Hus, gnädiger Herr.“

Aber das genügte. Kurt schüttelte ihm die Hand und nacheinander allen Männern, die an ihn herantraten. Die meisten konnte er mit Namen benennen und begrüßen.

Wieder waren Wochen vergangen. Im Wohnzimmer, wo Malvine einen Kamin hatte einrichten lassen, brannte abends schon immer ein helles Feuer, das Kurt sehr liebte. Er konnte trotz seines Beines ausreiten...

Manchmal fuhr er auch in dem leichten Wägelchen, das schon Malvine benutzt hatte, aufs Feld. und immer hatte er seinen kleinen Buben mit, der mit großer Liebe an ihm hing.

Aber mit nicht geringerer Liebe an seiner Pflegemutter, und mit Rührung sah Kurt, wenn Paul Eberhardt bei der Rückkehr jauchzend auf Malvine zulief und nicht eher ruhte, bis sie ihn hoch hob und herzte...

Eines Tages kam, was Malvine mit geheimer Furcht schon lange hatte kommen sehen. Kurt trat an sie heran und sagte:

„Malvine, weshalb gehen wir so nebeneinander her? Ich brauche Liebe und ich brauche eine Mutter für meinen Jungen. Kannst du dich entschließen, mir die Hand zu reichen und meinem Kinde eine Mutter zu sein?“

Sie wich einen Schritt zurück.

„Kurt, ich kann es nicht... ich kann Bogdan nicht vergessen. Er lebt noch in meinem Herzen.“

„Ich habe auch Madeline nicht vergessen. Aber das Leben will auch sein Recht. Wir können nicht jahrelang so nebeneinander hergehen. Und ich habe

dich lieb, Malvine, ich habe dich sehr lieb, Madelinens Bild hat sich in meinem Herzen mit deinem verbunden... und du kannst Bogdan ein treues Gedenken bewahren. Das wird mich nicht stören. Ich bitte dich, sag mir kein starres Nein, das mich schwer treffen würde. Laß mir die Möglichkeit, um deine Zuneigung zu werben, bis die Erinnerung verblaßt und der Schmerz völlig geschwunden ist.“

Jetzt wurde Malvine rot und schwieg verlegen, denn eben in diesem Augenblick hatte Malvine gefühlt, daß Kurt ihr nicht gleichgültig war. Kurt war auch zurückgetreten und sah sie zweifelnd an. Er wußte nicht, wie er ihr Schweigen deuten sollte, als Zustimmung oder Ablehnung. Da wurde die Tür aufgestoßen, Paul Eberhardt kam hereingesprungen.

Erst faßte er seinen Vater um ein Knie und rief „Papa“ ... und dann zog er seinen Vater, daß er einen Schritt tun mußte und noch einen.

Und nun faßte er auch seine Pflegemutter um und rief jauchzend: „Mama“...

„Malvine,“ sagte Kurt leise, „für das Kind sind wir Papa und Mama... weshalb wollen wir es nicht auch in Wirklichkeit sein?“

Da neigte sie noch tiefer errötend ihren Kopf, und nun deutete Kurt das Zeichen richtig. Erst hob er seinen Jungen auf den Arm, und dann schlang er den anderen um Malvine.

Und während er sie küßte, tätschelte das Bübchen beiden die Backen und küßte sie umschichtig.

Glücklich lächelnd sah Malvine zu ihm auf.

„Ich habe ja nicht gewußt, wie lieb ich dich habe... und Bubi will mich doch durchaus als Mama haben...“

